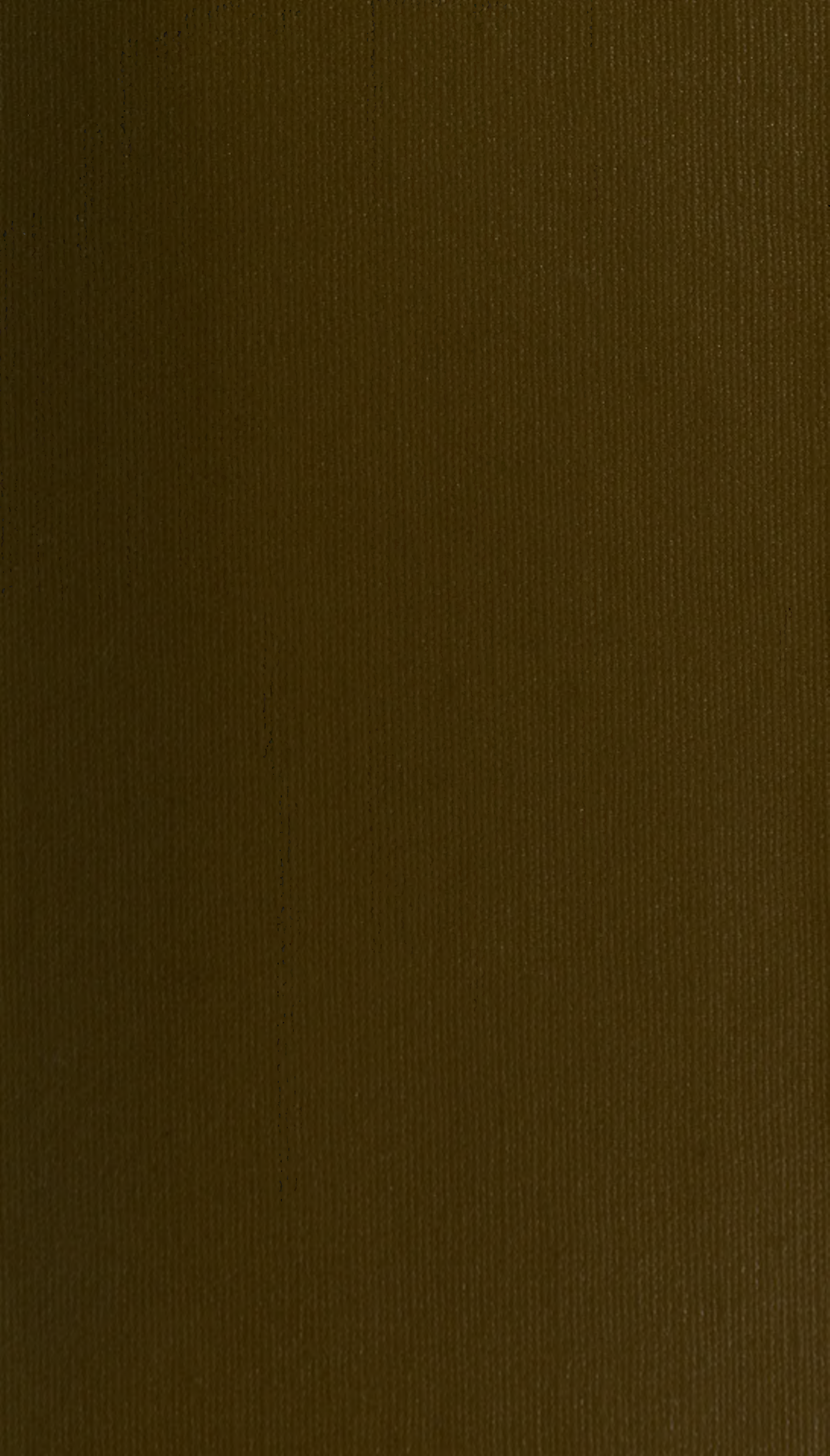
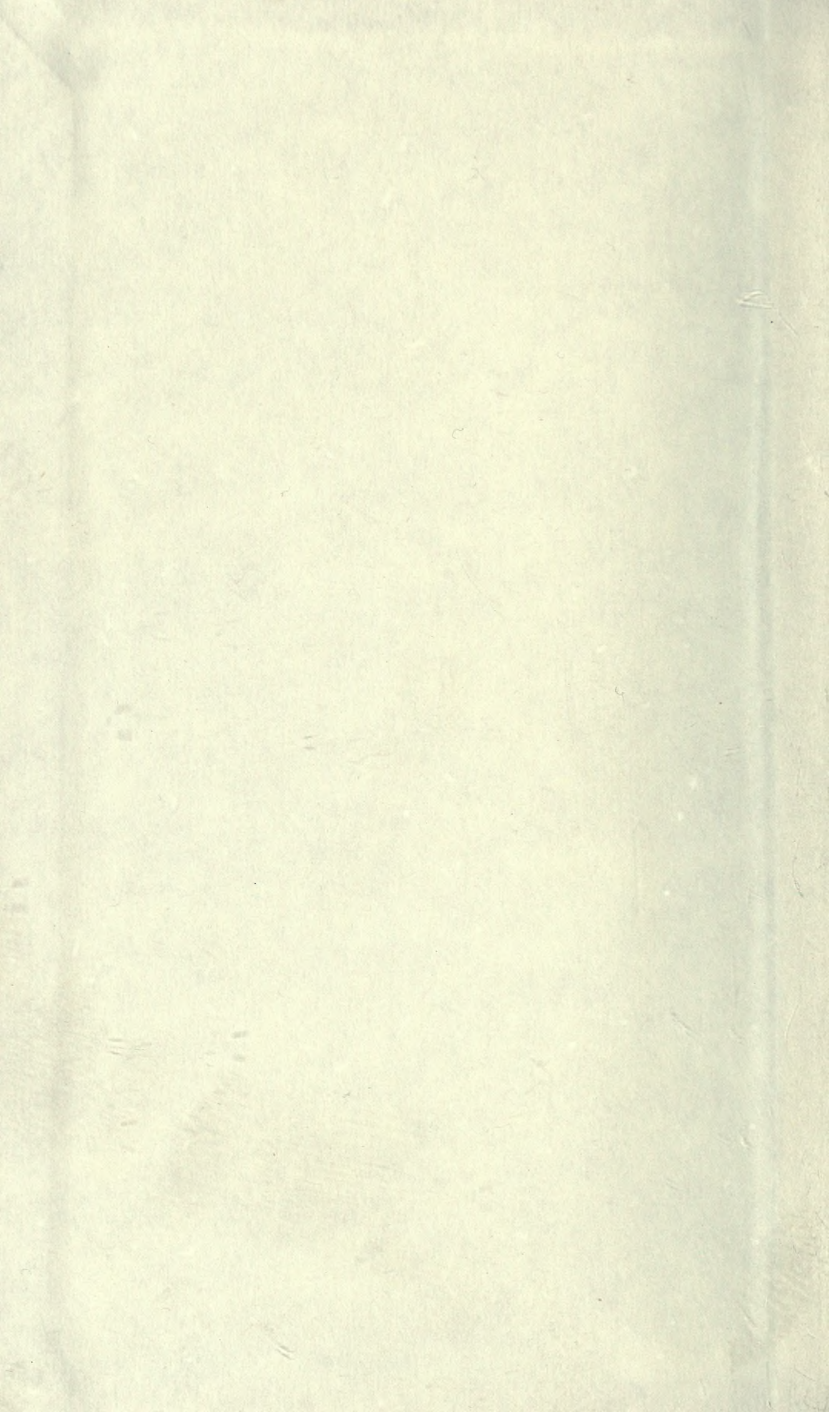
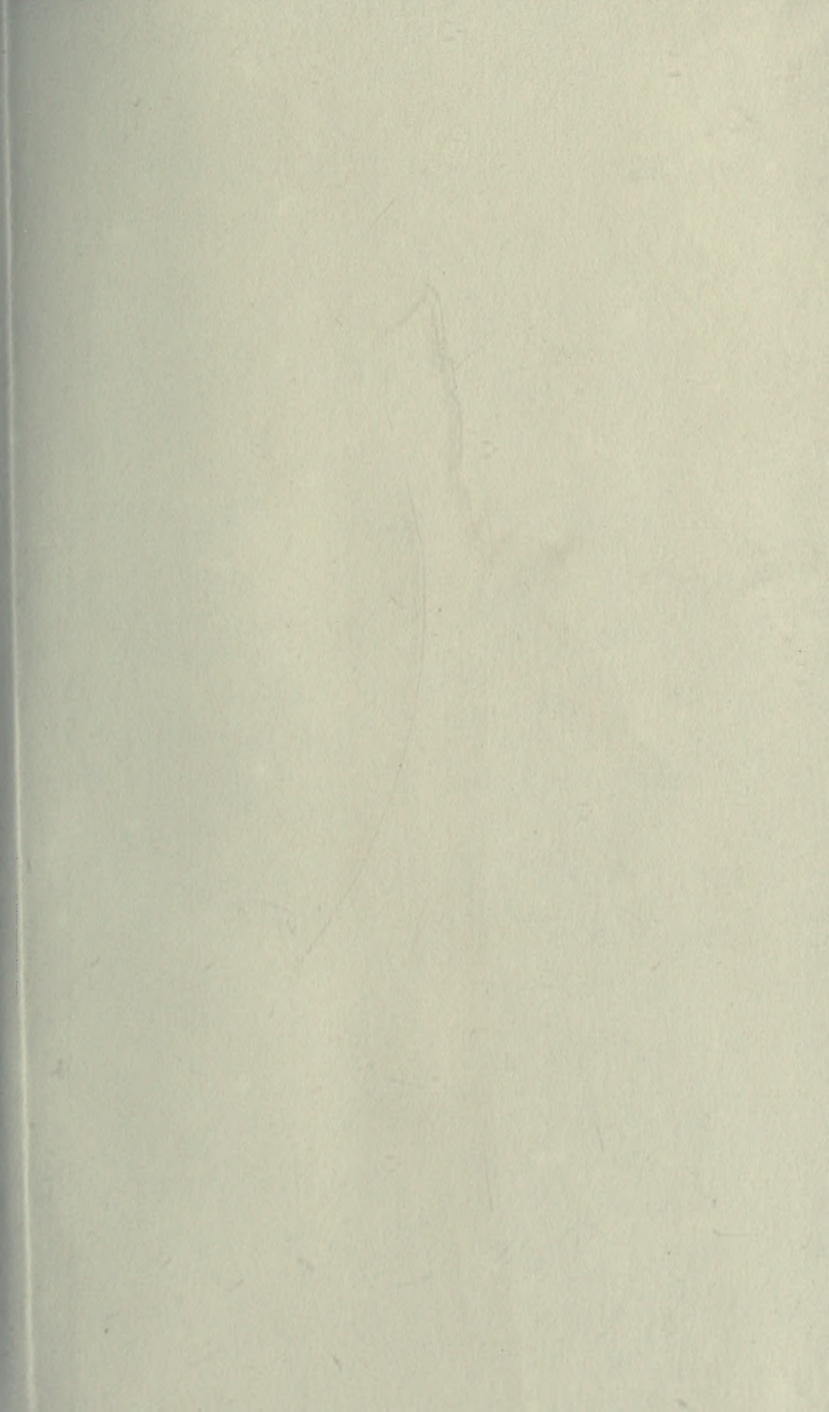
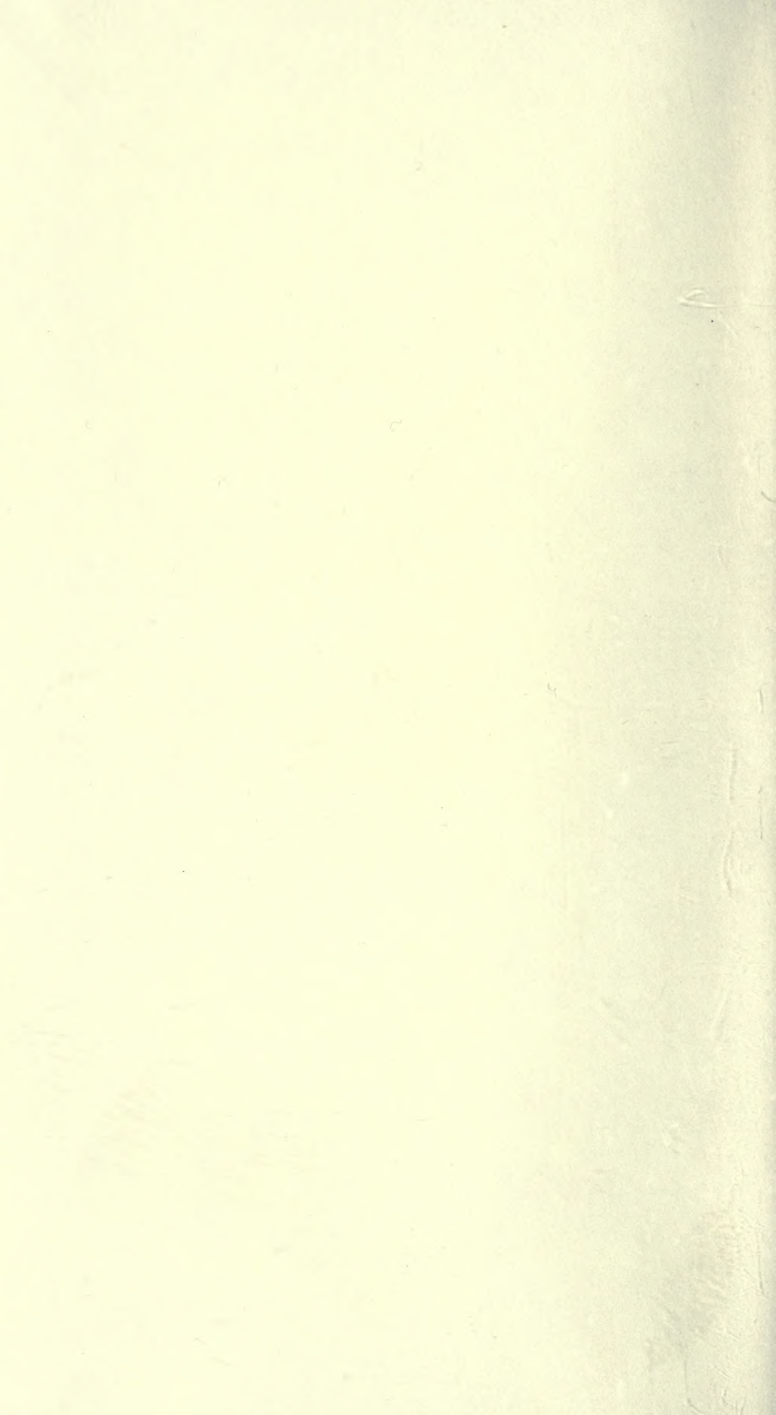
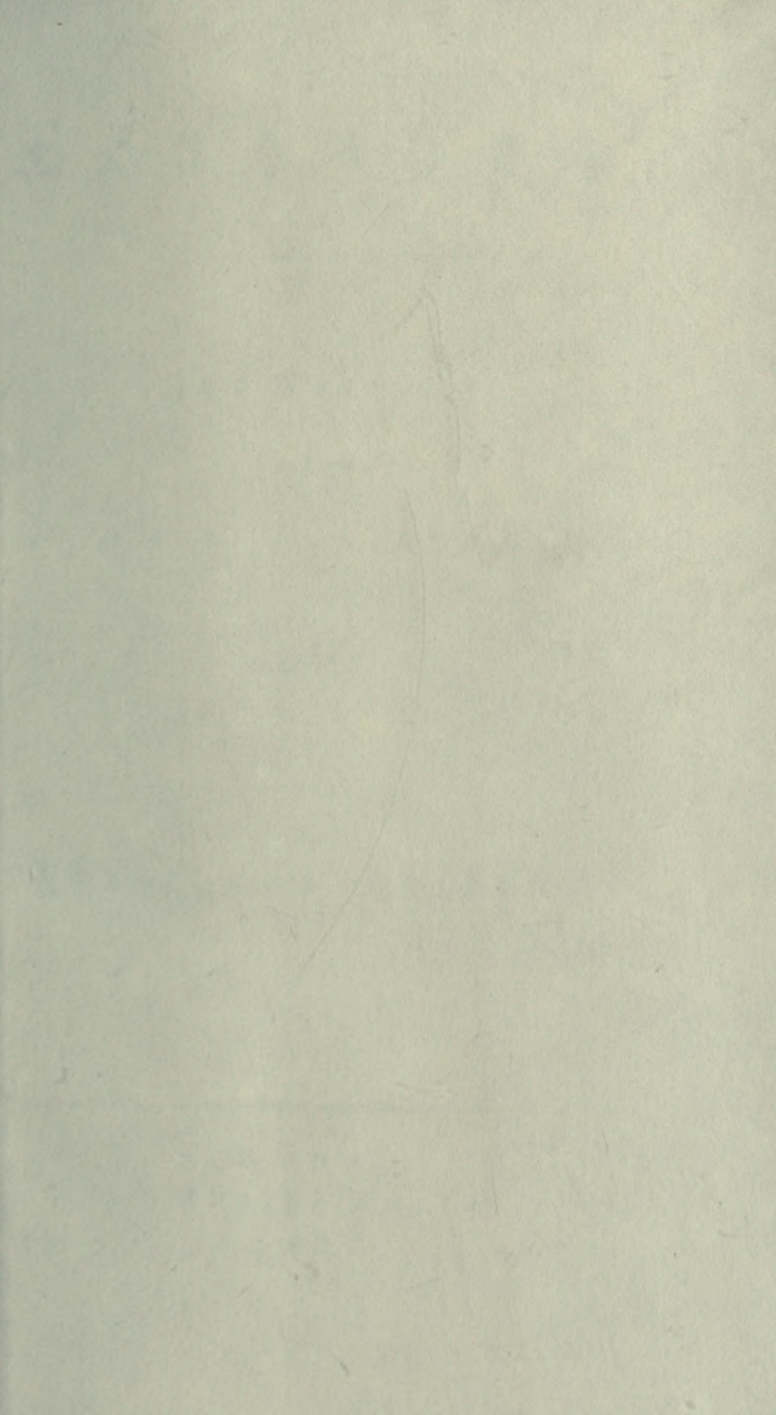












Xenophon.



Zur Rettung

seiner

durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre

dargestellt

von

Ferdinand Delbrück.

Bonn,
bey Adolph Marcus.
1829.

»Jedem edleren Gemüth ist es ein schmerzliches Gefühl, hochachtungswürdige Namen verunglimpft zu sehen; Namen, zumal von Personen, die sich nicht rechtfertigen können, von Todten. Unser Inneres empört sich hiebey gegen jede Unbilligkeit: denn das Gericht über Hingegangene will Wahrheit.«

Herder.

(Werke z. Lit. u. Kunst. VI, 239.)

Vorrede.

Wissenschaftliche Geschichtsforschung und künstlerische Geschichtserzählung haben zum Zwecke, die eine, über Verknüpfungen menschlicher Begebenheiten auszumitteln, was wahr ist, die andere, wahr Befundenes mit Kraft und Zier würdig darzustellen.

Vorhandene Zeugnisse, stumme wie redende, mündliche wie schriftliche, möglichst vollständig zu sammeln, einsichtig auszulegen, gewissenhaft zu prüfen, sorgsam zu vergleichen, zur Gewinnung probehaltiger Ergebnisse gründlich zu erörtern — hierin besteht geschichtliche Forschung, desto schwieriger, je ferner die Zeiten sind, welche sie betrifft, je spärlicher die Denkmale, welche sie benutzen kann, je räthselhafter deren Aussagen, je weiter verbreitet

und fester gewurzelt die über den behandelten Gegenstand vorgefaßten Meinungen.

Zur Ueberwindung solcher Schwierigkeiten gehören Geistesgaben und Anstrengungen ganz anderer Art, als wenn es darauf ankömmt, Ueberliefertes so zu gestalten und zu beleuchten, daß es fruchtbar werde zur Einsicht in den Weltlauf, zum Gebrauche für das werkthätige Leben, zur Pflege tüchtiger Gesinnung, zur Vorübung auf Sprechen und Handeln, zu veredelnder Anwendung erlesener Mußestunden.

Wie viel für einen Geschichtschreiber dazu gehöre, seinem Berufe von Seiten der wissenschaftlichen und künstlerischen Foderungen gleicher Maßen zu genügen, erkannten, wie es scheint, die großen Meister des Alterthums, da sie entweder, wie Thucydides und Tacitus, für ihre Werke Stoffe wählten, welche sich ohne spitzfindige und peinliche Grübeleyen, ohne weitläuftige und mühselige Bücherlesung ergründen ließen, oder im entgegengesetzten Falle, wie Herodot und Livius, glaubhaften Sagen und Nachrichten treuherzig folgten, zufrieden, die empfangenen aber nicht ängstlich abgewogenen Meldungen gefällig zu verbinden, mit dem Kerne ge-

diegener Lebensweisheit und dem Schmucke vergnügender Beredsamkeit auszustatten, wogegen andere, wie Polybius und Dionysius, bey Lösung ihrer Aufgabe das künstlerische Element dem wissenschaftlichen unterordneten.

Neuerdings ist ein Werk erschienen, dessen kühnes Streben unverkennbar dahin geht, jene beyden Elemente zu verschmelzen durch Vereinbarung des Höchsten, was geschichtliche Forschung und geschichtliche Darstellung zu leisten vermögen:

B. G. Niebuhr's Römischer Geschichte Erster Theil. Dritte Ausgabe. 1828.

Ueber die folgereichen Ergebnisse dieses Werkes, ob und wie weit dieselben haltbar seyen, abzuurtheilen, wäre von meiner Seite eine Anmaßung, die sich durch nichts beschönigen ließe, da ich, um vor mir selber ein solches Urtheil zu rechtfertigen, Untersuchungen vornehmen müßte, zu denen es mir an Zeit, an Lust, an Kraft, ja in vielem Betrachte auch an Vorkenntnissen gebricht.

Aber abgesehen von dem Gewinne an Sachkunde, den es dem Alterthumsgelehrten und Rechtsverständigen verheißt oder gewährt, besitzt es Ei-

genthümlichkeiten, wodurch es für wissenschaftliche Leser jeder Art sehr anziehend ist und höchst bildend werden kann.

Ich meine jene umfassende, in ganz verschiedenen Gebieten des Wissens einheimische, in fast keinem unbewanderte Gelehrsamkeit, belebt von einem Geiste, welchem Scharfsinn, Witz, Spähkraft, Ahnungsvermögen gleicher Maßen zu Gebote stehen, um bald durch erschöpfende Zergliederung kleinlich scheinender Einzelheiten oder überraschende Zusammenstellung fremdartiger Ereignisse, bald durch strenge Abhörung mißstimmiger Boten der Vorwelt oder lauschende Behorchung halb verschollener Sagen, bald durch Herstellung verblichener Züge auf fast verwitterten Denkmalen oder Entdeckung verlorener Spuren in vielfach verschlungenen Irrgewinden — um, sage ich, durch wohl berechneten Gebrauch dieser Kunst- und Erkenntniß-Mittel abwechselnd Verborgenes an das Licht zu ziehen, Vorscheinendes zurückzudrängen, Dunkles zu erhellen, Mangelhaftes zu ergänzen, Lückenhaftes auszufüllen, allgemein Geltendes als schlechthin Ungültiges zu verwerfen, Unbegreifliches glaubhaft, Unglaubliches begreiflich zu machen, über Vergan-

genes aus der Gegenwart, über Gegenwärtiges aus der Vergangenheit, über das Näheste aus dem Fernesten, über dieses aus jenem unerwartete Aufschlüsse zu ertheilen, verjährte Meinungen zu entwurzeln, jüngst entstandene zu unerschütterlichen Behauptungen zu erheben, so einen der merkwürdigsten Theile der Geschichte umgestaltend, die alte Welt in eine neue zu verwandeln.

Nehme ich dazu des Werkes weise Anordnung, welche in reizender Mannichfaltigkeit Anstrengendes und Anmuthiges verflechtend des Lesers Seele immer frisch, munter, wohlgemuth erhält, dann die Lebendigkeit der bald schlichten und feinartigen, bald mittleren, bald vollkräftigen und schwunghaften, mitunter auch wohl ungestümen, dabey in allen Abschattungen sprachgewaltigen Vortragsweise; dann die köstliche Fülle eingeschalteter Kunsturtheile und Nebenbemerkungen über die wichtigsten Dinge; endlich die Gesinnung, welche das ganze beseelt — Nehme ich alles dieses zusammen: so kann ich mir den mächtigen Eindruck erklären, welchen jenes Werk auf mich gemacht hat, die erhöhete Gemüthsstimmung, welche mir die Tage, da ich es in einem Zuge durchlas, unvergeßlich machen wird.

Mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd, sollen wir nach Lessing's Satzung jedes Meisterwerk lesen, also auch dieses.

Zum Zweifeln giebt der Verfasser selber uns nicht geringen Antrieb in dem, was er von dem Verhältnisse der zweyten Ausgabe des Buches zur ersten von 1811 meldet, mit der in der That starken Zumuthung an uns, die frühere Arbeit, welche Savigny einst ein unerreichbares Werk nannte, als ein jugendliches und unreifes bey Seite zu legen. Dagegen erklärt er nun freylich die in der zweyten Ausgabe von 1827 ausgesprochenen Ueberzeugungen für durchaus begründet, die darin niedergelegten Ansichten für unveränderlich. Diese Unveränderlichkeit hat sich auch bis zur Erscheinung der dritten Ausgabe von 1828 binnen sechzehnmonathlicher Frist (zu rechnen vom 8. December 1826 bis zum 9. April 1828) in der That bewährt, so fern, um mit des Verfassers eigenen Worten zu reden, »die letzte Bearbeitung keines von den in der vorhergehenden mit Bestimmtheit gegebenen Resultaten aufgehoben hat, sondern neben vielen einzelnen Zusätzen, neue hinzugefügt, welche die vorher gewonnenen vollenden; man-

cher Ansicht festere Entschiedenheit, oft der Darstellung und dem Ausdruck größere Klarheit gegeben.«

Wer sieht nicht aus diesen Worten von neuem, wie schwer dem Meister fällt, sich selber zu befriedigen, und wer möchte nicht daraus schließen, daß leicht zu befriedigende Leser ihm höchlich mißfallen müßten. Meines Erachtens sollten ihm, wenn er die schlimme Wahl hätte, störrische, die nur darauf ausgingen, ihm zu widersprechen, lieber seyn als gar zu folgsame, welche nichts thäten als ihm nachsprechen.

Wie viel mehr als von seinem Hauptwerke dürfte dieses von Nebenwerken gelten, dergleichen die kleine Abhandlung über Xenophon's Hellenika ist. Ich meinte demnach in seinem Sinne zu handeln, als ich, was diese für den Platon Herabwürdigendes enthält, öffentlich zur Sprache brachte *).

---

*) Siehe Vertheidigung Platon's gegen einen Angriff auf seine Bürgertugend. Eine nicht gehaltene akademische Rede, verfasset und dem Herrn Geheimen Staatsrath Niebuhr als Merkmal hoher Achtung zugeeignet von Ferdinand Delbrück. Bonn, bey A. Marcus 1828.

Hiedurch hat sich der verehrte Mann bewogen gefunden, die zweyte Ausgabe gedachter Abhandlung mit einer Nachschrift zu begleiten *), worin er beflissen ist, jene anstößigen Aeußerungen so auszulegen und zu wenden, daß es das Ansehen gewinnen soll, als sey das entstandene Aergerniß nicht ein gegebenes sondern ein genommenes, da die erfolgte Einrede einzig ihre Quelle habe theils in Mißverständnissen theils in Mißdeutungen des unberufenen des vorlauten Anwalts.

Aus der bewegten, um nicht zu sagen, leidenschaftlichen Sprache, worin er sich hierüber ausläßt, geht unverkennbar hervor, wie viel ihm daran liege, den Verdacht zu entfernen, als sey er selbst in einem unbewachten Augenblicke fähig, dem Platon zu nahe zu treten. In dieser Beziehung ist sein Streben, mir gegenüber sich von aller Schuld zu reinigen, gesetzt auch, daß es seines Zwecks verfehlte, höchst erfreulich.

Sehr betrübend dagegen ist es, daß er in

*) Siehe B. G. Niebuhr's kleine historische und philologische Schriften. Erste Sammlung. Bonn, bey E. Weber 1828. S. 464–482

eben jener Nachschrift die dem Xenophon angethane Verunglimpfung noch verstärkt. Darüber nämlich, daß dieser ein grundschlechter Bürger gewesen sey, und auch als Schriftsteller keine Achtung verdiene, scheint er der Beystimmung aller Urtheilsfähigen so sicher zu seyn, daß er sich selber rühmt als den, welcher zuerst dem Vorurtheile beherzt engegentrete, womit man so lange jenem abergläubisch gehuldigt habe.

Wer aus Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit einem Ueberschätzten ungebührliche Ehre nimmt, erwirbt sich gewiß ein nicht geringes Verdienst, wie der sich schwer versündigt, welcher duldet, daß ein edeles ihm theures Haupt geschmähet werde, und aus Feigheit dazu schweigt.

Ob des Vaters der Philosophie vieljähriger vertrauter und geliebter Jünger ein Taugenichts gewesen, oder wofür er seit mehr als zweytausend Jahren galt, in Wort und That ein feiner und braver Ehrenmann — diese Frage darf niemanden gleichgültig lassen, der einzusehen vermag, was hier auf dem Spiele steht.

Deßwegen unternehme ich darzuthun, daß die in der angeführten Abhandlung entworfene Schil-

derung Xenophon's ein völlig mißrathenes und gänzlich verfehltes Abbild giebt, welches in Haupt- und Neben-Zügen das Urbild bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Bey Ausführung dieses Vorhabens mit Ernste und rücksichtloser Offenheit zu Werke zu gehen, foderte von mir die Hoheit meines Gegenstandes, gebot mir das Bewußtseyn meiner Absicht, ermunterte mich das Vertrauen zu dem unbestechlichen Wahrheitssinne meines edlen Gegners.

Bonn, im Monath April 1829.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

*) Von diesen sind mehrere wo es ohne Unbequemlichkeit geschehen konnte, in den Text aufgenommen worden.

Einleitung.

Wer im Wesentlichsten auf alle Verhältnisse Anwendbaren je länger je mehr sich zu unterrichten beflissen ist, und der fortschreitenden Kunde gemäß, im bürgerlichen und häuslichen Leben ein gehöriges und schickliches Verhalten beobachtet, so, daß er unter allen Umständen sich bewährt als einen Mann von tüchtiger Gesinnung, von wenn auch nicht sehr scharfem und tiefem doch gesundem Verstande, von wenn auch nicht umfassender und überschwänklicher Einsicht in entlegene und verborgene Dinge dafür desto hellerer in die alltäglichen; als einen Mann, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle trägt, der Hand und Zunge genugsam in der Gewalt hat, um, unterstützt durch Gefälligkeit in seiner persönlichen Erscheinungsart, für löbliche Zwecke mit Kraft und Zier, mit Anmuth und Würde in Wort und That zu wirken—ein solcher hieß bey den Griechen vorzugsweise kalos kagathos, das ist: fein und brav. 1)

Der anerkannten Meister in den verschiedenen Fächern edler Kunst und Wissenschaft sind im Laufe der Jahrhunderte nicht wenige aufgestanden. Gering dage-

gen ist in allen Zeiten vergleichungsweise derer Zahl, welche sich als Feine und Brave hervorthun, ungeachtet bereits vor mehr als zweytausend Jahren Sokrates den Weg gewiesen hat, der unfehlbar dahin führt.

Um so größere Aufmerksamkeit verdient ein Mann, welcher bisher für ein Muster sokratischer Feinund-bravheit galt, Xenophon, als der Seltenen einer, welche, von redlichem Streben, so denken zu lernen, daß sie danach handeln können, beseelt, die von der Natur ihnen verliehenen Fähigkeiten fleißig übend, das von dem Geschicke ihnen beschiedene Wohl und Wehe gewissenhaft behandelnd, ihres Lebens Aufgabe glücklich lösen.

Je öfter sich zutrug, daß die verschiedenen Richtungen des werkthätigen und beschaulichen Lebens die, welche sich dem einen oder dem andern ergaben, gegenseitig entfremdeten, desto mehr freuete man sich Xenophon's, in welchem der Feldherr, der Staatsmann, der Philosoph, der Geschichtschreiber, der Redekünstler, der Hausvater ihres gleichen erkannten.

Was ihn, wie an der Spitze des Heeres so im Kreise der Seinigen, wie im Getümmel der Schlacht so im einsamen Selbstgespräche, wie auf dem Gipfel des Glücks so unter schweren Widerwärtigkeiten leitete — Kraft im Thun, Einfalt im Streben, Reinheit der Stimmung, Schlichtheit des Urtheils, Erhebung über das Menschliche, Demüthigung unter das Göttliche — dieses vereint ergoß sich wie ein lauterer sanftwärmender Lichtstrom in seine Werke, und verlieh diesen jene unnachahmliche Lieblichkeit, welche jedem Kunstbestreben unerreichbar bleibt, weil sie aus dem Innersten seiner wohlgeordneten Seele quoll.

So leuchtete seit vielen Jahrhunderten Xenophon, zwar nicht als eines der Häupter unseres Geschlechts aber doch als eine seiner Zierden, besonders segensreich durch jene vermittelnde Wirksamkeit, welche die verschiedenartigsten Geister, höhere und niedere, vereinigte und befreundete.

Uebereinstimmendes Zeugniß der Jahrtausende ist zwar keinesweges über irgend etwas für untrüglich zu achten, dennoch in Dingen dieser Art von unermeßlichem Gewichte. Dasselbe leichtsinnig aufgeben, oder gar ohne die gründlichste Prüfung entschieden verwerfen, heißt, das allgemeine Menschenbewußtseyn Lügen strafen, heißt, das Vertrauen, welches ein Zeitalter dem andern schuldig ist, untergraben, heißt, die Grundlage der Lebensgemeinschaft erschüttern. Höchst befremdlich ist daher, daß plötzlich jemand aufsteht, der jenem Zeugnisse entgegen, den Xenophon schildert als einen Missethäter, welcher am Heiligsten, was es für ihn gab, am Vaterlande, so schwer sich vergangen habe, daß nie ein Staat einen entarteteren Sohn ausgestoßen als Athen ihn, Ihn, den schon vor der Verbannung Abtrünnigen, den nach der Verbannung verstockten Feind des Vaterlandes, welcher über dessen Wiederemporkommen sich betrübte, und als Geschichtschreiber tückisch darauf ausging, es zu verunglimpfen, diese Verkehrtheit aber dadurch büßen mußte, daß er in einem Werke, worin er dem Thucydides nachzueifern trachtete, die Sprache eines faselnden Thoren, eines lallenden Kindes redete 2).

So urtheilt, nicht etwa einer aus der Menge, sondern unserer Edelsten und Besten Einer, der selber, wie nur sehr wenige, eine Nachwelt zu erwarten hat 3); so urtheilt ein Geschichtschreiber, zu dessen heiligsten Berufs-

pflichten gewissenhafte Unparteylichkeit eines strengen keiner Gunst und Ungunst zugänglichen Richters gehört 4), und — was das Bedenklichste — ein solcher Mann spricht ein solches Urtheil aus, nicht als Eingebung eines unbewachten Augenblickes, sondern in Form einer wissenschaftlichen Behauptung.

Wohlan! Ist sie gegründet diese Behauptung: so verdienet sie die lauteste und allgemeinste Anerkennung, damit Sokrates als Jugendverderber von neuem vor Gericht gestellt, damit von neuem die Philosophie zur Rechenschaft gezogen werde, Rede und Antwort zu geben von dem, was sie verheißt und was sie leistet.

Ist sie aber unbegründet: so darf sie nicht unangefochten bleiben. Oder haben Todte, welche nach Erlöschung des leiblichen Daseyns nur geistig fortleben, keinen Anspruch auf Recht und Gerechtigkeit? Vielleicht deßwegen nicht, weil sie von der ihnen widerfahrenden Kränkung nichts empfinden? — Als ob nicht in ihrer Person jedweder sich gekränkt fühlte, der einen Namen zu verlieren hat 5).

Unter jenen lebendigen Todten aber sind keine, denen gebührende Ehre zu erweisen wir stärker verpflichtet wären, als die großen Meister des Alterthums, sie, welche als Pfleger und Spender edler Kunst und Wissenschaft, wie unsterbliche Genossen aller Zeiten, weit und breit auf Erden umherwandeln, uns selber von frühester Jugend an lehrend, bildend, ermunternd, rathend, tröstend, gleich Vätern, Führern, Vormündern, oder gleich Gefährten, Brüdern, Freunden durch das Leben geleiten.

Wenn ich daher auftrete, um einem in vielem Betrachte mir so überlegenen Manne gegenüber, zu Xe-

nophon's Gunsten das Wort zu nehmen: so thue ich nur, was ich meine nicht lassen zu dürfen.

Wie aber soll ich mein Vorhaben ausführen?

Gewöhnlicher Menschen Leben bestehet aus Bruchstücken, unter denen ihr das eine oder andere beliebig herausgreifen möget, um zu sagen: In dem und dem Augenblicke sprach oder that dieser und jener das oder das, ohne daraus folgern zu dürfen, was ein solcher sey, da dieser und jener in der Regel nichts ist, das will hier sagen, keine bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit besitzt.

Eines Xenophon Leben dagegen gleichet einem Kunstwerke, in welchem alles mit allem von einem und demselben Geiste, der das Ganze beseelt, innigst verknüpft wird. Durch Hervorhebung bedeutender Puncte aus seinem Leben, zu seinen Werken, über seine Sinnesart und Darstellungsweise des Mannes Eigenthümlichkeit zur Anschauung zu bringen, ist der Hauptzweck der folgenden Mittheilungen. In dem Maße als die Erreichung desselben gelingt, entkräften sich die wider ihn erhobenen Auflagen von selbst. Darum schien hinreichend, hierauf Bezügliches anhangsweise beyzufügen

---

Anmerkungen und Nachweisungen zur Einleitung.

---

1) Habe ich den Begriff der Kalokagathie richtig gefaßt: so gehört er zu den gehaltreichsten, die es giebt, und verdient, wenn irgend einer, unter uns in Umlauf zu kommen. Das kann aber nur geschehen, wenn man sich zur Bezeichnung desselben über einen Ausdruck vereinigt, der als einmal für immer dazu gestempelt durch häufigen Gebrauch gangbar werde. Da in dieser Beziehung ein mangelhafter, welcher feststeht, besser ist, als mehrere vielleicht gleich gute, welche wechseln: so wage ich, den Wunsch auszusprechen, daß irgend einer allgemeine Anerkennung finden möge, und in etwaiger Ermangelung eines bequemeren, der von mir gewählte. — — —

Statt die vielen Stellen, aus deren Vergleichung ich die aufgestellte Erklärung geschöpft habe, vollständig aufzuzählen, hebe ich von den xenophontischen als vorzüglich bedeutsame hervor die im Oeconomicus VI, 11—17 und VII, 1—3 befindlichen. Diesen zu Folge bezeichnete der herrschende Sprachgebrauch mit dem Namen Kaloikagathoi überhaupt Leute von Stande und Vermögen und daraus entsprungener feinsittiger und gemächlicher Lebensart. Sokrates knüpfte an den Namen den Begriff einer aus gediegener Geistesbildung und rechtschaffner Gesinnung entspringenden Tüchtigkeit. Seitdem konnte es nicht an solchen fehlen, welche Kaloikagathoi

hießen, ohne es im sokratischen Sinne zu seyn, und umgekehrt, die es waren, ohne so zu heißen. Er selber wegen seiner Armuth galt bey den Kleoniden schwerlich für einen Kaloskagathos, so wenig als bey ihm wegen ihrer Unkunde in den wichtigsten Dingen einer von ihnen, wie reich und vornehm sie auch seyn mochten. Auf diesen Unterschied zwischen höherer und gemeiner, zwischen echter und scheinbarer Kalokagathie wollte ich durch das gewählte Nebenwort vorzugsweise hindeuten. Daß in dem engländischen Worte Gentleman von Alters her eine ähnliche Zweydeutigkeit sich birgt, ergiebt sich aus einem Geschichtszuge, den ich Kant'en nacherzähle, in dessen Anthropologie S. 265 es heißt: »König Jakob I. von England wurde von der Amme, die ihn gesäugt hatte, gebeten, er möchte doch ihren Sohn zum Gentleman machen. Jakob antwortete: das kann ich nicht. Ich kann ihn wohl zum Grafen, aber zum Gentleman muß er sich selber machen.« Wer sieht nicht, daß unter Gentleman die Bittstellerinn einen vornehmen, der König einen feinen Mann verstand. Kein Wunder daher, daß später Shaftesbury nach des Sokrates Beyspiele strebte, jenen Ehrennamen höchlichst zu adeln, da sein vollendeter Gentleman ein eben so weiser und guter, wie angenehmer und artiger Mann ist, ein Kunstmeister des philosophischen, d. i. des schönsten und besten Lebens. (Miscell. Kollect. III, 1. am Schlusse S. 135. nach der Baseler Ausgabe). Beyde Elemente, diese Shaftesbury'sche Gentlemanship, und jene Sokratische Kalokagathie verschmelzte Wieland in einen Begriff, auf den er in einer im J. 1758. erschienenen Schrift seinen Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute gründete. Hierüber wurde er in

den Litteraturbriefen angegriffen von Lessing, welcher behauptete Kaloskagathos bedeute nichts anderes, als was wir einen guten hübschen Mann nennen (Sämmtliche Werke XXVI, 32—40. n. d. ält. Berl. Ausgabe). Gegen diese Herabsetzung des Worts erklärte sich in den Fragmenten zur deutschen Litteratur Herder, ohne doch Wieland'en beyzupflichten (Sämmtl. Werke zur Litt. und K. gehörig II, 80). Wieland selbst machte später den von mir hervorgehobenen Unterschied zwischen höherer und niederer, zwischen echter und scheinbarer Kalokagathie geltend im Aristippus. (Sämmtliche Werke XXXIII, S. 394.).

2) Wer vom Xenophon nichts wüßte, als was die Abhandlung über die Hellenika von ihm aussagt, könnte sich kein anderes Bild von ihm machen, als das hier aufgestellte, welches vielleicht der Urheber selbst jetzo mit Bestürzung ansieht, und doch besteht es aus lauter Zügen, welche bey ihm, obwohl zerstreut, wirklich vorkommen.

3) — der selber eine Nachwelt zu erwarten hat und hierinn Antrieb finden sollte, im Loben und Tadeln bedeutender Menschen der Vorwelt ein Verfahren zu beobachten, welches in Würdigung seiner selbst den Nachkommen zur Richtschnur dienen könne. In anderer Beziehung empfielt Lessing den Schriftstellern das Memento mori, wenn er sagt: »Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu seyn wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch größere Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß

es sehr gut seyn würde, wenn auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu seyn lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhm absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon jetzo diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündigt, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten.« (Rettung des Horaz III, S. 192). Noch weiter treibt diesen Gedanken Lessing's Goethe, im Briefwechsel, wo er (II, 284.) sagt, es sey eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch mache, seine Zeitgenossen zwingen selle, alles was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilge er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. — Demnach freuete er sich der Bewegungen, welche die xenialen Witzspiele bey Freund und Feind erregten, gleicher Maßen; ja der mißwilligen fast mehr noch als der beyfälligen.

4) »Unter den Werken des menschlichen Geistes ragt an Würde und Ansehnlichkeit die Geschichtschreibung hervor, deren Redlichkeit die Beyspiele der Vorfahren, der Dinge Wechsel, die Grundsatzungen der Staatsweisheit, der Menschen Name und Ruf anvertrauet werden.« So sagt Bacon von Verulam (Augm. Scient. II, 5). Mißfällt es demnoch selbst an einem Dichter, wenn er eine geschichtliche Person in das Schlechtere umbildet, obwohl die Gesetze seiner Kunst ihm dieses gestatten, bisweilen gebieten: wie viel anstößiger ist ein solches Verfahren von Seiten eines Geschichtschreibers, welcher von Amtswegen darob wachen soll, daß jeglicher

an Ehre und Schande bey den Nachkommen seinen Lohn empfahe, nach dem er gehandelt hat bey Leibes Leben.

5) Da es schon seit geraumer Zeit unter uns nicht an Bestrebungen fehlt, den altväterlichen Glauben an Fortdauer nach dem Tode und einen Zustand der Vergeltung aus den Herzen der Menschen zu verdrängen: so wäre vielleicht nicht undienlich, solchen, an denen dieser Zweck erreicht wird, einigen Ersatz darzubieten durch Auffrischung des Glaubens an Abgeschiedener mehrmalige nach geordnetem Kreislaufe erfolgende Rückkehr auf die Erde, jenes uralten Glaubens, welchem Lessing sich geneigt erklärte, auch Herder das Wort zu reden scheint, wenn er sagt: Schreibe, sprach jene Stimme, und der Prophet antwortete: für wen? Die Stimme sprach: schreibe für die Todten, für die, welche du in der Vorwelt lieb hast. — Werden sie mich lesen? — Ja! denn sie kommen zurück als Nachwelt« (Litt. und Kunst VII, 352.). Selbst Johannes Müller bekam einst bey'm Lesen der philosophischen Werke Plutarch's Lust, zu glauben, er sey zur Zeit jener Alten der Ihrigen einer gewesen. So heimelte es ihn an; so gut verstand er alles, wie wenn ihm von Schaffhausen erzählt würde. (VII, S. 5.) Demnach könnte ja früher oder später, hier oder dort auch Xenophon wieder zum Vorschein kommen. Wie würde ihm zu Muthe seyn, wenn er sich so schwer verklagt, und von niemand vertheidigt sähe.

Erster Abschnitt.

Aus Xenophon's Leben. 1)

Sokrates begegnete einst in enger Gasse einem Jünglinge, von dessen Schönheit und Sittsamkeit er so betroffen wurde, daß er mit vorgehaltenem Stocke ihm den Weg versperrte, um ihn zu fragen, wo Lebensmittel feil stünden. Nach empfangener Antwort fragte er weiter, wo feine und brave Leute gediehen, ohne Antwort zu erhalten. Wohlan! sprach er, folge mir, du sollst es erfahren.

Jener über die Maßen schöne und sittsame, jener zur Feinundbravheit von der Natur köstlichst ausgestattete Jüngling war des Atheners Gryllus Sohn, Xenophon, damals in einem Alter von etwa achtzehn Jahren. Nicht lange darauf geschah, daß er an der unglücklichen Schlacht bey Delium Theil nahm, auf der Flucht mit dem Pferde stürzte, und aus der Gefahr, getödtet oder gefangen zu werden durch den Sokrates gerettet wurde, der den besinnungslos daliegenden aufhob, und eine Strecke Weges auf den Schultern trug, bis er ihn dem Getümmel entzogen hatte.

Sonst weiß ich aus der ersten Hälfte seines Lebens

mit Sicherheit nichts für meinen Zweck Bedeutendes zu melden, als daß er wie an Alter so an Feinundbravheit zunahm: denn er hatte bereits das sieben und vierzigste Jahr erreicht, bevor der Tag erschien, der ihm selber und der Welt offenbaren sollte, was in ihm sey. 2)

Hiemit hat es folgende Bewandniß:

Der persische Prinz Cyrus, welcher als Statthalter in Vorderasien schon während des peloponnesischen Krieges durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit einen großen, und durch seine Parteylichkeit für Lacedämon einen bey den Athenern verhaßten, bey der Gegenpartey beliebten Namen erworben hatte, ging nach des Vaters Tode mit nichts Geringerem um, als seinen Bruder Artaxerxes, der jenem in der Herrschaft gefolgt war, vom Throne zu stürzen, und sich darauf zu setzen. Zu dem Ende rüstete er, unter dem Vorwande, benachbarte Völkerschaften bekriegen zu wollen, ein ansehnliches Heer. Zu den wesentlichsten Bestandtheilen dieses Heeres gehörten dreyzehntausend griechische Kriegsmänner, (eilftausend Schwerbewaffnete nebst zweytausend Mann leichter Truppen) die in seinen Sold getreten waren. An der Spitze dieser Schaar stand Klearchus, ein damals in der Verbannung lebender Lacedämonier. Einer der Befehlshaber war der Böotier Proxenus.

Von diesem seinem Gastfreunde erhielt Xenophon die Einladung, nach Asien zu kommen, und sich durch ihn dem Cyrus vorstellen zu lassen. Er, unschlüssig, was er thun sollte, sprach über die Sache mit dem Sokrates. Dieser, aus Besorgniß es könne ihm Befreundung mit dem Cyrus bey seinen Mitbürgern zum Vorwurfe gereichen, rieth an, den Fall dem delphischen Gotte vorzulegen. Xenophon ging und fragte den Apol-

lon, welchem der Götter er Opfer darzubringen habe, um auf das schönste und beste die beabsichtigte Reise zu vollbringen und wohlbehalten heimzukehren. Apollon hieß ihn den Göttern opfern, welchen es gebühre. Nach der Rückkunft theilte er den Spruch dem Sokrates mit. Dieser bezeigte sich unzufrieden darüber, daß er nicht zuerst gefragt habe, ob ihm besser sey zu gehen oder zu bleiben, sondern für jenes sich selbst entscheidend, nur geforscht, wie er die Reise auf das beste einzurichten habe. Da du aber, fügte er hinzu, einmal so gefragt hast: so mußt du thun, was der Gott geheißen hat. Demnach vollzog er die verordneten Opfer und segelte ab. Den Proxenus und Cyrus traf er in Sardes zu einer Zeit, wo beyde im Begriffe standen, von dort aufzubrechen. Dieses bestimmte ihn, seiner anfänglichen Absicht entgegen, ihren Wünschen nachgebend, bis zum Ende des angeblich wider die Pisidier gerichteten Feldzuges in des Prinzen Gefolge zu bleiben. Was mit Ausnahme des Klearchus für jeden ein Geheimniß geblieben, daß der Krieg dem Könige gölte, ward nach der Ankunft in Cilicien Allen offenbar. Im Griechenheere war wohl kaum einer, den nicht des Cyrus Täuscherey entrüstete, und sein verwegenes Unternehmen bestürzt machte. Dennoch trennten sich nur wenige von ihm. Etwas so Fesselndes lag in seiner Persönlichkeit, daß jeder sich schämte, zur Zeit der Noth ihn im Stiche zu lassen. Unter den Bleibenden war auch Xenophon, den es reizen mochte, von den großen Begebenheiten, die bevorstanden, Augenzeuge zu seyn.

Inzwischen hatte auch der König seiner Seits unermeßliche Streitkräfte aufgeboten und gesammlet. Die Heere der feindlichen Brüder trafen nächst Babylon zusammen

Die Griechen, welche auf des Cyrus Seite den rechten Flügel bildeten, überwältigten des Königs linken, und drangen siegreich unaufhaltsam vor, bis sie Halt machten, um vom Cyrus weitere Befehle zu erwarten. Statt solcher empfingen sie des andern Tages die Botschaft, die Schlacht sey verloren, er selber von des eigenen Bruders Hand getödtet, der Krieg beendet. Der erste Gebrauch, den der König und sein Feldherr Tissaphernes von dem Siege machten, bestand darin, daß sie die Griechen auffoderten, die Waffen zu strecken, und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Da diese Zumuthung stolz zurückgewiesen wurde; so dachte man persischer Seits darauf, durch List zu erlangen, was Gewalt nicht vermogte.
Demnach kam ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen unter des Tissaphernes sicherndem Geleite die Griechen freyen Abzug haben sollten, mit der Bedingung, ihn durch die inneren Länder zu nehmen, und sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten.

So zogen beyde Heere, das geleitende und das geleitete, neben einander hin, mit gegenseitigem täglich steigenden Mißtrauen, welches als man jenseit des Tigris angelangt war, so hoch stieg, daß Klearchus mit offener Redlichkeit dem Tissaphernes eine Unterredung vorschlug, um dasselbe durch Wegräumung der muthmaßlichen Ursachen zu heben. Dieser Vorschlag fand scheinbar eine so geneigte Aufnahme, daß Klearchus kein Bedenken trug, erhaltener Einladung zu Folge sich nebst vier Befehlshabern in des Tissaphernes Gezelt zu begeben. Ihn begleiteten bis zur Schwelle zwanzig Hauptmänner und zweyhundert Gemeine, unbewaffnet. Kaum angelangt, wurden

wie im Innern des Gezeltes die Befehlshaber, so außerhalb die Begleitenden sämmtlich niedergemacht. Einer dieser Unglücklichen, obwohl tödtlich verwundet, raffte die letzten Kräfte zusammen, um zu entfliehen, und seinen Landesleuten, die in einiger Entfernung lagerten, das Geschehene zu melden.

Groß war die Bestürzung, worein die Griechen geriethen, vielwärts gewendet die Bewegung ihrer Gemüther, wenn sie erwogen, daß sie an des Königs Pforte sich befänden, ringsumgeben von feindlichen Völkerschaften, deren keine ihnen Nahrungsmittel reichen würde, daß sie zehntausend Stadien (250 deutsche Meilen) von Griechenland entfernt wären, jedes Wegweisers entbehrten, zwischen sich und der Heimath undurchgängige Ströme hätten; daß sie von des Cyrus Anhängern, neben welchen sie gestritten, verrathen, sich auf die eigenen Kräfte beschränkt sähen, daß sie aller Reiterei ermangelten, folglich, wenn auch siegreich, dem Feinde nichts anhaben könnten, besiegt, allzumal zu Grunde gehen müßten. Die Muthlosigkeit war so allgemein, daß nur wenige Abendkost genossen, nur wenige Feuer anzündeten, viele die Nacht nicht im Lager zubrachten, sondern sich niederlegten, wo jeder ging und stand, schlaflos bleibend vor Kummer und vor Sehnsucht nach den Eltern, Weibern, Kindern, welche wieder zu sehen niemand hoffte.

Xenophon, welcher kurz vor dem Anfange der Schlacht an den Cyrus hinansprengte, um zu fragen, ob er etwas an den rechten Flügel zu bestellen habe, dann diesem sich angeschlossen hatte, jetzo bey seinen Landesleuten im Lager war, Er, gewiß nicht minder tief bewegt als einer von ihnen, da er zumal unter den Entrissenen seinen Gastfreund

Proxenus betrauerte, Xenophon war der wenigen einer, denen die Ruhe des Schlafes zu Theil ward.

Kaum eingeschlummert sahe er ein Traumbild. Ihm kam vor, als ob bey entstehendem Ungewitter der Blitz in das väterliche Haus einschlüge, und dieses hievon ganz erleuchtet würde. Aufgeschreckt erwachte er. Der anfängliche Zweifel über des Traumes Bedeutung verschwand bald. In Jupiter's Lichtfülle erkannte er gottgesandtes Zeichen der Rettung. »Was, sprach er zu sich selbst, liege ich hier? Die Nacht ja rückt vor; mit Tagesanbruch sind gewiß die Feinde da. Gerathen wir in des Königs Gewalt: was schützet uns, alles nur Peinliche sehend, alles nur Schreckliche duldend, in Schmach zu sterben?— Wie dieses abzuwehren sey, niemand ist, der hiezu etwas veranstaltet, niemand, der daran nur denkt. Da liegen wir, als dürften wir der Ruhe pflegen. Ich nun—von wannen harre ich des Feldherrn, der thue, was sich ziemt,? Von welchem Lebensjahre erwarte ich hiezu für mich die Reife? Nicht um einen einzigen Tag ja kann ich altern, wenn ich heute mich den Feinden überantworte.«

Sofort stand er auf, und rief zuerst des Proxenus Hauptmänner zusammen, um ihnen vorzustellen, daß von Ergebung an den König schmählicher Untergang der unvermeidliche Erfolg seyn würde, von Widerstand unter göttlicher Beyhülfe der hoffentliche Rettung, der schlimmste ehrenhafter Tod — Wohlan! sagte er zuletzt: Seyd ihr entschlossen, zum Kampfe voran zu gehen: so bin ich bereit, euch zu folgen. Bestellet ihr mich zum Befehlshaber: so schütze ich nicht mein Alter vor, da ich noch kräftig genug mich fühle, Unheil von mir abzuwehren. Mit Ausnahme eines einzigen

der auf der Stelle weggejagt wurde, stimmten alle ihm bey und hießen ihn die Führung übernehmen. Dieselbe Eintracht zeigte sich bey der gleich folgenden Versammlung, zu welcher die übrigen Befehlshaber und Hauptmänner sich einfanden. Nur schien jeder zu bedauern, daß in so löblichem Beginnen ein anderer ihm zuvorgekommen wäre.

Um die eingebüßten Befehlshaber zu ersetzen, schritt man unverzüglich zur Wahl neuer, welche für des Proxenus Stelle auf den Xenophon fiel. In aller Frühe berief man nun das Heer. Nachdem Chirisophus ein Lacedämonier und dann Kleanor aus Orchomenos einige Worte gesprochen hatten, trat Xenophon auf, um die Hauptrede zu halten. Gleich anfangs wurde diese durch ein heilweissagendes Zeichen unterbrochen, welches alle Anwesende so begeisterte, daß ihr Gefühl sich in Gebeth und laute Lobpreisung ergoß.

Von Seiten des Erfolges, welchen sie hervorbrachte, läßt sie füglich mit jener berühmten sich vergleichen, wodurch Demosthenes nach Elatea's Einnahme durch den König Philipp, die Athener aus der tiefsten Niedergeschlagenheit emporhob, plötzlich zur männlichsten Entschlossenheit umstimmte. Da sie ohne Zweifel die erste öffentliche war, die Xenophon hielt: so dienet sie zum Beweise, daß sokratische Feinundbravheit zu allen Dingen nütze ist, da sie den, welcher sie besitzt, unter allen Umständen zu dem macht, was er seyn soll, auch wenn es noth thut, zu einem gewaltigen Redner.

Auf seinen Antrag wurden nun die Geschäfte der Heerführung unter fünf Befehlshaber so vertheilt, daß Chirisophus, welcher als Lacedämonier an die Spitze treten sollte, die Befehligung der Vorhut übernahm,

er selber mit dem Timasion, der Nachhut, des mittleren Heeres aber zwey der ältesten Anführer.

Was funfzehn Jahre vorher unter ähnlichen Umständen dem Nicias und seinem wackeren Heere bey Syrakus Verderben gebracht hatte, war Zögerung. Was jetzo die Cyruskrieger aus der sie umringenden Gefahr des Untergangs rettete, war besonnene Eile. Sämmtliche nicht unentbehrliche Geräthschaften wurden unverzüglich verbrannt oder sonst zerstört. Dieses geschah noch vor dem Frühmahl. Gleich nach diesem setzte der Zug sich in Bewegung längs dem Tigris, dessen Quellen umgangen werden sollten.

Schon an diesem Tage machte sich der Mangel an Reiterey peinlich fühlbar. Xenophon drang darauf, demselben abzuhelfen durch Benutzung der Packpferde des Trosses, die man für den Dienst zustutzte. Die Errichtung einer Reiterey von fünfzig Mann und einer Schaar von zweyhundert Schleuderern, die es mit den feindlichen aufnehmen konnten, wurde schleunigst in das Werk gesetzt. So verstärkt ging man die folgenden Tage unter unaufhörlichen Angriffen der Feinde von vorn, von hinten, von beyden Seiten rastlos vorwärts, bis man ohne bedeutende Verluste im Ganzen wohlbehalten die Grenzen erreichte, welche des Königs Gebiet von dem Volke der Karducher sonderte.

Jede Landschaft, wenn sie Lebensmittel reichte, freundlich, wenn nicht, mit schonungsloser Gewaltthätigkeit zu behandeln, gebot die Natur dieses Krieges. Von den diesem Grundsatze gemäß an die Karducher gemachten Anträgen versprach man sich wegen des Unfriedens worin sie mit dem Könige lebten, günstigen Erfolg, sahe

sich aber getäuscht: denn die siebentägigen ununterbrochenen Gefechte mit diesem tapferen Bergvolke, dessen Krieger auf beyden Seiten der Straße die Höhen besetzt hielten, um von dort mit Geschossen die Ankömmlinge zu empfangen, übertrafen an Mühseligkeit, Beschwerde, Gefahr und Verlusten alles früher Überstandene.

Der obwohl schwierige doch mit Hülfe göttlicher Weisung vom Xenophon glücklich bewerkstelligte Uebergang des Flusses Centrites, welcher dort Armenien begrenzte, führte wieder auf königlichen Grund und Boden. Den Fallstricken, welche der dasige Landpfleger durch geheuchelte Freundschaft legte, entging man. Bald aber stand ein Feind auf, gegen den man sich wehrlos fand, nämlich plötzlich eintretender Winter, der weit und breit das Land mit klaftertiefem Schnee bedeckte. Unschwer ist die Noth zu ermessen, in welche die Mannschaft hiedurch gerieth, da nicht wenige, vor Kälte unvermögend, dem Zuge zu folgen, liegen blieben, und auf der Stelle den Geist aufgaben, andere mit erstarrten Händen und Füßen sich mühsam fortschleppten, andere fast erblindeten, andere von Heißhunger geplagt, entkräftet niedersanken. Unter solchen Widerwärtigkeiten das Heer zusammen zu halten, war eine sehr schwierige Aufgabe, welche Xenophon lösete, indem er, sein selbst vergessend, rastlos thätig überall gegenwärtig war, wo es galt, zu helfen, zu rathen, zu ermuntern, zu trösten, wohl auch zu schelten und zu strafen. 3) Nach Begütigung des eisigen Nordwindes durch Opfer und Gebethe entstand einige Erleichterung, in deren Folge man glücklich genug war, einen Flecken zu erreichen, welcher in unterirdischen Wohnungen außer Wärme, auch Speise und Trank in Fülle darbot. Nach hergestellten

Kräften durch Ruhe und Nahrung brach man von dort wieder auf unter Leitung des Schuldheißen, der zum Wegweiser dienen sollte. Dieser jedoch, durch des Chirisophus rohe Behandlung, die gegen Xenophon's leutselige allzusehr abstach, empört, ergriff in der dritten Nacht die Flucht, wodurch der Krieger Drangsal auf das Höchste stieg, da sie, des Führers beraubt, in einer ganz verschneyeten Gegend über Berg und Thal ohne Weg und Steg sechs Tage auf Gerathewohl umherirrten. Am siebenten erreichten sie einen Fluß Namens Phasis. Längs diesem aufwärts sich bewegend gelangten sie zu Gebirgspässen, von feindlicher Mannschaft besetzten. Statt diese, wie Chirisophus wollte, zu überwältigen, umging man sie auf Xenophon's Rath, mit solchem Erfolge, daß man sie nach kurzem Gefechte zerstreute, dann ganz gemächlich die Höhen hinabstieg in die Ebene, und die hier gelegenen reichlich versorgten Dörfer in Beschlag nahm, um sich gütlich zu thun. Bald darauf aber war ein harter Kampf zu bestehen mit den Taochern. Hier traf man auf eine Bergfeste, wohin viele Menschen mit ihren Habseligkeiten sich geflüchtet hatten. Wegen Mangels an Lebensmitteln, woran das Heer litt, war an schleunigster Einnahme dieses Platzes viel gelegen. Chirisophus rückte an, fand aber von Seiten der Vertheidiger, welche die Nahenden mit Steinwürfen zerschmetterten, einen solchen Widerstand, daß er Halt machte, bis Xenophon kam. Dieser traf sofort Anstalten, durch welche binnen kurzer Frist die Erstürmung gelang. Nicht wenig wurde diese ihm und allen verleidet durch das schreckliche Schauspiel, welches sich darbot, als die Weiber ihre Kinder eines nach dem andern, dann sich selber von den Felsen hinabstürzten,

ihrem Beyspiele die Männer folgten. Der Gefangenen, die man machte, waren daher nur wenige, reich aber die Beute an Vieh. Diese kam den Kriegern trefflich zu Statten bey'm Zuge durch das Land der Chalyber, des tapfersten und bestbewaffneten der Völker, mit denen man bisher zu thun gehabt hatte. Sie, der Stärke ihres Arms, und der Schärfe ihres Säbels vertrauend, erwarteten die Ankömmlinge ganz gelassen, setzten ihnen aber, wo sie einer Ortschaft vorbeyzogen, so scharf zu, daß jeder voll zu thun hatte, sich seiner Haut zu wehren, an Plündern niemand dachte.

Von dannen sich westwärts wendend, kam man einer großen, reichen, prächtigen Stadt, Namens Gymnias in das Gesicht. Der Gebieter derselben, welcher mit seinen Nachbaren in Unfrieden lebte, sahe in dem Griechenheere ein willkommenes Werkzeug, jenen wehe zu thun. Also ließ er die Feldherrn freundlichst begrüßen durch einen Botschafter, welcher zu verstehen gab, der einzuschlagende Weg führe nicht durch Gymnias »Wollet ihr, sprach er, meiner Weisung folgen, so bringe ich euch nach fünf Tagen an eine Stelle, von wo ihr das Meer sehen sollet. Da er für die Zuverlässigkeit dieser Aussage seinen Kopf zum Pfande setzte: so gewann er Vertrauen. Das Heer südwärts der Stadt vorbeyführend beschränkte er sich auf das Geschäft eines Wegweisers, bis man das mit seinem Herrn verfeindete Land erreichte. Von jetzo an ließ er es zum Plündern, Sengen und Brennen nicht an Ermunterung fehlen.

Am fünften Tage erblickte man wirklich das Meer. Dieses geschah auf dem Gipfel eines Berges mit Namen Theches. Die ersten, welche ihn erstiegen, bra-

chen in ein Freudengeschrey aus: die See! In dieses stimmten immer die zunächst folgenden ein, so daß es sich von Minute zu Minute wiederholte, verstärkte, bis der Ruf: die See! die See! vieltausendfältig weit und breit die Luft erfüllte. Der Jubel war so groß, daß, als alle beysammen waren, einer den andern weinend umarmte, ohne Unterschied, ob der Begegnende Gemeiner wäre, oder Hauptmann, oder Obrist, oder Feldherr.

Zwischen jenem Berge und dem Meere lagen noch zwey Länder, deren eines Makroner bewohnten, das andere Kolchier. In jenen erkannte an der Sprache ein gemeiner Krieger seine Landesleute. In früher Kindheit nämlich war dieser vermuthlich durch Raub seiner Heimath entrissen, dann als Sclave nach Athen gekommen. Jetzo diente er im Heere unter den Leichtbewaffneten. Auf geschehene Anzeige erhielt er vom Xenophon die nachgesuchte Erlaubniß, sich mit den Eingebornen zu unterreden. So kam unter seiner Vermittelung ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen die Griechen sich jeglicher Gewaltthat enthielten, die Makroner dagegen ihnen alle mögliche Liebesdienste erwiesen nicht allein durch Verabreichung der nöthigen Lebensmittel, sondern auch durch Bahnung der Wege bis an die kolchische Grenze. Hier stand ein wohlgerüsteter Haufe in Bereitschaft, den Griechen das Vordringen zu verwehren. Xenophon gab dem Heere eine sehr künstliche Stellung, welche die Feinde überlisten sollte. »Das, rief er dann, den Reihen vorüberreitend, aus, das sind die letzten, die wir zu bekämpfen haben. Wir müssen sie, wo möglich, bey lebendigem Leibe aufessen.« In kurzer Zeit war ohne allen Verlust ein

entschiedener Sieg erfochten, worauf man sich in reichlich versehene Flecken vertheilte. Leider ließen hier die Leute sich den kolchischen Honig zu wohl schmecken, durch dessen Genuß nicht wenige in Raserey geriethen, welche einigen den Tod brachte; andere verfielen in Wahnsinn, der nach vierundzwanzigstündiger Dauer in Betäubung überging, und eine Ermattung zurückließ, von welcher die Erkrankten nur langsam sich erholten.

Nachdem auch dieses Leiden überstanden war, betrat das Heer wohlgemuth das Gebiet der sinopischen Pflanzstadt Trapezus, in deren Nähe man lagerte.

Was den auf diesen wenigen Blättern nicht beschriebenen sondern in möglichster Kürze nur erwähnten Feldzug bis zu jenem Zeitpuncte so berühmt, so bedeutend in der Geschichte, so musterhaft in der Ausübung der Kriegeskunst gemacht hat, ist einzig und allein als Werk Xenophon's anzusehen, welcher, obwohl dem Namen nach von fünf Hauptanführern einer, in der That und Wahrheit Oberfeldherr war, ohne dessen Zustimmung nichts Erhebliches geschah, dessen Anordnung nie unbefolgt blieb, an den in allen Angelegenheiten jeder sich zuerst wandte, auf den Aller Augen stets sich richteten.

Als er an die Spitze des Heeres trat, kannte er von der Kriegeskunst wohl nicht mehr als die höchst einfachen Grundsätze derselben, worüber Sokrates oft und gerne sprach, auch mit ihm nicht selten sich unterredet haben mag. Sie in Anwendung zu bringen, hatte er früher keine Gelegenheit gehabt. Was also plötzlich so ausgezeichnete Feldherrntugenden in ihm entwickelte, konnte nicht Erfahrung seyn. Was war es denn? Etwas viel Besseres als Erfahrung; es war jene Begeisterungs-

fähigkeit für Vollbringung rühmlicher Thaten zur Erreichung großer Zwecke, jene Mischung tüchtiger Gesinnung und besonnener Verständigkeit, jene rastlos thätige das Größeste wie das Kleinste gleichmäßig umfassende Aufmerksamkeit, jene richtige Schätzung der jedes Mal in Streit kommenden Kräfte, jene Unerschrockenheit, wo es auf Gewalt, jene Vielgewandtheit, wo es auf List ankam; jene gebieterische Obmacht, wodurch Einsicht und Rechtschaffenheit, Besonnenheit und Kraft in Wort und That die Herzen der Menschen sich unterwürfig macht; es war mit einem Worte, sokratische Feinundbravheit, die er in dem Umgange mit dem Weisen erworben hatte. Nicht wenig wurde seine Wirksamkeit auf andere unterstützt durch den Ruf, worin er stand, der Gottheit persönlich befreundet zu seyn, zur Zeit der Noth unmittelbarer Erleuchtung und Hülfe von ihr gewürdigt zu werden.

Ich nehme nun die Erzählung wieder auf.

Als theuere Pflicht erachtete man, nach Erreichung des lang ersehnten Zieles den Göttern die angelobten Opfer darzubringen. Diese wurden feyerlichst vollzogen und zur Freude der Umwohnenden mit mannichfaltigen Kampfspielen begleitet. Beschlossen wurde, den übrigen Theil des Weges zu Wasser zurückzulegen. Zu dem Ende begab sich Chirisophus nach Byzanz, um von dort aus die nöthigen Fahrzeuge herbeyzuschaffen. Da diese aber zu lange ausblieben, zog man vor, sie nicht abzuwarten, sondern in den zur Stelle befindlichen einen Theil der Mannschaft einzuschiffen, die Kranken nämlich, die über vierzig Jahre Alten nebst den Kindern und Weibern, deren eine nicht kleine Zahl sich im Trosse befand. Gleichzeitig mit den Schiffenden brach auch zu

Lande der Kern des Heeres nach Kotyora auf. In dem zwischen dieser Stadt und Trapezus in der Mitte gelegenen Cerasus, wo auch die Schiffenden zu rechter Zeit ankamen, machte man Halt, um die gewonnene Beute zu vertheilen. Bey der in dieser Absicht angestellten Zählung fand sich, daß von den Kriegsmännern, welche bey Babylon in Reihe und Glied gestanden hatten, noch achttausend und sechshundert übrig waren.

Wie man, um den Trapezuntern nicht beschwerlich zu fallen, während des vierzigtägigen Aufenthalts in ihrer Nähe durch Streifzüge gegen die Kolchier und Driler sich mit Lebensmitteln versehen hatte: so verfuhr man auch auf dem Marsche von Cerasus aus, indem man die nächst wohnenden Völkerschaften, wenn sie das Verlangte nicht gutwillig gaben, bekriegte. Auf die Art durfte man hoffen, den griechischen Küstenstädten, welchen man vorüberzog, durch Belebung des Handels und Wandels willkommen zu seyn. Höchst auffallend war es daher, daß Kotyora eine sinopische Pflanzstadt, die Thore verschloß, den Marktverkehr versagte. Dieses geschah auf Betrieb sinopischer Abgesandten, zwischen welchen und dem Xenophon sich eine Verhandlung entspann, die jenen über das Ungebührliche eines solchen Verfahrens die Augen öffnete und sie nöthigte, es abzustellen. Bis hieher hatte das Heer von Babylon aus binnen achtmonatlicher Frist eine Strecke von achtzehntausend und sechshundert Stadien (465 deutschen Meilen) zurückgelegt.

Während man nun in dem bey Kotyora errichteten Lager auf die verheißenen Schiffe wartete, und so weit es die gedachten Beutezüge verstatteten, rastete, ent-

stand in Xenophon's Seele ein sokratischer Feinund-bravheit würdiges Vorhaben, dessen Ausführung die Weltgeschichte gewiß mit schönem Stoffe in Fülle versehen, vielleicht gar anders gestaltet haben würde 4).

Hinschauend nämlich auf das versammelte Heer, wie zahlreich in allen Waffengattungen es sey, wie wohl geübt, wie eng verbunden durch Gemeinschaft bestandener Gefahren und vollbrachter Heldenthaten, und erwägend, wie heilsam dem gesammten Griechenlande Gründung einer bedeutenden Macht am Pontus werden könne, kam er auf den Gedanken, ob nicht ersprießlich wäre, die Gunst der Umstände zur Stiftung einer Pflanzstadt in dortiger Gegend zu nutzen. Vertraulich theilte er sich hierüber dem Opferpropheten Silanus mit. Die angestellte Zeichenschau fiel günstig aus. Doch wollte jener eine den Xenophon persönlich bedrohende Vorbedeutung darin wahrgenommen haben. Diese gelangte durch ihn selbst in Erfüllung, da er das ihm vertrauete Geheimniß vorschnell verrieth, und zwar nicht als noch unreifen Entwurf, sondern als schon beschlossene Sache, die nicht ausginge von Sorge für das Wohl des Heeres sondern von Ehrgeize und Herrschbegierde.

Die Kriegesmänner, großen Theils von gutem Hause, welche Weib und Kind, oder Eltern und Geschwister in der Heimath habend, sich nach Rückkehr in diese desto inniger sehnten, je mehr sie ihr sich näherten, geriethen mit wenigen Ausnahmen bey der unerwarten Nachricht in Bestürzung, ja in Entrüstung, durch den Gedanken, vom Xenophon sich hintergangen zu sehen, wie früher vom Cyrus. Die Städte, welche das Gerücht wie ein Lauffeuer durcheilte, erschraken über die Gefährlichkeit der ihnen bevorstehenden Nachbarschaft. Von allen Sei-

ten erhoben sich gegen den Xenophon die widerwärtigsten Bewegungen, welche er niederschlagen zu müssen glaubte. Er berief demnach die Kriegesmänner, ihnen zu Gemüthe zu führen, wie entfernt er sey, sie ohne ihre Zustimmung in der Fremde zurückzuhalten, wie unvermögend hiezu, auch wenn er wollte, die Sache sey vom Silanus entstellt, da er ja die Götter nicht über Gründung einer Pflanzstadt befragt habe, sondern nur, ob ihnen genehm sey, eine solche dem Heere in Vorschlag zu bringen. Als er weiter gehend, ihnen die Nothwendigkeit darthat, bis zur Ankunft an Ort und Stelle zusammen zu bleiben, wurde sein Antrag, troz des Silanus Geschrey dagegen, genehmigt, jeden, der für sich davon gehen werde, als Ausreißer zu behandeln. Nächstdem brachte er ein schweres Vergehen zur Sprache, dessen einige durch gewaltthätige Verletzung der Heiligkeit des Heroldamtes und des Völkerrechtes sich schuldig gemacht hatten; dessen Wiederholung alle Kriegeszucht auflösen, sie selbst vor Göttern und Menschen zum Greuel machen würde. Auf diesen Vortrag wurde einmüthig beschlossen, die Frevler zur Rechenschaft zu ziehen, ihres gleichen künftig mit dem Tode zu bestrafen, das Heer durch Reinigungsopfer zu entsündigen.

Die Mannschaft, bey dieser Gelegenheit vom Xenophon wie eine Volksgemeine behandelt, machte nun ihrer Seits die Rechte einer solchen geltend, indem sie den Oberbefehlshabern aufgab, vor einem Gerichtshofe, den die Hauptmänner bilden sollten, von ihrem gesammten Verhalten seit Cyrus Tode Rede und Antwort zu geben.

Da wurde denn auch Xenophon der Gewaltthätigkeit angeklagt und zwar von einem Mauleseltreiber, den

er an einem der Wintertage durch Stockschläge genöthigt hatte, einen erstarrenden Kriegesmann auf die Schultern zu laden und dem Heere nachzutragen, und dann ebenfalls durch Stockschläge verhindert hatte, den zwar todtkranken aber doch noch athmenden lebendig zu begraben, wozu er schon Anstalt machte. Der allgemeine Unwille, den des Menschen unverschämte Anklage erregte, war nicht geringer als das Bedauern, daß er ungeachtet seiner Freygeborenheit, worauf er trotzte, der Schläge nicht mehr bekommen habe. Von andern, welchen Xenophon, wie er unaufgefodert erklärte, mit Schlägen zugesetzt hatte, um ihnen auf die Beine zu helfen, damit sie nicht im Schnee verklömmen, oder als Nachzügler verfolgenden Feinden in die Hände fielen, stand keiner auf, Beschwerde zu führen.

So endete dieser peinliche Rechtshandel.

Inzwischen hatten die Sinoper hinreichende Fahrzeuge herbeygeschaft, auf denen das gesammte Heer nach fünfundvierzigtägigem Aufenthalte bey Kotyora unter Segel gieng nach Harmene, woselbst man am zweyten Tage landete. Hier hatte Chirisophus sich schon eingefunden, doch mit nicht mehr als zwey Kriegesschiffen ohne Fahrzeuge. Je näher der Heimath, desto mehr wünschten die Cyruskrieger wie an Ehre so auch an Geld und Gut etwas der Rede Werthes mitzubringen. Dieses Wunsches Befriedignng hing ab von dem Gelingen der etwa noch bevorstehenden Beutezüge gegen des persischen Satrapen Pharnabazus Statthalterschaft Bithynien. Um es zu sichern, schien räthlich, das bisher wenigstens äußerlich fünffach zerstückelte Geschäft der Heeresführung Einem zu vertrauen, und diesen mit der Würde eines Oberfeldherrn förmlich zu bekleiden. Die

allgemeine Stimme sprach sich für den Xenophon aus. So sehr dieser hiedurch sich auch geschmeichelt fand: so getrauete er sich doch nicht, die ihm zugedachte Auszeichnung anzunehmen ohne Zustimmung der Götter. Die angestellte Zeichenschau fiel abmahnend aus; weßwegen er die Wahl von sich auf den Chirisophus lenkte. Gern hätte dieser sie abgelehnt, als ahnete ihm, was bevorstünde. Schon in Heraklea, wohin man nun segelte entstanden Parteyungen, in deren Folge die Achäer und Arkadier zusammen viertausend und fünfhundert Schwerbewaffnete, sich absonderten, um unter zehn gewählten Befehlshabern den Zug für sich fortzusetzen. Unter dem Chirisophus blieben nicht mehr als tausend und vierhundert Schwerbewaffnete mit fünfhundert Mann leichter Truppen, ein dritter Heerhaufe von tausend siebenhundert Schwerbewaffneten nebst dreyhundert Leichtbewaffneten und vierzig Reitern wollten dem Xenophon folgen. Dieser, zweifelnd, ob nicht besser für ihn sey, abzugehen, wurde durch göttliche Zeichen ermahnt, bey'm Heere zu bleiben, und die ihm angetragene Führung zu übernehmen 5).

Die Arkadier nun schifften sich eiligst ein, um am frühesten den Hafenplatz Kalpe zu erreichen, von wo aus sie gleich nach erfolgter Ankunft in Bithynien einfielen. Hiebey aber kamen sie in ein Gedränge, worin sie menschlichem Ermessen nach zu Grunde gehen mußten, erschien nicht zu rechter Zeit ein unerwarteter Retter. Dieser war Xenophon, welcher mit den Seinigen ebenfalls die Richtung auf Kalpe genommen hatte, aber zu Lande. Auf diesem Zuge kamen sie in die Gegend eines Schlachtfeldes, wo wie aus eingezogenen Erkundigungen sich ergab, die Arkadier auf einem Hügel Stand

haltend, und von den Bithyniern rings eingeschlossen, sich förmlich belagert sahen, ohne Hoffnung, sich durchschlagen zu können, folglich in Gefahr, ausgehungert zu werden. Xenophon feuerte die Seinigen an, es koste, was es wolle, die feindlichen Rotten zu durchbrechen. Zum Handgemenge kam es nicht, weil die Bithynier von der Näherung der Anrückenden unterrichtet und durch listig zu rechter Zeit angezündete Wachfeuer über die Zahl derselben getäuscht, bey Nacht in der Stille abzogen und den Arkadiern Luft machten, welche nun wohlgemuth nach Kalpe eilten. Ihre Retter folgten ihnen auf dem Fuße. Schon früher war eben daselbst Chirisophus angelangt. Der glücklichen Wiedervereinigung froh faßte man einen Beschluß, welcher für künftig jeden Antrag auf Trennung des Heeres mit Todesstrafe belegte.

An Chirisophus Stelle, der bald starb, trat ein persönlicher Widersacher Xenophon's, der Lacedaemonier Neon aus Asine, doch nicht als Oberfeldherr, sondern der frühern Einrichtung gemäß als einer von fünf Hauptbefehlshabern.

Während man in dieser Gegend verweilte, begab sich Wundersames, nach heutiger Denkweise Unglaubliches. Da nämlich die den Namen Hafen Kalpe führende Erdzunge vieles zur Niederlassung Einladendes darbot, verweigerte die Mannschaft, daselbst zu lagern, aus Besorgniß, vom Xenophon zur Gründung einer Pflanzstadt überlistet zu werden. Sie durchnachteten also auf dem Festlande am Meeresufer, ringsum feindlichen Angriffen ausgesetzt.

Xenophon, dem das Mißliche dieser Stellung nicht entging, rieth, schleunigst aufbrechend, weiter zu ziehen.

Aber siehe! die Zeichenschau widerstand. Man mußte bleiben. Eintretender Mangel an Lebensmitteln machte Beutezüge nothwendig. Aber siehe! So oft man dergleichen unternehmen wollte, verwehrten es die Opferzeichen, und zwar mehrere Tage hinter einander und desto ernster, je öfter man sie befragte. Der Mundvorrath war aufgezehrt; Hungersnoth vor der Thür. Neon welcher denken mochte, wie Hektor, ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten, sammelte, unbekümmert um Vorbedeutungen, zweytausend Mann, und zog trotzig aus, mußte aber diesen Frevel mit dem Verluste von fünfhundert Mann büßen, welche des Pharnabazus Reiter niederhieben. Die übrigen rettete Xenophon. Geschreckt durch dieses Beyspiel gebüßter Mißachtung der Götter, und von Hunger geplagt, bequemte sich das Heer, auf der Erdzunge ein mit Wall und Graben befestigtes Lager zu beziehen. Und siehe da! von Stund' an ward die Zeichenschau günstig. Alle Unternehmungen gegen die Feinde gelangen so, daß man bald darauf in voller Sicherheit weiter ziehen konnte, und mit reichlicher Beute beladen wohlbehalten in Chrysopolis, einer Stadt am Bosporus Byzanz gegenüber, anlangte.

Hier nun öffnet sich ein ganz neues Schauspiel. In Byzanz nämlich hatten zwey lacedämonische Großbeamte ihren Sitz; als Landvogt Kleander, als Flottengebieter Anaxibius. Was diese von den Cyruskriegern durch den Ruf Rühmliches, vom Xenophon durch Verleumdung Nachtheiliges vernommen hatten, war ihnen so peinlich, schien ihnen so bedenklich, daß sie wetteiferten, jenen Verwegenen ihre Obmacht fühlbar zu machen, und zu Gemüthe zu führen, des Tages Herren seyen die Lacedämonier, ohne deren Bewilligung

eine Lanze zu werfen, ein Schwert zu ziehen, kein Grieche sich erkühnen dürfe. Zu dem Ende hatte Klexander bald nach Chirisophus Tode sich nach Kalpe begeben. Die würdevolle Gefaßtheit aber, womit Xenophon seinem gewaltthätigen Verfahren daselbst begegnete, entwaffnete ihn. Plötzlich umgestimmt stiftete er Gastfreundschaft mit ihm, würde sogar den ihm angetragenen Oberbefehl angenommen haben, hätte nicht die Zeichenschau es ihm verwehrt. Anders dachte Anaxibius, welcher mit dem Pharnabazus gemeine Sache machte, das Heer zu Grunde zu richten, den Xenophon zu stürzen. Demnach lockte er jenes wie diesen nach Byzanz, wo sie, kaum angelangt, den Befehl erhielten, wieder aufzubrechen, und außerhalb der Stadt zur Heeresschau sich aufzustellen. Nicht sobald war dieses geschehen, als er die Thore verschloß und den Befehlshabern seinen Willen kundthat, in einer Weise, die deutlich verrieth, daß er sie mit der Mannschaft ihrem Schicksale überließe. Ueber ein so hinterlistiges Verfahren ergrimmend, verlangten die Krieger mit Ungestüm, ihnen die Stadt wieder zu öffnen, worauf, als dieses verweigert wurde, sie das Thor sprengten, die Mauern erstiegen, und sich durch die Straßen mit einer Wuth verbreiteten, daß Anaxibius, verzagt, in die Burg entrann, die Einwohner theils auf die Schiffe flohen, theils in ihren Häusern sich verkrochen. Die Stadt erfuhr das Schicksal einer eroberten, wäre nicht unter den Eindringenden auch Xenophon gewesen. Seines Anblickes froh, rief man von allen Seiten: Wohlan! Xenophon; jetzo zeige dich als Mann. Eine Stadt, eine Flotte, Geld hast du; Mannschaft in Fülle. Bey dir steht es, uns zufrieden, bey uns, dich groß zu

machen. Er stellte sich über diese Zeichen ihrer Gunst erfreuet, versprach ihrem Verlangen zu willfahren, berief sie zu dem Ende auf einen geräumigen Platz, befahl ihnen, sich in Reihe und Glied zu stellen, die Waffen niederzulegen, ihn ruhig anzuhören. Hierauf hielt er eine Rede, darzuthun, wie unbesonnen, ja wie sinnlos es seyn würde, sich in Kriegesstand gegen die Lacedämonier zu setzen, denen Athen nach so vieljährigen Kämpfen erlegen wäre, jetzo das ganze Griechenland gehorche. Demnach rathe ich, mit diesen Worten schloß er, durch Abgeordnete dem Anaxibius zu melden, wir seyen nicht, um Gewalt zu üben, in die Stadt zurückgekehrt, sondern nur, um, wo möglich, Dankenswerthes von ihm zu erlangen, wo nicht, wenigstens zu zeigen, daß nicht Ueberlistung sondern freyer Wille uns bestimme, abzuziehen. Dem nach diesem Rath gefaßten Beschlusse gemäß wurde Botschaft abgefertigt und mit scheinbarem Wohlwollen aufgenomen, unter Zusicherung, man werde des Heeres pflichtmäßiges Verhalten zu rühmen wissen. So geschah, daß mit Ausnahme einiger Hunderte, welche, in Hoffnung sich verborgen halten zu können, zurückblieben, das Heer ruhig und friedlich die Stadt räumte, und um so wohlgemuther, da bey ihm zu selbiger Zeit ein Böotier Namens Köratades sich eingestellt hatte, ein Abenteurer, welcher von Ort zu Ort ziehend, um sich anzubieten, wo man etwa eines Feldherrn bedürfe, nunmehr sein Glück auch bey den Cyruskriegern versuchen wollte.

Das Vertrauen welches dieser Mensch fand, konnte nicht anders als den Xenophon höchlich verdrießen, und war es wohl vornehmlich, was ihn bewog, vom Heere Abschied zu nehmen. Er begab sich mit seinem Gast-

freunde Kleander an die asiatische Küste des Hellespontus. Während er hier in persönlicher Sicherheit zu Parium verweilte, geriethen seine ehemahligen Waffengefährten in eine immer mißlichere Lage, zwar nicht durch die Schuld des Böotiers, der sich bald wieder aus dem Staube machte, sondern durch Unentschlossenheit der Befehlshaber, die nicht vermogten, die Mannschaft zusammen zu halten, so, daß viele ihre Waffen verkauften und mit dem dafür gelöseten Gelde ausrissen.

Inzwischen langte aus Lacedämon Aristarchus an, um als Landvogt den Kleander abzulösen, und dem Anaribius anzukündigen, auch sein Nachfolger sey bereits unterweges. Demnach glaubte Pharnabazus, zur Ausführung seines Vorhabens gegen die Cyruskrieger sich an den Aristarchus halten zu müssen, den Anaribius vernachlässigen zu dürfen. Dieser, aufgebracht hierüber, versöhnte sich mit dem Xenophon, und vermogte ihn, zum Heere zurückzukehren und es nach Asien überzuschiffen, wobey er mit allen ihm zu Gebote stehenden Gewaltmitteln Beystand versprach. Also trat Xenophon auf das neue an die Spitze des Heeres, und eilte, was er konnte, es nach Perinth zu bringen. Während er hier die Ueberfahrt beschleunigte, erschien, sie zu verbieten, Aristarchus mit zwey Kriegesschiffen, unter Androhung, das erste Fahrzeug, welches mit Truppen an Bord unter Segel ginge, in den Grund zu bohren, als wozu er berechtiget sey, da Anaribius nichts mehr zu befehlen habe. Am folgenden Tage beschied er die Befehlshaber und Hauptmänner zu sich in die Stadt. Hiebey war es auf nichts anderes abgesehen, als den Xenophon zu fahen und entweder sogleich hinzurichten oder dem Pharnabazus auszuliefern. Er, schon unter-

weges, noch zu rechter Zeit gewarnt, kehrte um und vereitelte den Mordanschlag.

Was nicht nur für ihn, sondern für das gesammte Heer zu fürchten sey, wenn es länger unter des Aristarchus Botmäßigkeit bliebe oder sich zerstreuete, ließ daraus sich abnehmen, daß der gewaltthätige Mann die oben erwähnten Krieger, welche verstohlen in Byzanz zurückgeblieben waren, auskundschaftete und als Sclaven verkaufte. Um nebst sich selbst seine Waffengefährten aus der Gefahr eines schmählichen Unterganges zu retten, und ihnen eine ehrenhafte Heimkehr zu bereiten, richtete Xenophon seinen Blick nunmehr auf den Seuthes. Dieser, eines thracischen, von seinen Unterthanen verjagten Königes Sohn, nach des Vaters Tode als Waise bey dem Fürsten der Odryser aufgewachsen, unternahm nach erlangter Reife der Jahre das väterliche Reich wieder zu erobern, und hatte zu dem Ende bald nach Ankunft Xenophon's in Chrysopolis diesem angetragen, in seine Dienste zu gehen, vergebens. Jetzt bedurften die Cyruskrieger des Seuthes nicht weniger als ihrer Er. So wurde zu beyderseitiger Zufriedenheit ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen Xenophon mit seinen Truppen sich verpflichtete, dem Seuthes zur Eroberung der erwähnten Länder beyzustehen, dieser zur Entrichtung eines ansehnlichen Soldes. In einem höchst beschwerlichen aber dennoch siegreichen Winterfeldzuge leisteten jene das Ihrige mit einem die Erwartung übersteigenden Erfolge, wogegen Seuthes, ihrer Hülfe nicht mehr bedürftig, die Auszahlung des Soldes verweigerte. Die hieraus entspringenden Mißhelligkeiten benutzte mancher Uebelwollende, den Xenophon bey den Truppen, anzuschwärzen, als den, welcher die ihnen gebührende Löhnung empfangen, aber untergeschla-

gen habe, und bey dem Seuthes als den, welcher wegen rückständigen Soldes die Truppen gegen ihn aufhetzete.

Während dieses vorging hatten die Lacedämonier beschlossen, die beyden persischen Statthalter Kleinasiens den Pharnabazus und Tissaphernes zu bekriegen und in dieser Absicht Truppen unter Thibron's Anführung eingeschifft. Um für diesen die Cyruskrieger anzuwerben, erschienen lacedämonische Abgeordnete bey'm Seuthes, der sich bereit erklärte, sie zu entlassen. Ihrer Seits nahm auch die Mannschaft den Antrag mit Freude auf. In eben der Versammlung nun, welche die Verhandlungen zum Abschlusse brachte, war es, wo die Beschwerden über den Xenophon laut wurden. Nicht weniger groß als sein Unmuth hiebey war die Genugthuung, die er empfand, als ihm gelang, nicht allein sie vollständig zu entkräften, sondern auch später den Seuthes zur Abtragung seiner Schuld zu vermögen, und dessen Vertrauen in solchem Maße für sich wieder zu gewinnen, daß er ihn bat, mit tausend Mann Truppen bey ihm zu bleiben. Hiezu aber konnte Xenophon sich eben so wenig entschließen als in lacedämonische Dienste zu treten. Er zog sich also zurück, und machte Anstalt, nach Hause zu gehen 6).

Zwey Jahre vorher hatte er Athen verlassen als ein unbedeutender allem Vermuthen nach von nur sehr wenigen gekannter Bürger. Jetzo stand er im Begriffe, dahin zurückzukehren als einer der ersten Feldherren und hervorragendsten Männer der Zeit, dessen Name bey'm Griechenvolke auf Aller Lippen schwebte, und bey Freund und Feind eine zwar verschiedenartige aber gleich innige Theilnahme erweckte. Wäre er damals in der Fülle des Ruhmes unter seinen für Anerkennung und Bewunderung des Ungemeinen und Außerordentlichen

so empfänglichen Mitbürgern erschienen, er freuete sich allem Ansehn nach einer Aufnahme, die nicht nur seinem Lebensgange, sondern vielleicht auch der Griechengeschichte eine ganz andere Wendung gegeben hätte. Leider ließ er sich von Freunden bereden, an der Spitze des Heeres zu bleiben, bis er es dem Thibron persönlich übergeben könne.

Er segelte also mit den Truppen nach Lampsakus hinüber; von da ging es auf Pergamum. In der Nähe dieser Stadt hausete Asidates, ein vornehmer und reicher Perser. Gegen ihn unternahm Xenophon mit einer kleinen Schaar ihm persönlich Gewogener einen Streifzug mit solchem Erfolge, daß der ihm zukommende Theil der Beute ihn, den damals ganz Geldarmen, in den Stand setzte, von nun an freygebig gegen andere zu seyn.

Bald darauf kam Thibron an, um die Mannschaft in Empfang zu nehmen, welche er unter dem Namen der Cyruskrieger als abgesonderten Heerestheil seinen Truppen einverleibte.

Jetzo stand dem Xenophon seiner Seits nichts mehr im Wege, den einige Monathe vorher gefaßten Entschluß zur Heimkehr auszuführen. Nunmehr aber war es zu spät, da inzwischen die Verbannung über ihn verhängt worden 7).

Als Haupttriebfedern zur Herbeyführung dieses unerwarteten Ereignisses sind wohl anzusehen Pharnabazus und Tissaphernes, welche den Xenophon persönlich haßten, und nun auch anfingen zu fürchten im Falle er etwa nach der Heimkehr sich auf die Seite der lacedämonisch Gesinnten neigte, der Volksgemeine die Schwäche des persischen Reichs enthüllte, wie leicht es seyn würde,

auf den Trümmern desselben durch kräftige Theilnahme an dem ausgebrochenen Kriege sich neben Lacedämon zu einer Weltmacht des ersten Ranges zu erheben.

Auf der andern Seite waren Anaxibius und Aristarchus sich bewußt, wie schwer sie an ihm sich vergangen hatten. Wer stand ihnen dafür, daß er nicht zur Rächung der erlittenen Unbill an die Spitze derjenigen träte, welche auf Anlaß eben dieses Krieges schon sich zu regen anfingen, das lacedämonische Joch abzuschütteln.

So konnte auswärtigen Einwirkungen leicht gelingen, die Häupter der beyden einander entgegengesetzten Parteyen, welche Athen damals theilten, gleichermaßen wider ihn einzunehmen, daß sie durch Aufopferung desselben hoffen konnten, die Einen, dem Könige, die Andern, den Lacedämoniern gefällig zu werden. Unter den vornehmen und mächtigen Männern hatte er allem Vermuthen nach keine Gönner, und unter den gemeinen Bürgern, deren größestem Theile er ganz unbekannt seyn mochte, nur wenige Freunde, wogegen es gewiß unter Hohen und Geringen nicht an solchen fehlte, für welche, was sie von seiner überlegenen Einsicht und Rechtschaffenheit vernahmen, ein hinreichender Grund war, ihm die Rückkehr zu vereiteln. Hiezu scheinbar gültigen Vorwand zu finden konnte nicht schwer halten, da sein Verhältniß zu dem Cyrus einem nur einiger Maßen gewandten Redner ergiebigen Stoff darbot, ihn hart zn verklagen als einen Abtrünnigen, welcher einem anerkannten Todfeinde des atheniſchen Namens Freundschaft zugewendet, als einen Frevler, der einem Thronräuber Hülfe geleistet habe, als einen niederträchtig Uebermüthigen, der nach Satrapenwürde getrachtet, um, selber Knecht, Knechten zu gebieten, als einen

Herrschsüchtigen, der nach Vereitelung jenes verwegenen Planes einen noch verwegeneren entworfen, um durch Gründung eines Kriegerstaates sich ein Reich zu erobern, als einen Ehrgeizigen, welcher kein Mittel der Verführung ungebraucht gelassen, um seinen Mitbefehlshabern das Vertrauen der Truppen zu entziehen, auf sich zu lenken und im Besitze desselben jüngst sie zum Aufruhre gereizt, hiedurch aber, wie jedermann wisse, eine der blühendsten Griechenstädte in Gefahr des Unterganges gebracht habe.

Was hinderte nun ferner einen so biederen Anwalt der Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit, auf Erörterung jener Klagepunkte eine bewegliche Schlußrede folgen zu lassen, worinn er etwa die persischen Brüder mit den feindlichen Söhnen des Oedipus verglich, und namentlich den Cyrus mit dem Polynices, und mit dessen Streitgenossen die griechischen Feldherren, welche sich zu jenes Helfershelfern erniedrigten, und sämmtlich den begangenen Frevel durch schmählichen Tod büßen mußten bis auf den einen Xenophon. Diesen habe die Gottheit durch unverkennbare Beschützung unter den mannichfaltigsten Gefahren offenbar nur verschont, um in ihm früher oder später ein Beyspiel unerhörter Rache aufzustellen. Wahrlich! Einen dem göttlichen Strafgerichte anheim Gefallenen aufnehmen könne die Stadt nicht, ohne sich in schwere Schuld zu verstricken, Fluch auf sich zu laden 8).

In der That! Einem in der edlen Kunst, schlechte Sachen gut zu schwatzen, und gute schlecht, nicht ganz ungeübten Redner mußte es ein Leichtes seyn, die liebe athenische Gerichts- und Volks-Gemeine so zu stimmen, daß diese glauben mochte, von ihrem Hoheitsrechte keinen

besseren Gebrauch machen zu können als durch Verurtheilung des Angeklagten, in der festen Ueberzeugung, kein Staat habe jemal einen entarteteren Bürger ausgestoßen als im Xenophon sie.

An welchem Orte dieser sich befand als die Meldung seines Unglücks zu ihm gelangte, läßt sich eben so wenig ausmachen als wohin er nach der Trennung vom Heere sich begab. Doch scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß er in Asien blieb. Hier nun folgte für ihn auf ein achtzehnmonathliches höchst bewegtes Leben tiefe Ruhe, nicht, wie er gehofft hatte, eine ehrenhafte zur Stärkung auf erneuerte und für den geliebten Vaterstaat ersprießliche Thätigkeit, sondern eine schmachvolle, peinliche, den Genuß der Gegenwart verkümmernde, die Aussicht in die Zukunft trübende. Bald wurde seine Feinundbravheit auf eine noch härtere Probe gestellt durch die Nachricht von des Sokrates Hinrichtung, die um diese Zeit erfolgte 9).

Was er von der Anklage, der Vertheidigung, der Verurtheilung seines Meisters vernahm, und von den außerordentlichen Umständen, die dessen Tod begleitet hatten — weit entfernt, ihn niederzubeugen, gab vielmehr seinem Geiste den höchsten Schwung.

Er faßte den Entschluß, den Weisen vor Mit- und Nach-Welt, ich will nicht sagen, zu rechtfertigen, sondern zu verherrlichen durch Mittheilung einer Reihe wirklich von ihm gehaltener Unterredungen, welche das Bild seines Geistes, wie er es aufgefaßt hatte, rein und treu abspiegeln sollten. So entstand jenes in seiner Art einzige Werk, welches so viele unter uns lieben, weil es ihnen in früher Jugend zum Anschauen ihres Innern zuerst die Augen öffnete, zuerst süßberedter

Weisheit holde Worte zu vernehmen gab. Die beyden anderen dem Andenken des Sokrates ebenfalls geweiheten sind von den Erinnerungen, welche jenes aufbewahrt, nur Ausflüsse und vereinigen sich mit ihm, sokratische Feinundbravheit im ganzen Umfange vor Augen zu stellen 10).

In diesen friedlichen Beschäftigungen, welche zum Beweise dienen, daß einem feinen und braven Manne, wie er, der Philosophenmantel nicht weniger gut steht als der Feldherrenrock, wurde Xenophon unterbrochen, als in Folge des Kriegeslaufs der lacedämonische König Agesilaus nach Asien kam. Da dieser nichts Geringeres im Schilde führte als das persische Reich umzustürzen: was war natürlicher als daß er den glorreichen Bekämpfer desselben in der Abgeschiedenheit aufsuchte, um seine Theilnahme zu gewinnen. Zwischen beyden wurde eine Freundschaft gestiftet, welche Cicero mit der vergleicht, die den Anaxagoras mit dem Perikles, den Pythagoreer Lysis mit dem Epaminondas verknüpfte, anzuzeigen, wie viel von seiner Königstugend Agesilaus dem Xenophon verdanke 11) — mit Recht: denn durch ihn geleitet hat er jene höhere Kriegeskunst, welche durch persönliche Ueberlegenheit widerstehende Feinde schreckt und verwirrt, überwundene aus Gegnern zu Anhängern macht, das Heer aber mit aufopferungsfähiger Liebe für die Sache, der es dienet, für den Helden, dem es folgt, zu begeistern weiß, mit solchem Erfolge ausgeübt, daß er binnen zweyjähriger Frist ganz Kleinasien eroberte und unter seine Bothmäßigkeit brachte 12).

Nichts stand ihm weiter im Wege, bis zu des Königs Pforte zu dringen und diese aus den Angeln zu heben, was er beabsichtigte nicht allein, um die Griechen wegen der von

dort aus ihnen angethanen Schmach zu rächen und vor künftiger zu sichern; sondern auch, um, in Xenophon's Sinne, den unermeßlichen Kräften, welche im Innern Griechenlandes gegen einander wütheten, eine gemeinsame Richtung nach außen zu geben, und in dem befreyten Morgenlande für ihre Wirksamkeit dem Verdienste und dem Ruhme neue endlose Bahnen zu eröffnen 13).

Jeder redliche und einsichtige Mann, welcher Stadt oder Partey er angehören mochte, mußte, wenn ihm das Gesammtwohl am Herzen lag, das Gelingen dieses Unternehmens wünschen. Anders dachten in Theben, Argos und Korinth die Volkshäupter, welche durch persisches Geld gewonnen, gegen Lacedämon sich zu einem Bunde vereinigten, dem auch Athen beytrat. Dieses bestimmte die Ephoren den Agesilaus aus Asien zurückzurufen, dessen Bürgertugend hiedurch in schwere Versuchung gerieth 14).

Als Herr und Meister so vieler Städte und Inseln, die er erobert; an der Spitze eines zahlreichen, wohlgeübten, stets siegenden, ihm unbedingt ergebenen von einer furchtbaren Flotte unterstützten Landheeres, welches er geschaffen hatte, in Erwägung, daß es zu Hause nicht an Feldherren fehle, die den Verbündeten gewachsen wären, daß die Befestigung der lacedämonischen Macht in Asien Mittel darböte, was etwa daheim verloren ginge, wieder zu gewinnen — war Er, als König, gegen den empfangenen Befehl Einspruch zu thun, vermögend, berechtigt, vielleicht gar verbunden. Dennoch gehorchte er ohne Widerrede, und machte unverzüglich Anstalt zur Rückkehr. Nie hat vielleicht edle Ruhmliebe strenger Pflichterfüllung ein größeres Opfer gebracht. Dem Agesilaus ward es am peinlichsten da-

durch, daß er, ein Grieche, mit Griechen gegen Griechen fechten sollte zur Freude und zum Gewinne für den gemeinsamen Feind 15).

Auch Xenophon sah sich der schönsten Hoffnungen beraubt, sogar sein Vaterland bewaffnet gegen die Sache, die er für die gute hielt. Was sollte er thun? Den Agesilaus begleiten oder verlassen? Als Grieche mußte er schleunige und vollständige Besiegung der Verbündeten wünschen, damit der Krieg gegen Persien erneuert werden könne; als Athener mußte er die Besiegung der Lacedämonier durch die Verbündeten fürchten, damit nicht Theben eine Obmacht gewönne, wodurch Athen noch mehr gefährdet würde als durch die Lacedämonier. Viele seiner Mitbürger mochten denken wie er, durften aber dem Gesammtwillen nicht widerstreben, wozu er unstreitig die Befugniß hatte, da er als Verbannter aller Rechte eines athenischen Staatsgenossen entäußert, folglich auch aller Pflichten desselben entbunden war. Kein Gesetz verbot ihm, unter diesen großen Umständen seiner Ueberzeugung zu folgen. Er trug demnach kein Bedenken, dem Agesilaus auf dem siegreichen Zuge durch Thracien, Thessalien, bis an die Grenze Böotiens zu folgen, ja sogar ihm in der Hauptschlacht, die er den Verbündeten bey Koronea lieferte, zur Seite zu stehen, Er, ein Athener, gegen Athener, aus Liebe zu Athen.

Der Erfolg jener Schlacht war günstig für die Lacedämonier, aber für die gemeinsamen Angelegenheiten nicht entscheidend. Vielmehr gelang dem persischen Hofe, die Griechen fortdauernd gegen einander zu verhetzen, und durch einander aufzureiben, bis er ihrer Meister ward, der kleinasiatischen durch Unterwerfung, der übrigen durch Bevormundung.

Seit wegen Besiegung der lacedämonischen Flotte

durch den Konon, und wegen der Vertreibung der lacedämonischen Harmosten (Landvögte) aus den kleinasiatischen Städten die Befreyung Asiens nicht mehr zu hoffen war; seit wegen Wiedererhebung Athen's die Obmacht Thebens nicht mehr zu fürchten schien, hatte die lacedämonische Sache aufgehört, die gemeinsame griechische zu seyn. Weislich trennte sich daher Xenophon gleich nach der Schlacht bey Koronea vom Agesilaus.

Zur Zeit des antalcidischen Fridens, bey dessen Abschlusse er sich in einem Alter von sechzig Jahren befand, lebte er schon in Scillus 16).

Dieser kleine durch ihn so berühmt gewordene Ort war eine lacedämonische Pflanzstadt in Elis, unfern von Olympia gelegen, in einer der besuchtesten Gegenden Griechenlandes. Hier siedelte er sich an, um, staatsbürgerlicher Wirksamkeit, (heimischer gezwungen, auswärtiger freywillig) entbehrend, der Muße zu pflegen, wie Sokrates dieser gepflegt wissen wollte, wenn er sie als der Besitzthümer köstlichstes pries.

Die scilluntische Landschaft hatte von Natur große Reize, welche Xenophon's Kunstsinn und zarte Frömmigkeit nicht wenig erhöhete. Hiemit deute ich auf Folgendes: Bey der Beutevertheilung in Cerasus hatten die Befehlshaber von dem aus dem Verkaufe der Gefangenen eingelöseten Gelde den Zehnten empfangen als Gabe für den Apollon und die ephesische Diana. Xenophon verwandte von der auf ihn gefallenen Summe die eine Hälfte zu einem Weihgeschenke für den Apollon, welches er mit seinem und seines Gastfreundes Proxenus Namen versah und zu Delphi in der athenischen Schatzkammer aufstellte. Die andere hatte er noch bey sich, als er im Begriffe stand, mit dem Agesilaus von Ephesus

nach Böotien abzusegeln. In Erwägung der ihm bevorstehenden Gefahren übergab er damals das Geld dem Megabyzus dortigem Tempelhüter der Diana, mit dem Auftrage, es ihm zurückzugeben, wenn er davon käme, im Falle eines Mißgeschicks aber es für die Göttin zu einem seiner Meinung nach ihr besonders werthen Weihgeschenke zu verwenden. Er bestand die Gefahren des Krieges glücklich. Und so geschah, daß, als er schon in Scillus wohnte, Megabyzus auf einer Reise zu den olympischen Spielen sich einstellte und ihm das Anvertraute zurückgab. Er benutzte nun das Geld, um damit der Göttin an einer von dem delphischen Gotte bezeichneten Stelle ein Grundstück zu kaufen, durch dessen Mitte ein dem ephesischen Dianentempel vorbeyrinnendem gleichnamiger Fluß Selinus rann, wie jener reich an Fischen und Muscheln. Hier nun errichtete er der Göttin nicht allein Tempel und Altar, sondern huldigte ihr auch dadurch, daß er ihr vom Jahresertrage des Bodens den Zehnten zum Opfer brachte, und ein jährliches Fest stiftete, welchem außer sämmtlichen Bürgern auch die Nachbaren beywohnten. Den Gästen spendete die Göttinn in Gezelten Graupen, Brot, Wein, Obst, wie auch von den ihr dargebrachten Gaben der heiligen Trift und von der Jagdbeute ein bescheidenes Theil. Zur Ehre des Festes stellten Xenophon's und der übrigen Bürger Söhne und mit ihnen auch Männer denen es beliebte, Jagden an, zu welchen theils der heilige Boden selbst theils das Gebirge Pholoe an Ebern, Gazellen, Hirschen reichlichen Fang darbot 17).

Auf dem Wege, der von Lacedämon nach Olympia führte, war der Bezirk vom dortigen Jupitertempel etwa zwanzig Stadien (eine halbe Meile) entfernt. Es

fehlte dem Heiligthume nicht an Wiesen, Hainen, baumreichen Bergen zur Weide für Schweine, Ziegen, Schafe und Pferde, so, daß auch die Gespanne der Festbesucher sich sättigten. Der Tempel, welchen man mit Gartenbäumen mildes Obstes jeglicher Art umpflanzte, glich im Kleinen dem großen in Ephesus, das Bildniß von Cypressenholze dem goldnen dort. Neben dem Tempel stand eine Säule mit dieser Inschrift: Heilig ist die Stätte der Artemis. Wer sie besitzt und benutzt, soll jährlich den Zehnten opfern, vom Ueberschusse den Tempel unterhalten. Wenn wer dieses nicht thut: so wird die Göttin es ahnden.

So ward die scilluntische Landschaft für Unzählige, Nahe und Ferne eine Stätte frohherziger Andacht, Scillus weit und breit berühmt als Wohnplatz eines Weisen, der hier sich niedergelassen hatte, um im Besitze eines großen Namens, eines ansehnlichen Vermögens, beglückt als Gatte und Vater durch würdigsten Gebrauch des Lebens sich den schönsten Genuß desselben zu bereiten 18).

Was durch Befreyung von den Sorgen des geschäftigen Lebens ihm an Wirksamkeit abging, ersetzte er durch die Theilnahme, welche er den Ereignissen jener höchst bewegten Zeit zuwendete, um sie für sich und andere fruchtbar zu machen an Belehrung über die wichtigsten Dinge. Als Bürger weder Athen, noch Sparta, noch Theben, noch Korinth, noch irgend einer einzelnen Stadt, sondern dem gesammten Griechenlande angehörig, erhob er sich über alle Parteyen. Unter den damals bedeutenden Männern war wohl keiner, den er nicht persönlich kannte, einer, an den innige Freundschaft ihn knüpfte. Die vielen Menschen von allent-

halben her, welche er Jahr aus Jahr ein und besonders zur Zeit der olympischen Spiele bey sich vorübergehen oder einkehren sah, setzten ihn in den Stand, sich über den Lauf der Dinge im Ganzen wie im Einzelnen genauest zu unterrichten. Die Erfahrungen, welche er auf dem asiatischen Feldzuge eingesammelt hatte, machten ihm, was er um sich her sah und hörte, verständlich. Die Kunde des Morgenlandes half ihm, das Heimathliche; das Heimathliche half ihm, das Morgenland richtig zu würdigen. Die verschiedenen Staatsverfassungen und Regierungsformen die reinen wie die gemischten in ihren Abstufungen mit ihren Mängeln und Vorzügen kannte er aus unmittelbarer Anschauung. Unter den Himmlischen, mit welchen er durch Opfer und Gebeth täglichen Umgang pflog, bewies sich ihm besonders gnädig Diana, welcher er bey Tag und Nacht als fleißiger und kunstgeübter Jäger diente und welche ihn dafür mit einer Gesundheit lohnte, die ihn bis zum höchsten Greisesalter jugendlich erhielt 19).

Von solcher Seelenstimmung, aus solchen Bestrebungen und unter solchen Einflüssen entstanden jene Werke, welche seinen durch die drey ersten gegründeten Ruhm bey der Mitwelt von Jahre zu Jahre erhöheten und ihm bey der Nachwelt unter erlesenen Meistern eine Ehrenstelle auf immer zu sichern beygetragen haben.

Er hatte bereits das vierundachtzigste Lebensjahr erreicht, als der wilde Lauf der unaufhörlichen Kriegesunruhen auch Scillus ereilete, ihn von dort vertrieb, und bewog, mit den Seinigen nach Korinth zu fliehen 20). Um diese Zeit, wo die Athener mit den Lacedämoniern gemeinschaftliche Sache gegen Theben machten, wurde das über ihn gesprochene Verbannungs-

urtheil aufgehoben, nachdem es fünfunddreyßig Jahre in Kraft gewesen 21). Was ihn abhielt, in Folge hievon nach Athen zurückzukehren 22), weiß ich nicht, dennoch behaupte ich zuversichtlich, daß es nicht erkaltete Liebe zur Heimath war, und daß hierin mir beystimmen wird, wer das vortreffliche Werk kennt, womit er den ausgesöhnten Vaterstaat beschenkte 23).

Seine Söhne, welche auf Agesilaus Rath in Sparta erzogen worden, damit sie gehorchen und befehlen lerneten 24), hatten nicht aufgehört, im Herzen Athener zu seyn. Vom Vater nach Athen gesendet zeigten sie sich desselben würdig, als sie in den Reihen ihrer Mitbürger bey Mantinea fochten wo Gryllus der ältere von beyden blieb. Die Trauerbotschaft empfing Xenophon im Opfern begriffen. Als er hörte, der Sohn sey todt, nahm er den Festkranz vom Haupte ohne jedoch die heilige Handlung zu unterbrechen; als er hörte, der Sohn sey siegreich gefallen, setzte er den Kranz wieder auf, und vollzog das Opfer freudig 25). Das große Aufsehen, welches Gryllus Tod erregte, und die vielfache Verherrlichung desselben in Lobgedichten und Gemälden beweiset auf der einen Seite, wie allgemeine und innige Theilnahme Xenophon's Wehe und Wohl erweckte und macht auf der andern die Sage wahrscheinlich, daß es Gryllus gewesen, von welchem Epaminondas die Todeswunde empfing 26).

Xenophon überlebte den Sohn noch geraume Zeit und starb erst im hohen Greisesalter, und zwar wie einige meinen, in Korinth.

Als fünfhundert Jahre später der Reisebeschreiber Pausanias die Stelle besuchte, wo einst Scillus und der Xenophontische Dianentempel gestanden, zeigte man ihm

unfern von dieser heiligen Stätte ein Grabmal mit einem Bruchstücke von penteliſchem Marmor, welches nach Ausſage der Umwohner Xenophon's Bildniß war. Hieraus vermuthet man gern, ihm ſey das Glück zu Theil geworden, in ſeinem geliebten Scillus unter Obhut der ihm ſo gnädigen Diana von der Erde zu ſcheiden 27).

Das Geſagte, wie unvollſtändig es auch ſeyn möge, wird doch genügen, darzuthun, daß Xenophon's Leben zu denen gehört, in welchen ſokratiſche Feinundbravheit ſich am reinſten ausprägt, am hellſten abſpiegelt 28).

Anmerkungen und Nachweisungen zum ersten Abschnitte.

1) Die Stellen der Anabasis und des Diogenes Laertius, aus denen ich die folgenden Angaben großen Theils geschöpft habe, im Einzelnen jedes Mal nachzuweisen, schien mir, da sie sich leicht auffinden lassen, unnöthig. Ich habe daher dieses nur ausnahmsweise gethan.

2) Bey Bestimmung der Lebensjahre Xenophon's lege ich folgende Stellen der Anabasis zum Grunde: V. 3, 1. wird gemeldet, man habe die Kranken, die über vierzig Jahre Alten, die Weiber und Kinder eingeschifft. Hieraus folgt, daß man den mehr als Vierzigjährigen die zu den Beschwerden des Kriegesdienstes erfoderliche Kraftfülle in der Regel nicht mehr zutraute. Nun sagt Xenophon III, 1, 25: Bestellet ihr mich zum Führer: so schütze ich hiegegen nicht mein Alter vor, traue mir vielmehr noch Rüstigkeit zu, mich Unheils zu erwehren. — So konnte er meines Erachtens sich nur ausdrücken, wenn er damals den Fünfzigern bedeutend näher war als den Vierzigern. Hatte er nun meiner Angabe gemäß im J. v. Chr. 401. das siebenundvierzigste Jahr erreicht, so war er zur Zeit der Schlacht bey Delium 23 Jahr alt, sein Geburtsjahr war demnach v. Chr. 447. Die letzte Begebenheit, deren er in der griechischen Geschichte erwähnt, fällt in das Jahr v. Chr. 357. Gesetzt nun auch, er hätte dieses noch um ein Jahr überlebt, so wäre er doch nicht älter als 91

Jahre geworden, welches mit Lucian's und des Diogenes Angaben von dem hohen Greisesalter, worin er gestorben sey, stimmt. Von dem französischen Gelehrten Letronne (Biographie universelle Tome LI.) weiche ich in diesen Zeitbestimmungen nur um zwey Jahre ab. Dieser nämlich giebt dem Xenophon zur Zeit der Schlacht bey Delium ein Alter von 21 Jahren, folglich zur Zeit als er die oben angeführten Worte sprach, ein Alter von 44. Gleichwohl erklärt eben dieser Gelehrte, wie die meisten der früheren Ausleger, jene Worte so, als ob es nicht das bereits zu weit, sondern das noch nicht weit genug vorgeschrittene Alter wäre, welches Xenophon hier hervorhöbe, in Vergleichung nämlich mit älteren Männern, welche auf Befehlshaberschaft größere Ansprüche hatten. Dort aber ist nicht von Ansprüchen die Rede, sondern einzig von Kräftigkeit zur Erfüllung so schwerer Verpflichtungen. Was aber die Anab. II, 1, 12. befindliche Stelle betrifft: so darf man sich zu Gunsten der Meinung von Xenophon's damaliger Jugendlichkeit nicht länger darauf berufen, aus Gründen, worüber ich auf Schneider's Ausgabe von Bornemann verweise.

3) Anab. IV, 5, 4. 4) V, 6, 15.

5) VI, 2, 15. 6) VII, 7, 57.

7) Da Ursache und Zeitpunct der Verbannung Xenophon's zu den Hauptstücken gehören, um welche sich bey dem jetzo obwaltenden Streite Anklage und Vertheidigung wenden: so sey mir vergönnt, die folgende Erörterung gewissenhafter Prüfung einsichtiger und unparteyischer Leser angelegentlich zu empfehlen.

Daß von Xenophon's Verbannung wirkliche oder vorgebliche Anhänglichkeit an Lacedämon und den Age-

silaus die Ursache nicht war, sondern einzig seine Verbindung mit dem Cyrus, bezeugt ausdrücklich Pausanias mit diesen Worten:

»Verbannt wurde Xenophon von den Athenern, weil er gegen den Perserkönig, der ihnen freund war, Theil genommen hatte an dem Feldzuge des Cyrus, welcher der Volksgemeine sehr abhold war. Denn während Cyrus seinen Sitz in Sardes hatte, versah er den Lysander und die Lacedämonier mit Gelde für die Flotte. Dafür wurde Xenophon mit der Verbannung bestraft« (V, 6. 5.).

Was diesem an sich sehr bedeutenden Zeugnisse ein großes Gewicht giebt sind so viele Aeußerungen Xenophon's selbst, wodurch er beabsichtigt, sich über sein Verhältniß zum Cyrus zu rechtfertigen. Dahin rechne ich, was er von dem empfangenen Briefe des Proxenus meldet, von seiner Unterredung darüber mit dem Sokrates, von dessen Bedenklichkeiten, von seiner Befragung des delphischen Gottes, von seinem Entschlusse, nach kurzem Aufenthalte bey dem Cyrus aus Sardes heimzukehren, von seiner Unkunde über den Zweck des Feldzuges, welchem er nur als Zuschauer habe beywohnen wollen, nicht im Dienste des Prinzen, sondern in seinem Gefolge (Anab. III, 1, 1 — 13).

Die andere Meinung, von Xenophon's Verbannung sey nicht die Ursache seine Verbindung mit dem Cyrus gewesen, sondern seine Anhänglichkeit an Lacedämon und den Agesilaus beruhet auf folgender Aussage des Diogenes Laertius:

»Nach vollendetem Rückzuge und den pontischen Unfällen und dem Verbündnisse mit dem Odrysenkönig Seuthes, verfügte er sich nach Asien zum lacedämo-

nischen Könige Agesilaus, dem er die Cyruskrieger in Sold gab, und innigst befreundet ward. Um diese Zeit wurde er von den Athenern als lacedämonisch gesinnt mit der Strafe der Verbannung belegt«. (II, 51.).

Wenn Diogenes hier sagt, Xenophon habe die Cyruskrieger dem Agesilaus in Sold gegeben, so ist dieses offenbar falsch, da wir durch ihn selber (Anab. VII, 8, 14.) wissen, daß er sie dem Thibron übergab, nicht dem Agesilaus, welcher erst drey Jahre später nach Asien kam.

Wenn er weiter sagt, um die Zeit sey Xenophon als lacedämonisch gesinnt verbannt worden, so sollte er billig Rede stehen, welche Zeit er im Sinne hatte. Meinte er die, welche dem im Jahre v. Chr. 394. erfolgten Bündnisse der Athener mit Theben gegen Lacedämon vorangeing, so bedachte er nicht, daß damals ein Theil des lacedämonischen Heeres aus athenischer Mannschaft bestand, die man hatte stellen müssen, (Griech. Gesch. III, 1, 4); daß also die Athener keinen ihrer Mitbürger verbannen konnten, weil er Partey für eine Sache nahm, der sie selber dieneten. Meint er aber die auf jenes Verbündniß folgende Zeit: so bedachte er nicht, daß, wäre Xenophon, ohne damals schon verbannt zu seyn, im Gefolge des Agesilaus geblieben, er nicht als lacedämonisch gesinnt verurtheilt werden konnte, sondern als ein dem Vaterstaate offenbar Abtrünniger als ein Hochverräther. Oder will er etwa zu verstehen geben, die Verbannung Xenophon's und die Kriegeserklärung gegen Lacedämon seyen gleichzeitig erfolgt?

Doch wer siehet nicht, daß diese Aussage des Dio-

genes als theils entschieden falsch theils verworren, gegen das obige vom Xenophon selbst bestätigte Zeugniß des Pausanias nicht das Mindeste verfängt?

Steht nun die Ursache seiner Verbannung fest: so fragt sich weiter: wann erfolgte sie? Zur Zeit, wo Seuthes in Thracien die Cyruskrieger an die lacedämonischen Gesandten förmlich abtrat, d. i. im Anfange des Frühlinges v. Chr. 399. war sie noch nicht erfolgt, sie stand aber ganz nahe bevor. Sie war, sage ich, damals noch nicht erfolgt, weil Anab. VII, 7, 57. ausdrücklich gesagt wird, Xenophon habe gerade damals Anstalt zu Heimkehr gemacht; sie stand aber ganz nahe bevor, weil jene Angabe mit dem Zusatze begleitet wird, denn es war das Verbannungsurtheil über ihn noch nicht ausgesprochen. Was konnte begreiflicher Weise den Xenophon zu diesem Zusatze bewegen, wenn es nicht die Besorgniß war, man werde sich über seinen Entschluß zur Heimkehr wundern, in der Voraussetzung, er sey damals schon verbannt gewesen. Nun leuchtet ein, daß wäre den gangbaren Meinungen zu Folge die Verbannung erst nach seiner Verbindung mit dem Agesilaus, oder nach seinem Aufbruche zur Bekriegung der Böotier, oder gar erst nach der Schlacht bey Koronea, d. i. drey oder fünf oder sechs Jahre später erfolgt, weder von seiner Seite jene Besorgniß, noch von Seiten der Leser diese Voraussetzung Statt finden konnte. Beydes konnte nur eintreten, wenn dem Entschlusse zur Heimkehr die Verbannung auf dem Fuße folgte. Hieraus glaube ich mit einiger Zuversicht folgern zu dürfen, die Verurtheilung falle in eine der Wochen oder einen der Monate, welche vom gedachten Zeitpuncte an bis

zur Uebergabe des Heeres an den Thibron verflossen, d. i. in das Ende des Frühlings oder in den Anfang des Sommers v. Chr. 399.

Dieses angenommen, was ergiebt sich? Zuerst die Ursache, warum bey den Alten von Xenophon's Rückkehr nach Athen nirgend die Rede ist. Hievon kann nicht füglich die Rede seyn, weil er in der That und Wahrheit Athen seit dem Tage nie wieder sah, an welchem er sich einschiffte, um den Cyrus aufzusuchen. Weiter ergiebt sich, daß seine Verbindung mit dem Agesilaus der Verbannung nicht voranging sondern folgte, mithin durchaus nichts Sträfliches hatte, und hieraus erklärt sich, warum in diesem Verhältnisse weder Cicero noch Plutarch noch sonst einer der Alten etwas Tadelhaftes findet; warum er selber ganz unbefangen erzählt, daß er jenen König in den Krieg gegen die Verbündeten begleitet, in der Schlacht bey Koronea ihm zur Seite gestanden habe.

Verhielte sich nun aber alles so, denkt vielleicht mancher Leser: woher käme es denn, daß man den zuverlässigsten Zeugnissen zum Trotze, Xenophon's Lebensgeschichte in Ansehung eines der bedeutendsten Ereignisse so unverantwortlich entstellt hätte? Auch hierüber getraue ich mir genügende Auskunft zu geben, indem ich sage, der Grund davon liege in einem unglücklichen Mißverständnisse, welches die Vieldeutigkeit des griechischen Wortes *φεύγειν* veranlaßt hat in folgender Stelle der Anabasis, wo Xenophon V, 3, 6. von sich erzählt:

> Mit dem der Artemis geweiheten Gelde aber verfuhr er so, daß er, mit dem Agesilaus von Asien gegen die Böotier aufbrechend, es wegen der bevorstehenden Gefahr dem dortigen Tempeldiener der

Artemis dem Megabyzus hinterließ, unter der Bedingung, dasselbe, wenn es ihm gut ginge, ihm wiederzugeben, wenn schlimm, zu einem der Göttin seiner Meinung nach wohlgefälligen Weihgeschenke zu verwenden.«

Nun heißt es weiter:

Ἐπεὶ δ' ἔφυγεν ὁ Ξενοφῶν, κατοικοῦντος ἤδη αὐτοῦ ἐν Σκιλλοῦντι, ὑπὸ τῶν Λακεδαιμονίων οἰκισθέντι παρὰ τὴν Ὀλυμπίαν, ἀφικνεῖται Μεγάβυζος εἰς Ὀλυμπίαν θεωρήσων, καὶ ἀποδίδωσι τὴν παρακαταθήκην αὐτῷ

Welcher Unbefangene sieht nicht, daß *φεύγειν* hier in seiner ursprünglichen Bedeutung steht, und daß die angeführten Worte nichts anderes sagen wollen, als dieses: »Da Xenophon davon kam, (d. i. seinen Besorgnissen entgegen den Gefahren des Krieges entrann) geschah, daß, als er schon in Scillus einer lacedämonischen Pflanzstadt bey Olympia wohnte, Megabyzus auf einer Reise zu den olympischen Spielen sich einstellte, und ihm das Anvertraute zurückgab.«

Dieses nun, was jeder Unbefangene sieht, haben die meisten der bisherigen Ausleger und Uebersetzer nicht gesehen. Ohne zu bedenken, wie ungehörig hier die Erwähnung der Verbanntheit sey, wie natürlich dagegen die Erinnerung an die bestandene Gefahr, nehmen sie *φεύγειν* in der abgeleiteten Bedeutung und erklären die Worte: *ἐπεὶ δ' ἔφυγεν ὁ Ξενοφῶν*. N a c h X e n o p h o n's e i n g e t r e t e n e r V e r b a n n u n g a b e r. Wäre diese Erklärung richtig: so würde allerdings folgen, daß die Verurtheilung später falle, als der Aufbruch aus Asien. Auch hat man ohne zu erwägen, daß diese Zeitbestimmung mit der (VII, 7, 57.) enthaltenen Angabe unver-

einbar sey, jene Folgerung gezogen, unbekümmert, hiedurch dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthums zum Trotze den Xenophon zum Vaterlandsverräther herabzuwürdigen. Wer nun bedenkt, wie arg hier von den Grammatikern, die sich mit ihrer Gründlichkeit so breit zu machen pflegen, einem der edelsten Männer mitgespielt wird, könnte in Versuchung gerathen, auszurufen: Wehe euch Schriftgelehrten, die ihr Mücken seiget, und Kamehle verschlucket! das will hier sagen: Wehe euch Sprachmeistern, die ihr peinlich und ängstlich seyd im Wortklauben und Sylbenstechen, in den wichtigsten Dingen aber gröblich zu irren, auf die leichte Achsel nehmet, wie hier, als ob es so viel wie nichts wäre, einen rechtschaffenen Mann um seinen ehrlichen Namen zu bringen.

Zu den Gelehrten, welche die angeführte Stelle unrichtig verstanden haben, gehört auch Schneider, ohne aber daraus gehässige Folgerungen zu ziehen. »Verbannt wurde, wie er sagt, Xenophon früher als er dem Agesilaus sich anschließend gegen die verbündeten Griechen und Athener focht.« »Geborgen ist, ruft er aus, Xenophon's Ruf und Name, welchen bis auf heute alle Freunde der sokratischen Philosophie verehren,« (VI, S. 89. 92.). Diesen würdigen Mann also, vor dessen sittlichem Sinne der sprachliche hier verstummte, habe ich in Ansehung des Wesentlichen auf meiner Seite. In jeder Beziehung aber darf ich als Gewährsmann meiner Behauptung nennen — wen? — keinen geringeren als den Johannes Müller. Siehe die unten folgende Anmerkung. 9.

8) Als den, welcher die Bill zu Xenophon's Verbannung eingebracht und durchgesetzt habe, nennt Dioge-

nes (II, 59.) einen gewissen Eubulus. Ist dieses, was kaum einen Zweifel leidet, derselbe, welcher später als des Demosthenes Widersacher auftritt, und im Jahr v. Chr. 343. noch gelebt haben muß: so wäre er freylich im Jahre v. Chr. 399. noch sehr jung und unbedeutend gewesen. Um so besser eignete er sich vielleicht, den Parteyn, welche den Xenophon stürzen wollten, zum Werkzeuge zu dienen. Auch liegt wohl in des Mannes damaliger Jugend für mich eine Entschuldigung daß ich gewagt habe, ihm eine solche Rede in den Mund zu legen, wie ich gethan, ohne irgend eine geschichtliche Beglaubigung derselben beybringen zu können. Ueber den Eubulus handelt umständlich Ruhnken Historia Critica orat. LXV. Was Letronne, welcher Xenophon's Verbannung nicht früher als v. Chr. 394 setzt, zur Unterstützung dieser Angabe geltend macht, um in der angeführten Stelle des Diogenes eine Verwechselung des Redners Eubulus mit dem Archonten Eubulides nachzuweisen, leuchtet mir nicht ein, aus Gründen, in deren Erörterung ich hier nicht eingehen kann.

9) Daß des Sokrates Hinrichtung, welche in das J. v. Chr. 399 fällt, im Frühlinge eben dieses Jahres noch nicht erfolgt sey, geht aus der oben angeführten Stelle der Anabasis VII, 7, 57 deutlich hervor, weil ja sonst Xenophon Heimkehr beschlossen hätte zur selbigen Zeit, wo des Sokrates übrige Freunde nothgedrungen aus Athen entwichen. Mit vieler Wahrscheinlichkeit ist jenes Tod fast gleichzeitig anzunehmen mit dieses Verbannung, ob um weniges früher oder später, wage ich nicht zu entscheiden. Für jenes erklärt sich Joh. Müller (Allg. Gesch. I, S. 140.).

10) In Xenophon's innerster Eigenthümlichkeit lag etwas, vermöge dessen seine Thätigkeit ihre Richtung nicht so-

wohl von innen als von außen empfing. Wie es außerordentlicher Umstände bedurfte, ihn seines Feldherrenberufes inne werden zu lassen, so wäre er ohne den mächtigen Antrieb, welchen des Sokrates Hinrichtung ihm gab, über diesen seine Stimme zu erheben, vielleicht nie darauf gekommen, als philosophischer Schriftsteller aufzutreten. Ich wage demnach zu behaupten, daß die Denkschrift als das erste seiner Werke anzusehen sey, und um so zuversichtlicher, da sich von einem dem asiatischen Feldzuge vorgängigen Werke seiner Hand keine Spur findet. Wie genau sich aber jener die Haushaltung, und dieser das Gastmahl anschließe, ergiebt sich aus den ersten Zeilen dieser beyden Bücher so augenscheinlich, daß es fast keinen Zweifel leidet, sie seyen in einem Zuge hinter einander ausgearbeitet worden, und zwar während der drey Jahre, die zwischen des Sokrates Tode, und des Agesilaus Ankunft in Asien verflossen.

11) Cic. de orat. III, 34. Cornel. Nep. Ages. I.

12) Xen. Ages. I, 6—36. Cornel. Nep. Agesilaus.

13) »Wenn man einen Augenblick für möglich annehmen will, daß die Häupter unseres europäischen Gemeinwesens, mit Aufopferung despotischer und monopolistischer Vorurtheile, mit Unterlassung der innern Kriege von ungewissem Erfolge, von zweydeutigem Ruhme, wodurch der allgemeine Wohlstand gehemmt, zerrüttet, manchmal auf Jahrhunderte zurückgestürzt wird, jeder nach seiner Kraft und Lage, und alle ungehindert, an dem edelsten Plane der Herstellung der Civilisation in den alten Ländern arbeiten wollten: so öffnet sich, ich will von Wissenschaften und Künsten gar nichts sagen, sondern für die Menschheit und für die Vermehrung des Lebensgenusses, die freudigste Aussicht. Die

Vorwelt aufwecken, die Gegenwart mit Erstaunen, Freude und Macht erfüllen, und weit hinaus in die hoffnungslosen Länder ein längst vergessenes Glück zurückführen, ist ein anderer Ruhm als die Verwirrung, Herabwürdigung und Erschöpfung unseres zu der schönsten Wirksamkeit so fähigen Welttheiles (Joh. Müller XI, S. 98.).

Derselbe Geist, welcher im Jahr 1801 unserem Johannes Müller diese Worte eingab, beseelte damals den Agesilaus und seinen Freund Xenophon. Gesetzt, es führte unter den gegenwärtigen Umständen ein Redner im brittischen Parlamente solche Sprache, unstreitig würde es weder in England noch in dem übrigen Europa an solchen fehlen, die ihn als einen Schwärmer, als einen unvaterländisch gesinnten Mann, als einen nicht guten, vielleicht gar als einen grundschlechten Bürger verschrieen.

14) Xen. Ages. I, 36; Griech. Gesch. IV, 2, 3.

15) Xen. Ages. VII, 5.

16) Von thätiger Theilnahme Xenophon's an öffentlichen Angelegenheiten findet sich seit der Schlacht bey Koronea keine Spur.

17) Anab. V, 3, 7 — 12.

18) Ansehnliches Vermögen rechtlich zu erwerben, gab ihm Agesilaus Gelegenheit. Ag. I, 18.

19) Siehe den unten folgenden Abschnitt über das Jagdbuch.

20) Diog. Laert. II, 52.

21) Als der, welchem Xenophon seine Herstellung verdankte, wird derselbe Eubulus genannt, welcher seine Verbannung bewirkt hatte.

22) Des Diogenes Meldung, Xenophon sey nach

der Vertreibung aus Scillus in Korinth wohnhaft geworden, und daselbst gestorben, macht es nicht wahrscheinlich, daß er selbst auf kurze Zeit nach Athen zurückgekehrt sey.

23) Das Buch von den Einkünften.

24) Plutarch Ages. und Apophth.

25) Diog. Laert. II, 51.

26) Pausanias VIII, 9, 11; IX, 15; I, 3.

27) Paus. V, 6.

28) Ueber Xenophon's Leben ist zu vergleichen in Poppo's Ausgabe der Anabasis von 1827. der erste Abschnitt der Vorrede.

Zweyter Abschnitt.

Zu

Xenophon's Werken.

Vorwort.

Ueber diese in umfassende Beurtheilung einzugehen, ist nicht mein Vorhaben, sondern nur, sie von der Seite zu betrachten, als sie des Verfassers Feinundbravheit beurkunden.

I.

Angedenken in vier Büchern.

Stellet euch einer Mann vor, der es zum Grundsatze seines Lebens macht, über alles und jedes das Kleinste wie das Größte nur dann zu urtheilen, wann das Gewissen ihm Zeugniß giebt, er habe zum Urtheilen hinreichende Gründe, und dem es durch standhafte Befolgung dieses Grundsatzes gelingt, je länger je mehr über die göttlichen und menschlichen Dinge nicht nur vom Irrthume sich zu befreyen, sondern auch, weil er

keine Untersuchung je als abgeschlossen ansieht, in Erkenntniß stetig fortzuschreiten; einen Mann, welcher die Gewissenhaftigkeit im Urtheilen auf das Handeln übertragend, die Herrschaft über sich selbst von Tage zu Tage befestigt, und, um unter allen Umständen nach Vermögen zu thun, d. i. nicht mehr und nicht weniger als er kann, und nichts anderes als er soll, unablässig beflissen ist, die Verhältnisse seines äußern und inneren Lebens zu durchforschen, um was in diesen oder jenen krankhaft ist, zu heilen, was tüchtig, zu hegen; einen Mann, welcher in dem Maße als er durch solche Bestrebungen über Menschliches sich erhebt, unter Göttliches sich demüthigt, zur Belohnung seiner Anstrengungen in Stunden der Begeisterung gewürdigt wird, vermöge ihm zu Theil werdender Offenbarungen, Künftiges zu erschauen und spähende Blicke hinter den Vorhang zu thun, der das Allerheiligste birgt — — Ein solcher Mann war Sokrates, mit Recht Vater der Philosophie genannt als der, welcher zuerst die Gebiete des Glaubens, des Wissens, des Zweifelns scharf sonderte, welcher zuerst darthat, dieselbe Weisheit, welche erfodert werde, um im Kleinsten das Rechte zu treffen, genüge, das Höchste im Leben zu erreichen, und sie zu erlangen, stehe in eines jeglichen Gewalt.

Was wahr sey und was falsch, was gut, was böse, was schön und was häßlich, was gottselig und was sündlich, was ein Staat sey und ein Staatsmann, was es heiße, ein Gemeinwesen und ein Hauswesen wohl regieren, das waren die unerschöpflichen Gegenstände seines Nachdenkens. So weit seiner Worte Kraft reichte, über diese Dinge richtige Begriffe zu verbreiten, und ihnen durch Weckung tüchtiger Gesinnung Folgsamkeit

zu verschaffen, erkannte er für seinen Beruf. Diesem zu genügen, theilte er sich gegen Freund und Feind, gegen Anhänger und Widersacher unverholen mit, nicht als einer, der gefundene Weisheit anbietet, sondern zeigen will, wie und wo sie zu suchen, nicht als einer, der schon weiß, sondern an und mit und von andern lernen will, nicht in zusammenhangenden Vorträgen, sondern in gelegentlichen Unterredungen. Bey diesen machte er von seinem scharfen Verstande, von seiner bewunderungswürdigen Gewandtheit in der Forschkunst, seinem reichen Witze, seiner Gabe zu scherzen und zu spotten, seiner mächtigen Beredsamkeit einen Gebrauch, der ihnen besonders für edle Jünglinge unwiderstehliche Anziehungkraft gab.

Je nach dem die, mit welchen er eben zu thun hatte, so oder so gesinnt waren, in ihrem Innern mehr oder weniger reich ausgestattet, in ihrer Bildung mehr oder weniger weit fortgeschritten, von mehr oder weniger umfassender Strebsamkeit und Wißbegierde, durch ihre Natur mehr auf das geschäftige oder beschauliche Leben hingewiesen, wählte er die Gegenstände seiner Gespräche, richtete er die Behandlung derselben ein. So geschah, daß er über dasselbe nicht immer dasselbe sagte, sich in scheinbare Widersprüche verwickelte, manchen statt ihn aufzuklären, verwirrte, mannichfaltige Mißverständnisse veranlaßte, und daher von eben so vielen verkannt als erkannt wurde.

Wie er auf Hochbegabte wirkte, zeigt Platon, wie auf Wohlbegabte, Xenophon. Frage niemand, wer von beyden der vortrefflichere sey, da jeder von beyden durch redlichen Willen aus den ihm verliehenen Kräften machte, was daraus sich machen ließ und in vollstem

Sinne das Seinige that. Frage niemand, wer von beyden den Sokrates treuer darstelle; beyde thun es gleicher Maßen, jeder so, wie Sokrates sich ihm zeigte, Xenophon vorzugsweise in vorliegendem Werke, welches bestimmt ist, durch Mittheilung wirklich gehaltener Unterredungen des Sokrates diesen zu schildern, als einen Mann, welcher so gottselig war, daß er nichts ohne göttliche Genehmigung that, so gerecht, daß er nie wen kränkte, Freunden höchlich nützte, so selbstmächtig, daß er nie Angenehmes dem Besseren vorzog, so einsichtig, daß er im Unterscheiden des Besseren und Schlechteren nie irrte und ohne eines anderen zu bedürfen sich für Ergründung solcher Dinge selbst genügte; dabey fähig, dergleichen regelrecht zu durchdenken und vorzutragen, fähig auch, andere zu prüfen, Fehlende zurecht zu weisen, zum Streben nach Tugend und Feinundbravheit zu ermuntern — als einen Mann, wie der Beste und Glückseligste seyn möchte (IV, 8. 11.).

Unter den mitgetheilten Unterredungen betrifft eine die Freundschaft, um darzuthun, diese könne nur unter feinen und braven Männern Statt finden. Gleichwohl lehre Geschichte und Erfahrung, daß selbst solche wie im öffentlichen so auch absonderlichen Leben nicht selten einander widerstreben, woraus folge, daß Feinundbravheit zur Freundschaft zwar erfoderlich sey aber nicht hinreichend, daß noch ein hievon unabhängiges wechselseitiges Wohlgefallen hinzukommen müsse; dennoch dürfe der feine und brave Mann, wenn er Beweise uneigennütziger Dienstbeflissenheit gebe, mit Zuversicht darauf rechnen, unter seines Gleichen wen zu finden, der seine Zuneigung gewinnen und erwiedern werde (II, 4 — 6.) Hier, wo die Untersuchung, wenn Sokrates sie mit

einem Kritobulus in Gegenwart eines Xenophon anstellte, endete, fing sie erst recht an, wenn er sich mit dem Platon besprach, so, daß dieser nicht eher ruhete als bis er von jener persönlichen Zuneigung, aus welcher die Liebe quillt, den Grund in angeborner Geistesverwandtschaft entdeckt hatte durch Forschungen, die ihn bis an die äußerste Grenze der Spähung führten.

Das eine Verfahren, die Erörterung nicht weiter zu treiben, als vonnöthen ist, um sich im Leben zurecht zu finden, ist nicht weniger sokratisch als das andere, sie ohne Rücksicht auf Anwendbarkeit im Thun und Lassen so weit zu treiben als sie gehen will.

Daß die in der Welt herrschende Ordnung Werk eines verständigen Wesens sey, welches alles und jedes auf das zweckmäßigste eingerichtet habe, ist ein Gedanke, der bey den Griechen in voller Klarheit zuerst in des Sokrates Seele aufging. Bey'm Xenophon kömmt er gelegentlich vor zur Weckung und Nährung der Andacht, bey'm Platon als ein leitender Hauptbegriff, wodurch dieser die Wissenschaft umgestaltete, indem er nur die Naturforschung für befriedigend erklärte, welche von jedes Dinges Beschaffenheit den Grund nachweise in der Idee des Besten, welche den Weltordner geleitet habe.

Wer sieht nicht, daß die beschränkte Anwendung, welche jener Lichtgedanke bey dem einen, und die umfassende, welche eben derselbe bey dem andern fand, gleicher Maßen sokratisch ist, da sie machte, daß er in xenophontischen Seelen nicht mehr fruchtete als er sollte, in platonischen nicht weniger als er konnte.

Von dem Werthe wissenschaftlicher Spähungen über Entlegenes, Verborgenes, außer dem Bereiche der Erfahrung Liegendes sprach Sokrates mit Hochachtung

oder Geringschätzung, je nach dem er dazu ermuntern, oder davon abmahnen wollte; und das eine oder das andere war der Fall, je nach dem er einen von der Natur dazu Berufenen oder Unberufenen vor sich hatte. So erklärt sich die Verschiedenheit seiner Aeußerungen über diesen Punct bey dem Xenophon und dem Platon, und diese hatte ich vorzugsweise in Gedanken, als ich oben sagte, er habe über dasselbe nicht immer dasselbe gesagt.

Unverkennbar ist demnach zwischen dem xenophontischen und platonischen Sokrates ein Unterschied vorhanden; aber nirgend tritt er als Gegensatz hervor, wie neuerdings von denen behauptet worden, welche die Sittenlehre des xenophontischen in Vergleichung mit dem platonischen als eine eigennützige herabsetzen, woraus folgen würde, es habe entweder Platon die echte sokratische Sittenlehre veredelt, oder Xenophon sie entadelt, oder es habe der Meister die höchste Aufgabe seines lebenslangen Nachdenkens unaufgelöset gelassen.

Was ist hievon zu halten?

Daß fortschreitende Verähnlichung mit Gott durch Wissenschaft und Tugend, das heißt, durch Erforschung des Gesetzlichen in der Natur und Hervorbringung desselben im eigenen Leben nicht etwa der Güter höchstes sey, sondern das einzige, außer welchem nichts begehrungswürdig sey an sich, vielmehr alles und jedes nur, sofern es für Erreichung jenes einzigen als Werkzeug, Mittel und Unterstützung diene, das ist der Grundgedanke, um welchen sich die platonische Sittenlehre wendet. Mit höchster, um nicht zu sagen, blendender Klarheit erscheint derselbe in den Büchern vom Staate. Doch verschmähet selbst in diesem Werke Platon nicht, bey Würdigung des Werthes der Weisheit die Belohnungen in Anschlag zu

bringen, welche sie in diesem und einem künftigen Leben verheiße, da sie vor Gott und bey Menschen beliebt und angenehm mache.

Jener platonische Grundgedanke nun tritt bey'm Xenophon nirgend mit Bestimmtheit hervor, geschweige denn als leitender Hauptbegriff. Vielmehr sieht man wie überhaupt so namentlich aus der Erzählung vom Herkules am Scheidewege, daß Sokrates in Unterredungen mit einem Aristippus, Charmides, Euthydemus kein Bedenken trug, zur Empfehlung der Tugend Antriebe herzunehmen von ihrem Einflusse auf das äußere Wohl. Weislich! da er sicher seyn konnte, daß wer hierüber zur richtigen Erkenntniß gelangt sey, nicht länger die Tugend als etwas Beschwerliches hassen, vielmehr anfangen werde, sie zu lieben, erst wegen dessen, was sie gewähret, endlich wegen dessen, was sie ist, d. h. ihrer selbst wegen.

Um jener herablassenden Lehrweisheit willen die Sittenlehre des xenophontischen Sokrates der Eigennützigkeit anzuklagen wäre eben so unbescheiden, als wenn jemand, um die Reinheit der evangelischen verdächtig zu machen, sich auf Bibelsprüche beriefe, wie folgende: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen; oder: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze: denn sie hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Jener schmähliche Vorwurf würde nur dann sie treffen, wenn Zeugniß vorhanden wäre, der xenophontische Sokrates habe irgendwie und irgendwann als der Güter höchstes die Lust gepriesen, und zu deren Dienerinn die Tugend herabgewürdigt. Wie aber wäre es möglich

ein solches beyzubringen, da ja alles über das Verhältniß der Sittlichkeit zur Glückseligkeit bey ihm Vorkommende dem Grundsatze gemäß ist, daß nicht das Nützliche zum Maßstabe des Rechten dienen dürfe, sondern das Rechte zum Maßstabe des Nützlichen dienen müsse, weil nichts Böses begehrungswürdig sey, alles Löbliche wünschenswürdig 1).

Im Begriffe, zu andern Werken überzugehen gerathe ich, die Denkschrift aus der Hand legend, bey'm Umblättern zufällig auf I, 6, 15, wo Sokrates auf die Frage, wie es komme, daß er andere zur Staatsverwaltung anleite, sich selbst aber ungeachtet seiner Geschicklichkeit hiezu nicht damit befasse, antwortet: Würde ich werkthätiger für das Gemeinwesen seyn, wenn ich es für mich allein wäre als wenn ich sorge, möglichst viele dazu tüchtig zu machen? — dann auf III, 3, 12, wo er dem Gespräche ein so beredtes Lob der Athener einflicht wegen ihrer edlen Ruhmliebe; — dann auf III, 5, wo er dem Perikles, des Berühmten Sohne, der damaligen Feldherren einem, welcher über den Verfall der Kriegeszucht als über ein unheilbares Uebel klagt, zu Gemüthe führt, wie unrecht er habe, an der Tugend seiner Mitbürger und an dem öffentlichen Heile zu verzweifeln, da um jene neu zu beleben, dieses zu schirmen, es nur darauf ankomme, daß an die Spitze des Heeres ein rechtschaffener und einsichtiger Mann trete, wie er zu werden sich beeifern solle.

Solche Stellen vollenden den Beweis, daß Xenophon in dieser Denkschrift durch die Art wie er den Weisen auffaßt, sich als einen seiner würdigen Jünger, als einen feinen und braven, auch als einen vaterländisch gesinnten Mann bewährt. Nicht anders erscheint er in

den beyden folgenden ebenfalls der Verherrlichung des Sokrates gewidmeten Werken, die sich aber nicht als treu erzählende ankündigen, sondern als zum Theil erdichtete kenntlich machen.

II.

Gastmahl.

Wer sollte es glauben, daß die Athener, das geistreichste der Völker des Alterthums, den gebildeten des heutigen Europa in einer der reizendsten Künste weit nachstanden, in der Kunst des Umgangs und des gesellschaftlichen Gespräches. Dieses erhellet unter anderem daraus, daß bey ihren Gastmählern Possenreißer, Tänzer und Tänzerinnen, Singsang, Leyerspiel, wetteiferndes Zechen bis zum Niedertrinken als wesentliche Erfodernisse und Bestandtheile angesehen wurden 2).

Einst begab sich, daß ein vornehmer Athener, habe er nun Agathon oder Kallias geheißen, zur Feyer eines sey es nun in einem geistigen oder körperlichen Kunstspiele davon getragenen Sieges, ein Festmahl veranstaltete, welchem Sokrates beywohnte. Des Weisen Gegenwart wirkte so mächtig, daß das Schmaus- und Trink-Gelage sich in ein Redefest verwandelte, wovon wegen der Außerordentlichkeit des Falles der Ruf sich weit verbreitete, lange sich im Gedächtnisse der Menschen erhielt. Jenes Ereigniß hat den beyden unter dem Namen Symposium so berühmt gewordenen, so hoch gepriesenen, so mannichfaltig nachgeahmten Werken den

Ursprung gegeben. Welches von beyden; ob das xenophontische oder das platonische das tiefsinnigere sey, ist leichter zu sagen, als welches von beyden das schönere 3).

Am xenophontischen erfreuet die Bestimmtheit, womit die auftretenden Personen sich und ihre Zustände ausprägen.

Kallias, der Reiche, der Vornehme, zu einer bedeutenden Stellung im Gemeinwesen Berufene, umgeben auf der einen Seite von dem Kritobulus, einem sehr schönen Manne, der ihn zärtlich liebt, auf der anderen vom Autolykus, einem schönen Jünglinge, den er zärtlich liebt; des Jünglings Vater Lykon, der streng auf Sitte und Zucht hält, Niceratus ein neuvermählter glücklicher Ehemann, Charmides, in Folge öffentlicher Unfälle verarmt, herabgekommen, aber wohlgemuth geblieben, Hermogenes der suchende, stille, stets dem Himmlischen zugewandte, Antisthenes lebhaft erinnernd an Lessing's Alhafi,

> den guten, wilden, edlen,
> Wie nenn' ich ihn? Der wahre Bettler ist
> Doch einzig und allein der wahre König! —

diese alle mit dem Sokrates in der Mitte bilden eine höchst anziehende Gruppe. Ein Possenreißer, ein herumziehender Syrakuser mit einer Kunsttänzerinn, einer Flötenspielerinn und einem des Gesanges kundigen sehr reizenden Knaben stellen sich als ungebetene Gäste ein. Mit diesen macht es Xenophon nicht, wie Platon mit der Flötenspielerinn, daß er sie wegschickt. Er behält sie von Anfange bis zu Ende bey, und weiß sie in das Ganze zierlich zu verflechten.

Von den sieben Reden bey'm Platon behandeln sechs

einen und denselben Gegenstand, bey'm Xenophon nicht zwey, da die Aufgabe für jeden ist, das Besitzthum zu nennen, worauf er den größesten Werth lege, und sich am meisten einbilde. Indem nun der eine dieses der andere jenes nennt und seine Wahl rechtfertigt, kömmt nach und nach sehr Verschiedenes zur Sprache und in den Gedankenwechsel eine Mannichfaltigkeit, deren Reiz noch erhöhet wird durch die Zwischengespräche, wobey es an gegenseitigen Neckereyen und gutmüthigem Gespötte nicht fehlt, und Sokrates von seiner Gabe, den Ernst zu mildern durch Scherz, diesen zu adeln durch jenen, das Höchste und Niedrigste zu vermitteln, in vollem Umfange Gebrauch macht 4).

Alle diese Elemente, in schönster Eintracht sich bewegend, bringen in das Werk eine dramatische Lebendigkeit, welche nicht nur höchlich ergötzt, sondern auch, weil alles so natürlich zugeht und die Kunst so geschickt sich zu verbergen weiß, zur Nachahmung bey gesellschaftlichen Zusammenkünften ermuntern konnte.

Sehr bezeichnend für beyde Verfasser sind die Reden, welche sie dem Sokrates in den Mund legen über die Liebe.

Wie behandelt diesen Stoff der platonische?

Um die gangbaren gemeinen Begriffe zu berichtigen, thut er dar, daß Liebe nur dann wahrhaft beglücke, wenn sie zur Erweiterung des Daseyns nach Erzeugung des Schönen im Schönen trachte, daß eine solche nur Befriedigung finden könne in Fortpflanzung der Weisheit und Tugend, und daß sie kein anderes Ziel sich setze als Vereinigung der Seele mit dem Wesen der Wesen, in welchem die höchste Schönheit wohne. Hiebey nimmt er einen Gedankenflug, welchem unter den Hörenden wohl

keiner zu folgen im Stande war. Kaum hat er geendet: so stürmt halbtrunken Alcibiades der Nachtschwärmer in das Zimmer, und krönt das Fest durch eine Lobrede auf den Sokrates, woraus erscheinet, wie eine echter Liebe kundige und sie pflegende Seele beschaffen sey.

Der xenophontische Sokrates dagegen nimmt von dem Verhältnisse zwischen dem Kallias und Autolykus, welches noch rein war aber unrein zu werden drohete, Anlaß, zwischen der keuschen und unkeuschen Liebe eine Vergleichung anzustellen, um das Ehrenhafte jener, das Schändliche dieser darzuthun, und dem Kallias an das Herz zu legen, für ihn, um dem Liebling gefällig zu werden, gebe es ein einziges Mittel, und dieses bestehe darin, daß er dem Solon oder Themistokles nacheifernd sich um das Gemeinwesen Verdienste erwerbe und hiedurch den schönen Jüngling verherrliche als den, welcher von dem Würdigsten geliebt werde.

Dieser schlichte, faßliche, eindringliche nicht minder kräftige als anmuthige Vortrag verfehlt seines Zwecks nicht. Kallias und Autolykus sehen einander bedeutend an. Mit diesem, weil es spät geworden, entfernt sich der Vater und sagt bey'm Weggehen: Wahrlich! Sokrates, du scheinest mir ein feiner und braver Mann zu seyn.

Gleich darauf, nachdem ein Ruhebette aufgeschlagen worden, erscheint der Syrakuser mit seinem Gefolge. Unter des einen Mädchen Flötenspiel schickt sich das andere mit dem Knaben an, einen Besuch des Bachus bey der Ariadne mimisch darzustellen. Die Zärtlichkeit, welche das reizende Paar im Herzen trug, gab dem Spiele eine Wahrheit, welche die Zuschauer mit entzückender Inbrunst durchbebte.

Wie enden nun beyde Feste?

Während die platonischen Gäste einer nach dem andern einschlafen, mit Ausnahme des einzigen Sokrates, der bis zum lichten Morgen wach bleibt, trennen sich die xenophontischen vor einbrechender Nacht in höchster Aufgeregtheit, die einen froh, vermählt zu seyn; die andern schwörend, sich vermählen zu wollen.

Xenophon beabsichtigte durch diese Schlußscene unverkennbar, den Stachel der sündlichen verbotenen Lust abzustumpfen durch den höhern Reiz der erlaubten und naturgemäßen. Wenn er nun auf die Art die Sinnlichkeit zu Hülfe rief, um in Heilung eines der schändlichsten Sittengebrechen jener Zeit der Philosophie Beystand zu leisten: verdient er deßwegen Tadel? Ich für meinen Theil erkenne, wie Lykon im Sokrates, hier auch in ihm einen feinen und braven Mann.

III.

Haushaltung 5).

— Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind' ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund, und mehr noch genießen sie selber.

Was in diesen Worten Homer als das Wünschenswürdigste preiset, war bey den Athenern der sokratischen Zeit fast nirgend anzutreffen. Hievon lag der vornehmsten

Ursachen eine in der Ungebildetheit des weiblichen Geschlechtes, von dessen vernachlässigter Erziehung die Folge war, daß Hausfrauen, welche ihre Männer, wenn sie fein und brav waren, beglücken, wenn sie es nicht waren, dazu machen konnten, unter die Seltenheiten gehörten, wodurch denn jene im Schwange gehende, Seele, Leib und Habe zerrüttende Buhlerey, die man nach heutigen Sitten nicht einmal nennen darf, Vorschub fand 6).

Hiezu kam ein den damaligen Athenern eigener Hang zum Nichtsthun, welcher so weit ging, daß arm Geborne gewöhnlich arm blieben, weil sie lieber sich nothdürftig behelfen, als ehrsamen Gewinnbetriebe obliegen wollten, daß reich Geborne nicht selten verarmten, weil sie ihren Aufwand vergrößerten, ohne für verhältnißmäßige Steigerung ihrer Einkünfte durch redlichen Erwerb zu sorgen. Am Tage liegt wohl, daß wie selbstgewählte, genügsame, aus Bedürfnißlosigkeit entspringende Armuth, wie des Sokrates, etwas höchst Ehrwürdiges ist, so dagegen die, in welche jemand geräth, und worin jemand verbleibt, weil er zwar lüstern ist nach Hab' und Gut, aber träger noch als lüstern, etwas Schimpfliches hat als Quelle unsäglicher Uebel, äußerer, innerer, öffentlicher, häuslicher.

Jener Müßiggang fand Nahrung in den unaufhörlichen Festen, wodurch seit Perikles von Staats wegen für Zeitvertreib gesorgt wurde, wie auch in der Behandlung der öffentlichen Geschäfte, welche in vielem Betrachte etwas Schauspielhaftes hatte 7). Hörlust, Sehlust, Sprechlust waren die Göttinnen, in deren Dienste wer weiß wie viele ihre Tage von früh bis spät verbrachten, ohne um Weib und Kind, um Knecht und Magd, um Haus und Hof sich zu bekümmern.

Wenn man bedenkt, wie gering unter den Tausenden, welche in der Volksgemeine und in den Gerichtshöfen Sitz und Stimme hatten, um über die wichtigsten Dinge entscheiden zu helfen, die Anzahl derer war, welche eigentlichen Hausstand besaßen, wie noch viel geringer derer Zahl, welche, wenn sie einen besaßen, ihn zu erhalten verstanden: so wird man sich überzeugen, daß in Athen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten nicht in den besten Händen sich befand.

Von dieser Seite dem Gemeinwesen zu Hülfe zu kommen, häusliche Sitte und Zucht von ihrem Verfalle emporzuheben, nicht durch trockene Belehrung oder beschämende Ermahnung sondern durch Aufstellung eines Musters, welches zur Nacheiferung reizen könnte, das ist der Zweck des vorligenden Werkes.

Nachdem Sokrates in einem Gespräche mit dem Kritobulus die Haushaltung erklärt hat als Inbegriff aller Geschicklichkeiten, von welchen die Verbesserung des Besitzthums abhängt, nachdem er unter diesen Geschicklichkeiten als die dem feinen und braven Manne anständigste den Landbau gepriesen hat, dessen Verrichtung vor allen andern zu erlernen leicht sey, zu vollziehen angenehm, den Leib zu kräftigen und zu verschönern geeignet, Freunden und Mitbürgern zu nützen förderlich, zur Tapferkeit anspornend, da sie wacker mache und wohlgesinnt gegen das Gemeinwesen. — Nachdem hiedurch Sokrates im Kritobulus den Wunsch erweckt hat, zu vernehmen, wovon das Gelingen der Haushaltung abhange, theilt er eine Unterredung mit, worin einst Ischomachus über diese Dinge ihn belehrt habe.

Dieser Ischomachus, ein bemittelter Gutsbesitzer, schildert sich selbst als einen Mann, welcher so sich zu

verhalten strebe, daß er unter göttlichem Beystande Anspruch erwerbe auf Gesundheit und Leibesstärke, auf Achtung und Wohlgesinntheit der Freunde, auf ehrenhafte Unversehrtheit in den Gefahren des Krieges, auf sich ohne Unrechtlichkeit mehrenden Reichthum.

Stets seiner Bürgerpflichten eingedenk benutzte er die Arbeiten im Ackerfelde als Vorbereitung auf die Arbeiten im Kriegesfelde, befliß er sich auch der Fertigkeit, über die in seinen Bereich fallenden Dinge gehörig zu sprechen. So geschah, daß obwohl er in seinem Aeußern etwas Bäurisches hatte, man ihm dennoch den Namen eines feinen und braven Mannes gern zugestand, weil das Vollmaß der Bravheit in ihm den Mangel der Feinheit zu ersetzen schien, um so mehr, da sie besonders ehrenhaft sich kund that in seiner Bereitwilligkeit zu den von Staats wegen ihm zugemutheten Geld- und Dienst-Leistungen, worüber andere sich zu beklagen, wogegen sie sich so lange wie möglich zu sträuben pflegten.

In dem Gemälde nun, welches Ischomachus von seinem Hauswesen entwirft, tritt zuerst bedeutend hervor, was er von seiner Gattin meldet, wie er es angefangen habe, sie, welche er als ein junges Mädchen heirathete, zu einer gottesfürchtigen, ehrbaren, verständigen, ihm von Jahr zu Jahr theurer werdenden Hausfrau zu erziehen, und hiedurch seinen Wohlstand zu gründen. Die Theilnahme, welche diese liebenswürdige Person einflößt, wird für den erhöhet, welcher, woran nichts hindert, annimmt, Xenophon habe in ihr die eigene Frau geschildert, welche sein Haus in Scillus schmückte. Weiter ist dann die Rede von den Eigenschaften einer guten Schaffnerin, eines tüchtigen Meyers, von Behandlung des Gesindes, dann vom Landbau.

Indem nun Ischomachus sich anschickt, hierüber dem Sokrates die verlangte Auskunft zu ertheilen, findet sich sonderbarer Weise, daß dieser fast alles, was jener ihn lehren will, schon weiß, ohne je etwas davon gelernt zu haben, zum großen Zeugnisse, daß, wie dem Thoren eigen ist, viel weniger Einsicht zu besitzen als er sich einbildet, so dem Weisen, weit mehr, als er sich zutrauet, und zwar in Folge seiner Gewissenhaftigkeit im Urtheilen und seiner besonnenen Aufmerksamkeit auf alles um ihn her, welche ihm unvermerkt das Verständniß öffnet über wer weiß wie vieles, auch wenn er es nicht zum Gegenstande besonderen Nachdenkens gemacht hat. »Ich sinne nach, sagt Sokrates, ob ich vielleicht mir unbewußt nicht auch auf das Goldgießen und das Flötenspiel und die Malerey mich verstehe, da ich ja nicht nur mit dem Landbau sondern auch mit andern Künsten Beschäftigte um mich her beobachte.« Hiezu schüttelt Ischomachus den Kopf, da es, wie er meint, außer dem Ackerbau keine Kunst gebe, deren Lehrmeisterin die Natur selbst sey, keine, zu deren Erlernung nichts vonnöthen sey, als daß man Auge und Ohr aufthue. Verhält sich dieses nun so: woher rührt es denn, daß eben diese Kunst des Landbaues so vielen mißlingt? — Daher, daß es so wenige giebt, welche sich angelegen seyn lassen, das Erlernte anzuwenden, daher, daß es so wenige giebt, welche die Gehülfen, deren sie bedürfen, gehörig zu behandeln wissen.

Was nun Ischomachus weiter sagt, daß wie bey'm Landbau so auch bey der Schiffahrt, der Kriegführung, der Staatsverwaltung vom Verfehlten und Mißlungenen weit weniger Mangel an Einsicht die Schuld trage als Mangel an Werkthätigkeit und an jener persönlichen

Ueberlegenheit, welche die Menschen, mit denen man zu wirken hat, für seine Zwecke zu gewinnen, für das ihnen obliegende Geschäft zu begeistern weiß, setzet, da es den Blick auf die bedeutendsten Lebensverhältnisse und das Wesentliche derselben ausdehnet, diesem vortrefflichen Werke die Krone auf. Es erinnert lebhaft an unsern Justus Möser, ein in Wort und That von deutscher Feinundbravheit eben so vollkommenes Muster, wie von griechischer Xenophon.

Unter Platon's Werken ist keines, welches von Seiten des Inhalts diesem sich vergleichen ließe — natürlich, weil Platon unter den gesellschaftlichen Einrichtungen für die beste diejenige hielt, welcher zu Folge das häusliche Leben von dem öffentlichen verschlungen würde. Mit welcher Stärke dieser Gedanke in den Büchern vom Staate hervortritt, ist bekannt. Aber auch in dem Gemeinwesen welches er in den Büchern von den Gesetzen aufstellt, bleibt für den Anbau der häuslichen Tugenden wenig Raum. Bey uns ist heut zu Tage selbst unter den Besseren die entgegengesetzte Denkungsart vorherrschend, da es wer weiß wie viele giebt, welche nach Aemtern und Würden trachten nicht aus Liebe zur Gesammtheit, sondern aus Eifer für ihr, ihrer Weiber und Kinder Wohl, so daß bey ihnen der Staatsbürger in dem Hausvater aufgeht.

Was mich betrifft: so halte ich dafür, man dürfe weder sagen, daß die häusliche Gesellschaft nur Werth hate als Mittel zur Beförderung des Wohles der bürgerlichen, noch viel weniger, daß die bürgerliche nur Werth habe zur Beförderung des Wohls der häuslichen, da sie wechselseitig für einander da sind, aber freylich die bürgerliche als vorgeordneter Zweck, die häusliche als

untergeordneter, woraus folgen würde, daß wie die staatsbürgerliche Tugend so auch die hausväterliche achtungswürdig sey an sich, und daß beyde sorgsamste Pflege verdienen, um sich wechselseitig zu fördern und zu unterstützen, wie sie es in dem feinen und braven Ischo..a-chus thaten.

IV.

Geldquellen oder von den Einkünften.

Seit Perikles Zeit gehörten unter die bedeutendsten Staatsausgaben in Athen die zur Vollziehung so vieler und prächtiger Feste erfoderlichen Kosten, ferner die Schauspiel- und Feyertags-Gelder für sämmtliche Bürger, dann die Löhnung, welche die fünfhundert Rathmänner und die sechstausend Richter für jede Sitzung, alle ohne Ausnahme für jede Gemeineversammlung, der sie beygewohnt hatten, empfingen, außerordentlicher Spenden, welche dann und wann erfolgten, nicht zu gedenken. Am Tage liegt wohl, daß diese Geldvertheilungen im Einzelnen zu kärglich ausfielen, um Wohlstand verbreiten zu können, daß sie diesen vielmehr hinderten, weil sie den gemeinen Mann vor Noth schützten und daher den Müßiggang begünstigten. Auf der andern Seite bürdeten sie der Staatscasse eine große Last auf, welche diese nicht tragen konnte ohne Beeinträchtigung der Reichen und Vornehmen, ohne Bedrückung der Bundesgenossen 8).

Den Zustand dieser so genannten Bundesgenossen kann man sich kaum kläglich genug vorstellen, da sie nicht

allein zur Entrichtung schwerer Abgaben gezwungen, sondern auch, damit es den sechstausend Richtern Jahr aus Jahr ein nicht an Arbeit fehlete, wofür sie Taglohn ziehen könnten, genöthigt wurden, in Athen Recht zu nehmen. So der Selbstbesteuerung und der eignen Gerichtsbarkeit beraubt, behielten sie nur einen Schatten der Unabhängigkeit übrig in dem Rechte der Selbstregierung, welches ihnen in einem gewissen Umfange verblieb 9).

Man denke sich nun in der einen oder andern jener dem Namen nach bundesgenössischen, in der That aber schimpflich dienstbaren Städte einen ehrsamen Bürger von edler Abkunft, von ansehnlichem entweder geerbten oder erworbenen Vermögen, wie ihm zu Muthe seyn mußte, wenn er nach Athen beschieden wurde und hier in einer Unzahl von Hungerleidern und Tagedieben seine gnädigen oder ungnädigen Herren erblickte, vor denen er sich bücken und schmiegen mußte, weil von ihrer Gunst oder Ungunst sein Wohl und Wehe abhing.

Wer darf sich demnach wundern über die Verhaßtheit der Athener nicht nur bey ihren Hörigen sondern auch bey allen rechtlich Gesinnten, jene Verhaßtheit, welche schon am Anfange des peloponnesischen Krieges groß war, im Fortgange desselben immer stieg, bis der Tag erschien, an welchem zur Strafe für unerhörten Mißbrauch der Gewalt Athen's Mauern unter Flöten- und Pfeifen-Getön niedergerissen wurden? Wer darf sich wundern daß man diesen Tag diesseit und jenseit der Pforten als den pries, welcher dem gesammten Griechenlande die Freyheit wiederbringe 10).

Wie Athen von seinem Falle nach und nach erstand, mit Hülfe persischen Geldes Schiffe bauete und bemannte,

die Mauern wieder aufrichtete, durch den antalcidischen Frieden von neuem Seeherrschaft gründete, diese innerhalb zwanzigjähriger Frist fast zu der vorigen Höhe emporbrachte, ist bekannt.

Gewitziget durch die früheren Erfahrungen verfuhr man damals mit den Bundesgenossen zuerst glimpflicher, behandelte sie auf dem Fuße der Gleichheit 11). Aber diese anfängliche Mäßigung wich bald dem gewohnten Uebermuthe, welcher jenen zweyjährigen für Athen so verderblichen Bundesgenossenkrieg hervorrief, auf dessen friedliche Beylegung des Isokrates schönste Rede abzweckt.

Einige Jahre vor Ausbruche desselben, bald nach der Schlacht bey Mantinea, zur selbigen Zeit, wo nach des Epaminondas Tode Theben sein Uebergewicht nicht zu behaupten vermogte, auch kein anderer Staat sich im Besitze anerkannter Obmacht befand, verfaßte Xenophon das vorliegende Werk 12).

»Ich erachte, so beginnt dasselbe, ich erachte, daß die Gemeinwesen zu seyn pflegen wie ihre Vorsteher. Da nun von den athenischen einige sagen, sie verstünden was Rechtens sey so gut wie andere Menschen, würden aber durch die Dürftigkeit des gemeinen Mannes zu Ungerechtigkeiten gegen die Städte genöthigt: so habe ich nachgedacht, wie wohl die Bürger sich aus eigenen Mitteln, also durchaus rechtlich nähren könnten, in der Ueberzeugung, dieses werde nicht nur ihrer Armuth sondern auch ihrer Verdächtigkeit bey den Griechen abhelfen.«

Nach dieser Einleitung schildert er die Vorzüge des athenischen Landes, als da sind: seine theils eyländische, theils festländische Wohlgelegenheit in der Mitte Griechenlandes, ja des Erdkreises, die Milde seines Himmels,

die Fruchtbarkeit seines Bodens für Gewächse aller Art, die Ergiebigkeit desselben an Marmor und Silber — Vorzüge, deren wegen es keines andern bedürfe, jedem anderen unentbehrlich sey und dem Volke, welchem es gehöre, Ansprüche auf die Würde einer Macht des ersten Ranges gebe. Um diese Würde zu erlangen und zu behaupten sey zweyerley erfoderlich, Benutzung der innern Hülfsquellen und Vermeidung alles dessen, was die Nachbaren verletzen, die Wohlgesinntheit der Griechen hindern oder schwächen könnte. Demnach ist weiter die Rede von gehöriger Behandlung der Schutzgenossen, um diesen Liebe für das athenische Gemeinwesen einzuflößen und sie für dasselbe möglichst brauchbar zu machen 13), dann von Belebung des Erwerbfleißes und der Betriebsamkeit durch Errichtung verschiedener Gesellschaften für Handel und Schifffahrt, durch Erbauung zweckmäßiger Werfte und Waarenlager, besonders durch gehörige Bearbeitung der unerschöpflichen Silbergruben mit Hülfe zusammentretender Bergwerksvereine. Es könne nicht fehlen, daß der aus solchen Einrichtungen entspringende Verkehr und Geldumlauf nicht allein häuslichen Wohlstand verbreiten sondern auch bey verständigem Abgaben- Steuer- und Zoll-Wesen die Staatseinkünfte hinreichend erhöhen werde zur Bestreitung wie der Bedürfnisse so auch des für öffentliche Vergnügungen und Feste nöthigen Aufwandes.

Um diese Vorschläge wider den Verdacht luftiger Planmacherey zu schützen, dringt er wiederholt darauf, nicht zu viel auf Ein Mal zu wollen, im Einzelnen und Kleinen anzufangen, zur Sicherung des Erfolges die dienlichen Maßregeln nur allmählich zu erweitern und schrittweise hiebey zu Werke zu gehen. Nichts aber von

dem allen könne gelingen ohne Erhaltung des Friedens. Darum sey räthlich, unter dem Namen Friedenswächter eine eigene Obrigkeit zu bestellen, welcher obliege, Angriffskriege und Veranlassung derselben zu verhüten, in den auswärtigen Geschäften auf strengste Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit zu halten.

Um für den Fall eintretender Nothwendigkeit eines Vertheidigungskrieges wohl gerüstet zu seyn, soll der Kern des Heeres nur aus Bürgern bestehen, mit Ausschlusse nicht allein gedungener Miethlinge sondern selbst der Schutzgenossen, welchen nur zu gestatten sey, in der Reiterey zu dienen. Mit Hülfe eines solchen Heeres werde der Staat stark seyn gegen jeden Feind, jeder Feind schwach gegen ihn, da zumal jener auf eifrige und treue Bundesgenossen rechnen dürfe, dieser von nirgendwo auf Beystand.

Summa: Verzichtung auf jeden Angriffskrieg, strenge Rechtlichkeit wie in den inneren so in den äusseren Angelegenheiten, Förderung eines allgemeinen Wohlstandes durch Begünstigung des Erwerbfleißes und der Betriebsamkeit — dieses dreyfache ist für Athen unerlaßlich aber auch hinreichend, es zur gebietenden Hauptmacht zu erheben, und ihm den Rang einer solchen zum Heil und Segen des gesammten Griechenlandes auf immerdar zu sichern.

Wenn Platon, was kaum einem Zweifel unterliegt, dieses Werk Xenophon's gelesen hat: so ergiebt sich wohl von selbst, wie sehr er über die beyden ersten Puncte mit ihm einverstanden war. Aber auch über den dritten? Dieses wird mancher bezweifeln, da ja zu den Grundsatzungen der platonischen Staatsweisheit gehört, Handel und Gewerbe den Bürgern zu untersagen, nur den

Schutzgenossen zu verstatten und auf das Nothwendigste zu beschränken. Es ist aber zu bemerken, daß jene Satzung einzig zum Zwecke hat, die Uebel, welche aus übermäßiger Vermögensungleichheit zu entspringen pflegen, zu verhüten, folglich keine Anwendung findet auf einen gesellschaftlichen Zustand, wie damals der athenische, wo es darauf ankam, jene bereits in hohem Grade vorhandenen Uebel wo nicht zu entfernen doch zu mindern. Dieses ließ sich nur bewerkstelligen entweder durch ungerechte Beraubung der Vermögenden oder durch gerechte Bereicherung der Unvermögenden. Jenes verabscheute Platon wie Xenophon, konnte demnach nicht anders als billigen, daß dieser dem an den Folgen übertriebener Vermögensungleichheit schwer kranken Staate als Heilmittel empfahl, möglichst viele Wege des Erwerbes zu öffnen, welche jeden, der Lust und Kraft habe, Hand und Fuß zu regen, in den Stand setzeten, als ehrlicher Mann aus Niedrigkeit und Armuth sich empor zu arbeiten.

V.

Für Reiterobriste.

Die athenische Reiterey, nicht allein im Felde zu dienen, sondern auch Feste zu schmücken bestimmt, war eine stehende Kriegesmannschaft von etwa tausend an der Zahl 14). Da die zur Besoldung derselben ausgesetzte Summe von beyläufig vierzig Talenten (54,000 Thalern) für die Einzelnen nicht hinreichte, die Kosten des Dienstes

zu bestreiten: so waren zu demselben nur Vermögende pflichtig, woraus folgt, daß die Reiterey die Blüthe der athenischen Jugend in sich schloß. Dem Obristen derselben, welcher jährlich gewählt wurde, lag ob, zuerst für Vollzähligkeit zu sorgen, dann Roß und Mann zu prüfen, auszuwählen, in tüchtigem Stande zu erhalten, gehörig einzuüben, und wie in Fest- so in Feld-Zügen einsichtig zu befehligen. Ein solcher Mann bedurfte für sein wichtiges Amt außer umfassender Kunde des Kriegeswesens auch persönlicher Eigenschaften, um den Reiterdienst, dem man sich gern entzog, beliebt zu machen, und eine Schaar zu bilden, welche in den feyerlichen Kampfspielen der Stadt Freude gewähre und für Zeiten der Gefahr Zutrauen einflöße. Ganz vorzüglich hatte er auch Beredsamkeit vonnöthen, ohne welche in Athen sich überhaupt nichts erreichen ließ.

Um so mehr haben wir uns über den Leichtsinn zu verwundern, womit man bey der Bewerbung um diese Ehrenstelle von Seiten Einzelner und bey Verleihung derselben von Seiten der Gemeine zu Werke ging. Dieses erhellet aus einer Unterredung des Sokrates mit einem so eben Erwählten (Aug. III, 3.). Was diesem dort über seinen Beruf in Andeutungen vorgehalten wird, hat Xenophon in vorliegendem Werke auf eine des Meisters würdige Art ausgeführt.

Unter bemerkenswerthen Einzelheiten, woran es reich ist, sey vergönnt hervorzuheben, zuerst den wie anderswo auch hier vorkommenden Gedanken, daß in menschlichen Verrichtungen weit weniger gefehlt werde aus Mangel an Einsicht als aus Fahrlässigkeit, Erkanntes anzuwenden, welche im Kriege durch Vertrauen auf überlegene Mannschaft häufig Vorschub finde, obwohl

Erfahrung lehre, daß Streiter desto mehr Fehler zu begehen pflegen je zahlreicher sie seyen, obwohl sich oft ereigne, daß viele nicht mehr vermögen als wenige; — ferner was gesagt wird von jener Eigenheit des menschlichen Herzens, durch Unerwartetes, wenn es günstig sey, übermäßig erfreuet, wenn schlimm, übermäßig geschreckt zu werden, und von dem Gewinne, den hieraus ein kluger Befehlshaber ziehen könne — demnächst die Gründe, welche er anführt, warum ihm räthlich scheine, den tausend Reitern aus der Bürgerschaft etwa zweyhundert gedungene beyzufügen, die man aus den Schutzgenossen oder unter Fremden wählen könne — endlich die schöne Zusammenstellung der wohlgeübten und ungeübten Krieger, welche sich zu einander verhalten wie Flügelschnelle zu Fußgängern, wie Sehende zu Blinden, wie Dralle zu Lahmen. Zuletzt, unbekümmert, wodurch man bey gewissen Personen in den Ruf kommen könne, dem Luge und Truge und einem kindischen Aberglauben das Wort zu reden, hebe ich noch die umständliche Anweisung hervor, wie man es anzufangen habe, den Feind bestens zu täuschen, zu hintergehen, zu überlisten, als worauf im Kriege alles ankomme, dann die so oft eingeschärfte Ermahnung, nichts von Bedeutung zu unternehmen, ohne wegen des Erfolges durch Gebeth und Opfer sich der göttlichen Gunst versichert zu haben.

Schließlich bemerke ich noch, daß dieses Werk die zweyte oder vielmehr, wenn man seinen bey Mantinea gebliebenen Sohn Gryllus mit rechnet, die dritte köstliche Gabe ist, womit Xenophon den ausgesöhnten Vaterstaat beschenkte.

VI.

Hieron oder von der Zwingherrschaft.

Wer in einem Freystaate sich verfassungswidrig der Oberherrschaft bemächtigte, hieß bey den Griechen Tyrann, Zwingherr. Ehrgeiz, Habgier, Genußsucht waren die gewöhnlichen Antriebe zum Streben nach Zwingherrschaft, wie von Erlangung derselben immer zunehmender Mißbrauch der Gewalt die fast unvermeidliche Folge. Denn, da der Zwingherr von niemanden als rechtmäßiger Gebieter anerkannt wurde, vielmehr bey allen und jeden für einen Hochverräther galt, dessen Sturz durch Mord oder Vertreibung etwas Verdienstliches sey: so erblickte er in den Gehorchenden entweder entschiedene Feinde oder unzuverlässige Freunde. Behaupten konnte er sich nur theils durch Begünstigung seiner Anhänger theils durch das Schrecken bewaffneter Leibwächter. Jene wie diese, ihre Foderungen mochten noch so ausschweifend seyn, zu befriedigen war seiner Sorgen erste und letzte. Wie anders aber konnte er hiezu die Mittel aufbringen als durch Erpressungen? Wie diese sich erlauben, ohne je länger desto verhaßter zu werden? Wie vor den daraus entspringenden Gefahren sich schützen, ohne, was durch Adel, Reichthum Tugend hervorragte, aus dem Wege zu räumen? Schwer ward einem solchen, auf der Bahn des Verbrechens Halt zu machen, da Stillstand seinen Untergang beschleunigen mußte, unaufhaltsames Fortschreiten ihn wenigstens verzögern konnte. Von Unzähligen, welche

durch ihn elend wurden, war gewöhnlich niemand schlimmer daran als er selber, da Mißtrauen, Furcht, Gewissensbisse ihn bis in die innersten Gemächer, bis in die tiefsten Schatten der Einsamkeit verfolgten, in immerwährender Angst erhielten, woraus er sich auf Augenblicke nur durch betäubenden Sinnengenuß retten konnte. So schmolzen in dem Worte Tyrann die Begriffe Zwingherr und Wuthherrscher zusammen. Daher bey'm Platon jene schauderhaften Gemälde tyrannischer Seelen als solcher, in denen die aus ungebändigter Thatkraft und zügelloser Begehrlichkeit entspringenden, in der Regel getrennten Elemente der Lasterhaftigkeit, Habgier, und Verschwendung, Weichlichkeit und Blutdurst, Gewaltsamkeit und Arglist, Feigheit und Tollkühnheit sich zusammenthun, um die Gemüthszerrüttung auf das Aeußerste zu treiben, die menschliche Natur in ihrer scheußlichsten Entartung darzustellen.

Solcher Schilderungen erinnerte sich Tacitus, als er, um uns einen Blick in des Tiberius Seele thun zu lassen, den Anfang einer von diesem an den Senat gerichteten Zuschrift mittheilt, welcher so lautet: »Was ich, Väter und Zugeordnete! euch schreiben, oder wie ich schreiben, oder was ich in diesem Augenblicke schlechterdings nicht schreiben soll, mögen die Götter mich und die Göttinnen schmählicher noch zu Grunde richten, als ich Tag für Tag mich vernichteter fühle, wenn ich es weiß« Tacitus fügt hinzu: »In solche Marter hatten seine Missethaten und Schändlichkeiten auch für ihn sich verkehrt. Nicht mit Unrecht pflegte daher der Weisheit Meister zu betheuern, es würden, wenn man der Tyrannen Inneres aufschlösse, Verstümmelungen und Striemen zum Vorschein kommen: denn gleich wie der Leib durch Hiebe, so werde

durch Grausamkeit, Wollust, böse Anschläge die Seele zerfetzt. Den Tiberius wenigstens schützte nicht Hoheit nicht Einsamkeit davor, die Foltern seiner Brust, die in der Stille ihn peinigten, von selbst zur Schau zu stellen« 15).

Bey der nicht geringen Anzahl griechischer Zwingherren, die von Zeit zu Zeit bald hier bald dort aufstanden, und auf längere oder kürzere Zeit sich behaupteten, wäre es traurig, wenn die entworfene Schilderung auf sie alle paßte. So aber verhält es sich nicht, da wie sich kaum bezweifeln läßt, eine genauere Geschichte derselben ihrer nicht wenige aufzeigen würde, welche nicht von Eigennutze, sondern vom Drange der Umstände getrieben, sich emporgeschwungen hatten und im Besitze der Herrschaft verblieben, überzeugt, durch Niederlegung derselben der Freyheit keinen Dienst zu leisten, vielmehr übel ärger zu machen.

Das hier Gesagte mochte nicht selten bey denen zutreffen, welche eine schon lange bestandene Zwingherrschaft als Erbstück überkommen hatten, welche der verhaßten Bürde gerne los geworden wären, sie aber abzuwerfen sich nicht getraueten, um nicht sich und die Ihrigen der Rache, das Gemeinwesen neuen Erschütterungen preiß zugeben. Wie sehr nun diese auch sich bestreben mochten, den Unterthanen das Joch der Knechtschaft zu erleichtern: so haftete doch fortwährend auf ihnen der Vorwurf, im Stande des Unrechts zu verharren. Auch konnten sie bey'm besten Willen nicht vermeiden, nothgedrungen Einzelne zu kränken. Demnach blieb selbst die gemäßigte Zwingherrschaft ein wenn auch geringeres Uebel als die wütherische, dennoch unter jeder Gestalt ein sehr großes, und zwar nicht allein für die unterdrückten Staaten selbst,

sondern auch für die noch freyen, und unter diesen insonderheit für die volksherrschaftlichen, deren kaum einer war, wo man nicht wegen einer sich etwa erhebenden Zwingherrschaft in steter Sorge schwebte, nach einem dunklen Gefühle dessen, was Platon bündigst darthut, daß vom Uebermaße der Freyheit zur Versclavung nur ein Schritt ist.

Um nun dem unsäglichen Wehe, welches entstand, wo eine Zwingherschaft errichtet, oder geduldet, oder gestürzt, oder gefürchtet wurde, ein Ziel zu setzen, war zweyerley nothwendig, zuerst und vornehmlich, vom Streben darnach abzuschrecken, demnächst aber denen, welche ohne ihre Schuld zum Besitze derselben gekommen waren und ihn nicht füglich aufgeben konnten, Anweisung zu geben, wie sie es anzufangen hätten, um aus der Noth eine Tugend zu machen. Platon, wo er in seinen Werken diesen Gegenstand berührt, arbeitet ausschließend auf das erste hin, Xenophon dagegen meinte, auch das andere nicht übersehen zu dürfen. In diesem großen Sinne schrieb er das vorliegende Werk.

Die darin sich unterredenden Personen sind Hieron, Zwingherr von Syrakus, und der weise Dichter Simonides. Jener hatte die Zwingherrschaft von seinem Bruder Gelon geerbt, jenem weltberühmten Gelon, der die Karthager bey Himera auf das Haupt schlug, und Abschaffung der bey ihnen gebräuchlichen Kinderopfer zur Friedensbedingung machte 16). Es ist derselbe Hieron, welchen Pindar in prächtigen Siegesliedern besungen und verherrlicht hat. Hier erscheint er als der Menschen Unglückseligster, dem die Peinlichkeit der Zwingherrschaft weder Tag noch Nacht Ruhe läßt. Auf des Simonides Frage, warum er denn sie als ein so drückendes Uebel

nicht niederlege, antwortet er: Das eben, mein Simonides, ist das Heilloseste an ihr, daß ihrer sich zu entledigen, unmöglich fällt. Denn wie könnte der Zwingherr so große Geldsummen erstatten, wie er Andern geraubt oder zur Vergeltung so viele Ketten tragen, wie er Andern angelegt, oder so vielfachen Todes sterben, wie er über Andere verhängt hat? Wahrlich! wenn irgendwem ziemt, sich zu erdrosseln: so wisse, das dieses für den Zwingherrn das Ersprießlichste ist. Denn ihm frommt eben so wenig, sein Elend zu behalten als abzuwerfen.«

Hierauf nimmt Simonides das Wort, um ihm zu Gemüthe zu führen, eine wie edle Fülle von Mitteln er besitze, aus dem Unglücklichsten der Menschen durch Beglückung Anderer der Glücklichsten Einer zu werden, und wie ihm dieses gelingen könne, wenn er persönliche Gunst nach Verdienste austheile, wenn er von den Regierungsgeschäften das Gehässige Andern übertrage, das Beliebte sich vorbehalte, wenn er seinen Reichthum verwende, durch ausgesetzte Preise Ackerbau, Handel, Gewerbe, Kunstfleiß zu beleben, wenn er die Leibwache in ein regelmäßig stehendes Heer verwandele, welchem obliege, nicht weniger als des Herrn auch der Unterthanen äußere und innere Sicherheit zu schützen, und diesen die Last des Kriegesdienstes zu erleichtern oder abzunehmen, wenn er verschmähe, in den heiligen Spielen selbst als Kämpfer aufzutreten, statt dessen aber seine Unterthanen hiezu ermuntere, über ihre Siege Freude bezeige, kurz, wenn er im Größesten wie im Kleinsten beweise, daß er für sich nach keiner andern Ehre und Wohlfahrt trachte als nach des Gemeinwesens, an dessen Spitze er stehe.

Dieses alles beantwortet Hieron durch Stillschweigen.

Hundert Jahre nach ihm, zur selbigen Zeit, wo Xenophon in Scillus wohnte, machte bey den Griechen großes Aufsehen Jason, Zwingherr von Pherä, der sich zum anerkannten Obergebieter Thessaliens emporgeschwungen hatte, ungemeine Feldherrn- und Regenten-Tugenden entwickelte, ein sehr zahlreiches und wohlgeübtes Heer besaß, mit dessen Hülfe er die größesten Dinge würde ausgeführt haben, wäre er nicht auf der Mitte seiner Laufbahn durch Meuchelmörder hingerafft worden. Diese, da er verdächtig geworden, nach der Zwingherrschaft über ganz Griechenland zu streben, empfingen in den griechischen Städten, wo sie auf ihrer Flucht erschienen, die ausgezeichnetsten Beehrungen. Fünf Jahre nach Jason's Tode reisete Platon nach Syrakus, um für den damaligen Zwingherrn dieser Stadt in höherem Sinne und weiterem Umfange zu werden, was Simonides für den Hieron.

Ob jene Personen und Umstände den Xenophon zu diesem Werke veranlaßt, auf Inhalt und Gestaltung desselben Einfluß gehabt haben, ist schwer zu sagen, da die Zeit der Abfassung sich nicht bestimmen läßt.

VII.

a) Reitkunst. b) Jagdbuch.

Dreyerley war es, worauf Sokrates im Umgange mit seinen Jüngern hinarbeitete, nämlich, daß sie forschkundig, daß sie werkthätig, daß sie kunstverständig würden, das will sagen: zuerst wohlgeübt im regelrechten

Denken und Sprechen, demnächst rüstig im Handeln durch Anwendung und Vollbringung des als wahr und gut erkannten; endlich daß sie in ihren Verrichtungen besonnene Fertigkeit erwürben, durch gründliche Erlernung des lehrbaren Theils derselben, durch pünctliche Befolgung der dafür bestehenden Regel ohne Vernachlässigung von irgend etwas scheinbar noch so Kleinlichem, und mit fortgesetztem Nachdenken über das zu beobachtende Verfahren, zur Verhütung des Schlenders.

Von dieser Seite beobachtete er die Jünglinge scharf, um herauszufinden, worauf ihr Kunstbestreben sich richte. Dieses suchte er dann zu leiten entweder dadurch, daß er selber sie unterrichtete, wenn er es vermogte, oder an Sachkundige wies (Aug. IV, 3. u. 5—7.). Auf der einen Seite zu arm, um ein eigenes Pferd halten zu können, und auf der andern zu erpicht, um Seelen zu fahen und in seine Netze zu verstricken, scheint Sokrates sich mit Reiten und Jagen nicht abgegeben zu haben. Xenophon liebte das eine wie das andere leidenschaftlich, und befliß sich beyder Künste eifrigst, der einen als eines wesentlichen Bestandtheils des Kriegesdienstes, der andern als trefflicher Vorübung auf denselben. In beyden brachte er es zu einer anerkannten Meisterschaft. Hievon geben auch die vorliegenden Werke Zeugniß, außerdem merkwürdig als unschätzbare Denkmale sokratischer Feinundbravheit, weil wir darin einen ausgelernten Reiter und Jäger mit einem emsigen Naturforscher vereinigt finden in der Person eines Philosophen, der über vergleichungsweise Geringfügiges eben so gründlich, anziehend und faßlich zu sprechen weiß, wie anderswo über entschieden Höchstes.

VIII.

a) Des Sokrates Rechtfertigung. b) Athenisches Gemeinwesen. c) Lacedämonisches Gemeinwesen. d) Agesilaus.

Ich begnüge mich, diese vier Werke hier nur zu nennen mit Verweisung auf die angehängten Erörterungen der die Echtheit derselben betreffenden Zweifel und Fragen 17).

IX.

C y r o p ä d i e.

(Cyrus, was er war, und wie er es ward).

Die Erzählung einer ganz oder zum Theil erdichteten Verknüpfung glaubhafter Ereignisse, welche zum Zwecke hat, uns über den Weltlauf vergnügend zu belehren, mit Menschenkenntniß auszustatten, an Gesinnung zu veredlen, macht das Eigenthümliche der Kunstwerke aus, welche heut zu Tage Romane heißen. Sie zerfallen in verschiedene Unterarten, je nach dem geschichtliche Wahrheit oder Dichtung überwiegt, das schildernde oder lehrende Element vorwaltet, die Hauptpersonen höheren oder niederen Ständen angehören, die Begebenheiten natürlicher oder abenteuerlicher sind, zu Schauplätzen Staaten oder Häuser haben. Der Werth eines solchen

Werkes, welcher Gattung es auch angehöre, hängt ab von dem Umfange der Lebensbeziehungen, die es zur Anschauung bringt durch Mannichfaltigkeit der auftretenden Personen und bestimmte Ausprägung ihrer Sinnesart, durch merkwürdige Kämpfe der Leidenschaften, überraschende Glückswechsel, anziehende Sittengemälde, seltsame Spiele des Zufalls oder Fügungen des Schicksals zum Wohl und Wehe; nächstdem von lichtvoller Anordnung durch geschickte Verflechtung herbeygeführter Nebenergnisse in die Hauptbegebenheit, durch weise Vertheilung des Ernstes und Scherzes, reizender und rührender Auftritte; dann von der Fülle gediegener Lebensweisheit, die es darbietet, endlich von der Schönheit der Darstellung und des Wortausdrucks.

Nach dieser Begriffsbestimmung trage ich kein Bedenken, zu sagen, vorliegendes Werk sey wie der erste Roman, so einer der vollkommensten von denen, welche man politische nennt 18).

Was den Herrscherberuf nicht nur für einen König auf dem Throne, oder für den Feldherrn an der Spitze eines Heeres, sondern auch für den Hausvater im Kreise der Seinigen so schwierig macht, ist die den Menschen angeborne Neigung zum Ungehorsam gegen den, welcher Gewalt über sie hat. Worauf kömmt es an, jene Widerwilligkeit zu überwinden? Das ist die Aufgabe, welche der Verfasser lösen will. Um, was er hierüber von seinem Meister vernommen, an Männern wie Agesilaus und den jüngern Cyrus beobachtet, an sich selbst erfahren hat, zu veranschaulichen, setzt er es in Handlung. Zu dem Ende beschreibt er uns das Leben und die Thaten des Cyrus, Stifters eines unermeßlichen und wohlgeordneten Weltreiches. Bey dieser Erzählung

legt er die wirkliche Geschichte jenes Königs zum Grunde, indem er unter den verschiedenen zu seiner Zeit über ihn vorhandenen Sagen die zweckdienlichsten auswählt und seiner Absicht gemäß ergänzt oder umbildet. Zum Herrschen war sein Cyrus geboren, väterlicher Seits als Sprößling einer Reihe von Königen, welche in ihrem Lande nichts waren als Häupter des Adels, Erste unter einer großen Anzahl Gleicher, wie diese, den Gesetzen unterthan; mütterlicher Seits als Abkömmling eines zwar nicht alten aber unbeschränkt gewaltigen Fürstenhauses. Nicht weniger als das Glück that für ihn die Natur, welche ihn mit Vorzügen des Geistes und Körpers reichlichst ausstattete, und nicht weniger als sie, that für ihn die Erziehung, deren Hauptabsehen dahin gerichtet war, den Knaben und Jüngling zum Gehorsam zu üben und vor ungerechter Anmaßung jeder Art zu bewahren.

In der Blüthe des ersten Mannesalters sehen wir ihn als Dienstmann des Cyaxares seines Oheims an der Spitze eines Heeres von einunddreißigtausend Mann aus Persis ausziehen, nach einigen Jahren dahin zurückkehren als Herren von Asien, dem bald darauf nach des Oheims und Vaters Tode außer den eroberten Ländern auch Medien und Persien zufallen. So große Erfolge hat er hervorgebracht dadurch, daß er strebte, nie mehr aber auch nie weniger zu seyn, als inwohnende Kraft und äußere Lage verstattete, daß er allen Menschen wie an Strenge gegen sich, so an an Milde gegen Andere, wie an Einsicht so an Herzensgüte überlegen war, und daß er außer Ruhmliebe keine Leidenschaft in sich aufkommen ließ.

Diese Tugenden sind es, welche ihn auf dem

Kriegeszuge zum Abgotte des Heeres, zum Versöhner zwistiger Völker, zum Schirmherrn Bedrängter, zum Schützer Wehrloser machen, sie sind es, wodurch er von den überwundenen Feinden die demüthigen in treue Bundesgenossen verwandelt, die trotzigen sich zu Füßen legt. So öffnet sich uns hier, um mit dem Dichter zu reden,

Eine Welt,
Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer
Um einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.

In dieser Welt bewegen sich vor unsern Augen die entlegensten Völker des Morgenlandes, außer Persern und Medern, Inder, Aegypter, Armenier, Chaldäer, Assyrer, Lyder. Von so vielen Königen und Fürsten, welche theils in freundlicher theils in feindlicher Berührung mit einander auftreten, dient jeder auf eigene Weise als Lichtblatt, des Helden Glanz zu erhöhen.

In ihm das Musterbild eines Feldherrn aufzustellen ist der Hauptzweck. Kein Wunder also, daß Truppenzüge, Schlachtengewühl, Lagergetümmel, Waffenübungen, Rüstungen, Belagerungen, Eroberungen, Anlegung fester Plätze einen großen Theil der Erzählung füllen. Doch werden die Schilderungen dieser gewaltsamen Zustände durch gehaltreiche Reden, sinnvolle theils ernste theils scherzhafte Gespräche, durch eingeflochtene Nebenereignisse so weislich aus einander gehalten, und so geschickt mit einander verbunden, daß sie auch den nicht Kriegeskundigen höchlich anziehen.

So lange der Krieg dauerte, durfte Cyrus auf

willigen Gehorsam seiner Untergebenen mit Zuverlässigkeit rechnen, weil unter ihnen vom Höchsten bis zum Geringsten keiner war, der nicht jeden Augenblick den Eindruck seiner persönlichen Ueberlegenheit empfand. Dieses konnte seit dem Einzuge in Babylon, mit welchem er das Ziel seiner Eroberungen erreichte, weder in gleicher Stärke noch auf dieselbe Art fortdauern. Wie fängt er nun es an, seine Hoheit zu behaupten, und gegen Beeinträchtigung zu schützen? So, daß er fortan nur selten vor dem Volke erscheint und nie anders als in höchster Pracht, daß er von denen, welche ihm nahen, und selbst von seinen Stammgenossen, den Persern, als Zeichen der Ehrfurcht die Niederwerfung annimmt; daß er zu Leibwächtern Entmannte wählt; daß er die Großen des Reichs nöthigt, fleißig bey Hofe zu erscheinen, um sie beobachten zu können und fortgesetzte Huldigung zu empfangen, und diese durch reichliche Geschenke und mannichfaltige Theilnahme zu erwiedern; daß er sie auf einander eifersüchtig macht, um der Einzelnen Zueignung ausschließend auf sich zu lenken; daß er die Bundesgenossen durch Besetzung ihrer Festungen im Zaume hält; daß er in den Landschaften den Statthaltern Kriegesobriste an die Seite setzt, welche mit ihren Truppen von ihm allein und unmittelbar abhangen; daß er in den überwundenen Völkern die Tapferkeit, welche sie gegen ihn wenden könnten, erstickt, dagegen aber für ihre leibliche Wohlfahrt landesväterlichste Sorge trägt; daß er ihre Dienstbeflissenheit gern anerkennt und nie unerwiedert läßt. Hiedurch bewirkte er, daß jede Völkerschaft sich zurückgesetzt glaubte, wenn sie nicht von den Früchten und den Heerden und den Kunsterzeugnissen ihres Landes das Beste dem Cyrus

darbrächte, eben so jede einzelne Stadt; ja, daß jeder Einzelne sich zu bereichern glaubte, wenn er dem Cyrus etwas verehrte: denn wie dieser von Allen nahm woran sie Ueberfluß hatten, so versah er Alle mit dem, woran es ihnen gebrach.

Demnach erreichte Cyrus, wonach jener gute, aber schwache König sich sehnte, als er ausrief:

> O! wäre mir zu meinem reinen Willen,
> Auch volle Kraft auf kurze Zeit verliehen,
> Bis an den letzten Heerd im Königreich
> Empfände man des Vaters warme Sorge.
> Begnügte sollten unter'm niedern Dach,
> Begnügte sollten in Palästen wohnen
> Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
> Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Des xenophontischen Cyrus Regentenweisheit lief also, wie man sieht, darauf hinaus, von der Eigennützigkeit der Menschen möglichsten Vortheil zu ziehen durch eine solche Behandlung seiner Unterthanen, daß jeder nur sich selbst zu dienen glaubte, wenn er in der That dem Cyrus diente.

Von dieser Seite bildet bey'm ersten Anblick dieses Reich den schärfsten Gegensatz mit jenem platonischen Gemeinwesen, dessen Satzungen sämmtlich darauf abzwecken, daß die Genossen desselben persönliche Neigungen verleugnen, daß sie nur in der Gesammtheit und für dieselbe leben sollen. Zu bemerken ist jedoch, daß jene Satzungen nur für die verhältnißmäßig kleine Zahl der Bürger vorhanden sind, nicht für die viel größere der Sclaven und Schutzgenossen, um deren sittliche Veredelung sich Platon ganz und gar nicht bekümmert, als ob

sie nur gut wären, um jenen auserwählten Häuptern zur Erlangung der höchsten Tugend als Werkzeug zu dienen. Was im platonischen Gemeinwesen die Bürgerschaft, das ist im xenophontischen Kaiserthum der persische Adel, in welchem Cyrus eine Gesammtheit anerkennt, die auf die Reichswürden und die Besorgung der Regierungsgeschäfte im Großen ausschließende Ansprüche hat, und daher die altväterliche Tugend zu pflegen von ihm auf das stärkste verpflichtet und kräftigst angetrieben wird, aber freylich keinesweges, um wie die platonischen Bürger in der Verähnlichung mit Gott fortzuschreiten, sondern um die Herrschaft zu befestigen und der Vortheile derselben je länger desto sicherer zu genießen.

Demnach wäre vielleicht nicht uneben, zu sagen, das xenophontische Cyrusreich gleiche einer unermeßlichen Trift, auf welcher Völkerschaften wie Heerden sich verbreiteten, bewacht von persischen Kriegesknechten, wie von Hunden, und geweidet von Satrapen, wie von Hirten, welche sie bestens hegten und pflegten, um sie für sich und den Oberhirten, den König, möglichst nutzbar zu machen.

Die Vergleichung der Könige und ihrer Völker mit Hirten und Heerden, welche uralt ist, auch dem Homer gefallen zu haben scheint, würde vollkommen zutreffen, wäre unsere Bestimmung in der bürgerlichen Gesellschaft keine andere als träger Sinnengenuß, und ragten unter den Menschenkindern Einzelne hervor, wie unter der Heerde der Hirt. In dieser zuletzt gedachten Voraussetzung würde es auch allgemeinen Beyfall verdienen, daß Cyrus geschriebene Gesetze verschmähet, indem er behauptet, der König müsse als lebendiges, allgegen-

wärtiges Gesetz walten und als Muster der Ehrbarkeit überall vorleuchten. Ueber diesen Punct ist Platon mit ihm einverstanden, welcher ebenfalls seinen vollendeten Staatsmann durch keine Satzung will eingeenget wissen. So viel ist allerdings richtig: Für den, welcher ein solches Maß von Tugend und Weisheit besäße, welches der Weisheit und Tugend der Gesammtheit seiner Untergebenen das Uebergewicht hielte, wären Gesetze eben so überflüßige oder gar verderbliche Beschränkungen seiner Willkühr, wie sie im entgegengesetzten Falle heilsam, ja nothwendig sind, denn, wie der Dichter sagt:

> Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's;
> Doch wer verstehet für uns Alle zu wollen? Er zeig's.

Wie es aber hiemit sich auch verhalten möge, es war ein xenophontischer Feinundbravheit würdiges Unternehmen, in einem helleuchtenden Beyspiele zu zeigen, was ein Fürst, welchen seine Unterthanen, wie die Morgenländer ihren König, als ein Wesen höherer Art verehren, zu thun habe, um durch wohlthätigen Gebrauch seiner Allgewalt den Glauben an sich zu rechtfertigen, für sich und das Volk ersprießlich und segensreich zu machen.

Wenn daher Cicero sagt, vorliegendes Werk zwecke darauf ab, das Musterbild einer gerechten Herrschaft aufzustellen, und bald darauf, es gebe vollständige Anweisung zu einer fürsorglichen und gemäßigten Regierung: so finde ich das letzte Urtheil treffender als das erste, da im Cyrus nicht sowohl Eifer für Gerechtigkeit im hohen platonischen Sinne hervortritt, als vielmehr durch Klug-

heit geleitetes Wohlwollen und unermüdliche Dienstbeflissenheit, sich bey jedermann beliebt zu machen.

Nächst ihm tritt in dem Werke vorzüglich bedeutsam hervor sein Vater Kambyses wegen der vortrefflichen Lehren über den Feldherrnberuf, womit er den jungen Helden entläßt und der würdevollen Haltung, womit er den nach vollendeter Siegesbahn Heimkehrenden empfängt. Ungeblendet von des Sohnes Glanze und Hoheit macht er sein väterliches und königliches Recht gegen ihn geltend. Dem zu Folge erklärt er in einer berufenen Versammlung der Edlen, König der Perser bleiben zu wollen bis zu seinem Tode, nach dessen Eintritt Cyrus sein Nachfolger seyn solle, wenn er ihn überlebe. Für diesen Fall stiftet er einen Vertrag, vermöge dessen der künftige König sich verpflichtet, die alt hergebrachte persische Verfassung in Ehren zu halten, gegen jeden Angriff von innen und außen zu schützen, wogegen die Perser versprechen, ihm zur Behauptung seiner königlichen Würde bey ihnen, seiner Herrschaft über die von ihm unterjochten Völker gewärtig und behülflich zu seyn. Zugleich wird bestimmt, daß des abwesenden Königs Stelle nicht etwa ein Satrap vertreten solle, sondern ein vom persischen Adel aus seiner Mitte gewählter Ehrenmann zur Vollziehung der an die Königswürde geknüpften Opferhandlungen, welche der König, wenn er persönlich im Lande erscheine, selber zu verrichten habe. Außerdem führt Kambyses beyden Theilen ihre wechselseitigen Dienstleistungen zu Gemüthe, dem Cyrus einschärfend, nie zu vergessen, daß es die Perser seyen, welchen er den Kern des Heeres verdanke, womit er so große Dinge ausgeführt habe, und den Persern, stets eingedenk zu bleiben, daß es Cyrus sey;

der ihnen in der ganzen Welt Ruhm und über Asien die Obmacht erworben habe.

Als Cyrus seit des Vaters Tode zum siebenten Male nach Persis kam, war er bereits ein betagter Greis. Im Vorgefühle des herannahenden Endes berief er nebst einigen Großen des Reichs seine beyden Söhne an das Lager, um sie zu segnen, und zur brüderlichen Eintracht zu ermahnen, nachdem er den älteren zum Nachfolger ernannt, den jüngeren mit einer reichen Satrapie bedacht hatte.

Hundert und dreyßig Jahre später that des Cyrus fünfter Nachfolger der zweyte Darius Aehnliches, ohne Erfolg. In den zwischen den Söhnen entstandenen Bruderkrieg wurde Xenophon persönlich auf eine Art verwickelt, ohne welche er wohl schwerlich auf den Gedanken gekommen wäre, in dem Cyrus einen Regentenspiegel aufzustellen. Es mochte nicht an Uebelwollenden fehlen, welche den Verfasser beschuldigten, in diesem Buche der Herrschaft der Willkühr das Wort zu reden, das Perserreich, den Erbfeind des griechischen Namens, ungebührlich zu erheben, von Bekämpfung desselben abzuschrecken. Sich gegen solchen Verdacht förmlich zu vertheidigen durch eine Schilderung des Verfalles, in welchem sich das Perserreich jetzo befände, lag, wie mir scheint, in Xenophon's Denkart. Aus dieser Ursache möchte man die der Cyropädie angehängte Schlußrede für sein Werk halten, wenn sie nicht von Seiten des Inhalts und der Darstellung manches enthielte, was ihre Echtheit zweifelhaft, um nicht zu sagen, verwerflich macht.

Ohne hiebey zu verweilen, sey vergönnt, ein Wort über die Theilnahme zu sagen, welche diese Schrift

zu verschiedenen Zeiten gefunden. Heut zu Tage bey uns hat sie die meisten oder vielmehr einzigen Leser unter den Schulknaben und deren Lehrern zur Einübung der griechischen Wortfügung. Ein edleres Loos war ihr bey den Römern beschieden, unter denen einer der Größesten sie zu seinem Lieblingsbuche wählte, der jüngere Scipio Africanus, um dessen feldherrliche und staatsamtliche Feinundbravheit sich Xenophon dadurch nicht minder verdient machte als früher um den Agesilaus durch persönlichen Umgang. Dem Hersteller der verfallenen Zucht seines Heeres, dem menschlichgesinnten Eroberer Karthago's und Numantia's mochte es besonders werth seyn wegen seiner kriegerischen Bestandtheile. In einer anderen Beziehung empfahl es Cicero seinem Bruder Quintus, welcher, obwohl unter den römischen Statthaltern nicht gerade der schlechtesten Einer, dennoch seine Gewalt nicht selten unverantwortlich mißbrauchte, und welcher in Behandlung der seiner Fürsorge anvertraueten Unterthanen vom Cyrus Selbstbeherrschung, Besonnenheit, Maßhaltung, Schonung lernen sollte.

Klugheit, woran es dem Quintus nicht fehlte, ohne Herzensgüte macht gegen Untergebene hartherzig, diese ohne jene schwachmüthig. Beydes zusammen, vereint mit Eifer für Gerechtigkeit ist die Grundlage echter Menschenregierung, welcher, um ihrem Berufe zu genügen, Könige sich zu befleißigen haben wie Hausväter, Feldherrn wie Staatsbeamte.

X.

Anabasis.

Des (jüngeren) Cyrus Heereszug.

Die Ueberschrift dieses Werkes bezeichnet nur den Inhalt des ersten Buches, welches den sechs folgenden zur Einleitung dienet. Diese aber betreffen nicht mehr den Cyrus, sondern einzig das griechische von ihm in Dienst genommene Hülfsheer, die Drangsale, worein es durch seinen Tod gerieth, und die Rettung aus dieser durch heldenmüthigen Rückzug unter Xenophon's Anführung. Wie dieser in den Angedenken von schriftlicher Abfassung wirklich gehaltener Unterredungen, und in der Cyropädie von Geschichtsdichtung das erste Beyspiel aufstellte, so gab er in vorliegendem Werke das erste Beyspiel einer Geschichtserzählung, deren Hauptperson der Verfasser selber ist.

Von sich, seinen Leistungen, Thaten, Verdiensten Meldung zu thun zum Zeugnisse bey Mitwelt und Nachwelt, ist ein mißliches Unternehmen wegen der Gefahr, welcher man sich aussetzt, aus unbewachter Eigenliebe oder übertriebener Bescheidenheit der Parteylichkeit für oder gegen sich Raum zu geben, und so das oberste Gesetz der Geschichtschreibung zu übertreten, welches verordnet, daß man sich nicht erkühne, aus Gunst oder Ungunst Falsches zu berichten, Wahres zu verschweigen.

Was den Xenophon vermogte, sich an Lösung einer so schwierigen Aufgabe zu wagen, war unstreitig zuerst die Merkwürdigkeit des Ereignisses an sich, welches, wenn

irgend eines verdiente, durch treue Ueberlieferung im Andenken der Menschen lebendig erhalten zu werden, um so mehr, da die allgemeine Theilnahme, welche es erweckte, manchen Unberufenen verleiten mochte, zur Befriedigung der gespannten Neugierde durch täuschende Berichterstattung, schriftliche oder mündliche, das Thatsächliche zu entstellen. Für ihn war es auswärts Gegenstand vielfältiger Verläumdung, zu Hause sogar schwerer Anklage, Ursache der Verbannung geworden. In einem umfassenden Werke die Wahrheit darüber an den Tag zu bringen, foderte von ihm die Ehre, so, daß alles, was hiebey Rühmliches für ihn vorkömmt, nicht als Selbstlob erscheint, sondern entweder als wesentlicher Bestandtheil gewissenhafter Geschichtschreibung, oder als abgenöthigte Selbstvertheidigung. Wenn man daher, nach Cicero's Bemerkung (in einem Briefe an den Luccejus), denen, welche ihre eigenen Thaten verkündeten, vorzuwerfen pflegte, sie ließen sich durch die Herolde beschämen, welche sämmtlichen Siegern in den Kampfspielen den Kranz aufsetzten und mit lauter Stimme ihre Namen ausriefen, dann aber, wenn sie während der Spiele selber den Kranz errängen, sich an einen andern Herold wendeten, um aus dessen Munde als Sieger gepriesen zu werden: so trift jener Vorwurf den Xenophon nicht, und zwar deßwegen nicht, weil unter sämmtlichen Theilnehmern und Zeugen jenes Kampfes allem Anscheine nach keiner sich befand, dem er das Heroldamt übertragen konnte, dann, weil er selber es übernahm, nicht aus eitler Ruhmliebe, sondern aus edlem Stolze, der ihm nicht verstattete, seinen Widersachern gegenüber zu schweigen, wozu kömmt, daß er seinen Namen nirgend mit lauter Stimme ausruft, son-

dern immer nur mit ganz bescheidener ausspricht, und von sich in keinem andern Tone redet, als welchen jeder würde über ihn gewählt haben, der ihn gerecht und einsichtig zu würdigen verstanden hätte.

Es ist wahr! Von jener verhängnißvollen Nacht an, wo er zuerst handelnd auftritt bis zu dem Augenblicke, wo er das Heer dem Thibron übergiebt, verläßt er den Schauplatz keinen Augenblick, ist vielmehr als Hauptperson, um die sich alles wendet, stets gegenwärtig, doch ohne je lästig zu fallen, oder zudringlich zu scheinen, eben so wenig wie in der Bekränzungsrede Demosthenes, der gewiß nichts versäumt, sich und seine Verdienste in das hellste und günstigste Licht zu stellen, ohne irgend eine Spur von anmaßender Selbstgefälligkeit zu verrathen, oder sich der Ueberschätzung seines Werthes verdächtig zu machen.

Weniger Selbstbeherrschung und Besonnenheit als in dieser Rücksicht jene beyden besaß Cicero, welcher daher den gefaßten und zum Theil schon ausgeführten Vorsatz, die Geschichte seines Consulats und der Folgen desselben für ihn zu schreiben, weislich aufgab (Briefe an den Atticus I, 19. und 20.).

Ob das Werk den Xenophon berühmter gemacht habe als Feldherrn oder Geschichtschreiber, ist schwer zu entscheiden. Was in letzt gedachter Beziehung dasselbe empfiehlt, Würde des Stoffes, den es behandelt, Mannichfaltigkeit der Völker, Länder und Zustände, friedlicher und kriegerischer, die es uns vorführt, Anordnung, welche es zu einem geschlossenen Ganzen bildet, das im vollsten Sinne Anfang, Mitte und Ende hat; anziehende Lebendigkeit des Vortrages durch den Reiz der Abwechselung, durch Heraushebung kleiner viel-

bedeutender Nebenumstände, durch Einflechtung gehaltreicher Zwischenerzählungen und meisterlicher Reden; Vollendetheit des Wortausdrucks durch sinnliche Klarheit, Kürze, Bestimmtheit, Wohllaut; gemüthliche Stimmung einer feinen und braven Seele, die sich überall ausspricht — dieses und Aehnliches übergehend, hebe ich nur als eine seiner Eigenthümlichkeiten jene Schilderungen hervor, welche es von dem Cyrus und den ermordeten Befehlshabern entwirft. Da Xenophon für solche Seelengemälde weder bey'm Herodot noch Thucydides Vorbilder fand: so ist er als Erfinder derselben anzusehen, und da er in den seinigen unübertreffliche Muster zur Nachahmung darbot, so verdienet er das Lob, das Kunstgebiet der Geschichte ansehnlich erweitert und für Menschenkenntniß ergiebiger und fruchtbarer gemacht zu haben, als es vorher war. Welcher Leser des Sallust, Livius, Tacitus, unseres Johanes Müller verweilet nicht mit besonderem Vergnügen bey den Bildnissen, welche unter andern vom Catilina, Cäsar und Cato der erste aufstellt, vom Hannibal der andere, vom Tiberius und Galba der dritte, von Karl dem Kühnen und Ludwig dem Eilften der zuletztgenannte? Wohlan! Von solchen nicht minder schmückenden als gehaltreichen Beywerken ernster Geschichtschreibung finden sich die ersten Beyspiele in diesem Werke Xenophons 19).

Wenn David Hume demselben von Seiten der Glaubwürdigkeit unter den zuverlässigsten Urkunden der griechischen Geschichte eine der ersten Stellen anweiset: so denkt er vermuthlich vorzugsweise an die genaue und gründliche Belehrung, welche es über Gegenstände der Erd- und Völker-Kunde ertheilt. Allem Ansehen nach verzeichnete Xenophon hieher Gehöriges in einem Tagebuche an Ort

und Stelle, getrieben von einer Wißbegierde, welche die Bürde des Feldherrnamtes, die auf ihm lastete, nicht zu ersticken vermogte.

Zur Verarbeitung des gesammleten Stoffes fand er schwerlich früher Muße als nachdem er in Scillus zur Ruhe gekommen war. Freylich läßt sich über die Zeit der Abfassung des Werkes mit Sicherheit nichts bestimmen; doch wage ich die Vermuthung, daß sie um die Zeit des antalcidischen Friedensschlusses falle, nicht viel früher, weil darin von der lacedämonischen Allgewalt als von einer vergangenen Sache die Rede ist, nicht viel später, weil gerade in den damaligen Lebensumständen Xenophon's starke Antriebe lagen, durch ein solches Werk sich für die erzwungene Geschäftlosigkeit schadlos zu halten, um die Verläumdungen seiner Gegner zu Schanden zu machen, und seinen Mitbürgern, wie früher über den Sokrates, so nun über sich die Augen zu öffnen. Allerdings scheint für spätere Abfassung des Werkes die Stelle zu zeugen, welche von Erbauung des Dianentempels und den der Göttin geweiheten und oftmal gefeyerten Jahresfesten handelt. Dieser Schein verschwindet, wenn man bedenkt, daß sie unverkennbar ein kleines für sich bestehendes Ganzes bildet, welches dem Zusammenhange unbeschadet fehlen konnte, und daher das Ansehen einer später eingefügten Zwischenerzählung gewinnt.

Was ich oben beyläufig erwähnte, des Cyrus Heereszug habe außer dem Xenophon andere Beschreiber gefunden, bestätigt er selber in der griechischen Geschichte durch des dritten Buches Anfangsworte, welche so lauten: »So endete in Athen der Bürgerzwist. Gleich darauf sendete Cyrus Botschafter gen Lacedämon mit dem Gesuche, die Lacedämonier möchten jetzo ihm werden,

was im Kriege gegen Athen ihnen er gewesen. Die Ephoren, welche diese Auffoderung billig fanden, beauftragten den damaligen Flottengebieter Samius, dem Cyrus in Allem zu willfahren. Er nun that eifrig, was dieser verlangte, indem er mit seiner und des Cyrus Flotte nach Cilicien segelte, und den dortigen Statthalter Syennesis außer Stand setzte, des Cyrus Zuge gegen den König zu Lande entgegen zu arbeiten. Wie nun Cyrus ein Heer sammlete, und mit diesem gegen seinen Bruder vorrückte, und darauf die Schlacht erfolgte, und wie dann die Griechen bis an das Meer sich retteten, hat Themistogenes von Syrakus beschrieben.

Wäre, als Xenophon diese Zeilen schrieb, seine Anabasis schon vorhanden gewesen: er hätte sich unstreitig auf diese und nicht auf den Themistogenes berufen, so sagen Ausleger, welche nicht bedenken, daß hier des Cyrus Feldzug nur erwähnt wird, sofern er in die griechische Geschichte eingriff, die Anabasis aber denselben in viel weiterem Umfange behandelt, wogegen des Syrakusers Werk sich gerade auf das beschränkte, woran hier den Leser zu erinnern noth that. Welche Unschicklichkeit wäre es gewesen, hätte eben der Verfasser, welcher die Begebenheiten eines eilfjährigen Zeitraumes in zwey Bücher zusammengedrängt hatte, über ein vergleichungsweise unbedeutendes Nebenereigniß den Leser auf ein Werk von sieben Büchern verwiesen. Nach meinen Begriffen von Xenophon's Zartgefühl für das Ziemliche muß ich dafür halten, er würde, statt dasselbe so auffallend zu verletzen, vorgezogen haben, von dem berührten Ereignisse eine ganz kurze Erzählung einzuflechten, hätte nicht ein bereits vorhandenes Werk des Themistogenes ihn der Mühe überhoben.

Nach diesen Bemerkungen wird sich beurtheilen lassen, was von der sonderbaren bey'm Plutarch (vom Ruhme der Athener) und dem Suidas aufbewahrten Sage zu halten sey, Xenophon habe in gedachter Stelle seine Anabasis gemeint, sie aber absichtlich dem genannten Syrakuser beygelegt, um ihr größere Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Diese Sage nannte ich so eben sonderbar, ich konnte sie auch mit einem heutigen Modeworte wunderlich nennen, als ob es einem Xenophon ähnlich sehe, etwas nothwendig Mißlingendes zu unternehmen. Denn wie durfte er, auch wenn er es gewünscht hätte, hoffen, irgendwen über den Verfasser eines Werkes zu täuschen, worin er die geheimsten seiner Gedanken, seine innersten Zustände, die außer ihm jedem unbekannt seyn mußten, offenbaret, eines Werkes, welches vom Anfange bis zu Ende bis, möchte ich sagen, in die kleinsten Redetheilchen, den eigenthümlichen Geist seiner Art und Kunst athmet, wie außer ihm nur ein zweytes Ich, desgleichen es nicht giebt, ausprägen konnte.

Gleichwohl giebt es heut zu Tage Gelehrte, welche nicht etwa jene Sage in Schutz nehmen, sondern weiter gehend den ihr zu Folge angeblichen Verfasser der Anabasis für den wirklichen halten, es also nicht allein möglich sondern sogar wahrscheinlich finden, sie trage Xenophon's Namen mit Unrecht.

Eine solche Vermuthung darf sich keinen Beyfall bey dem versprechen, für welchen das Werk den höchsten Reiz dadurch erhält, daß es als ein großes Beyspiel vor uns steht, in welchem ein und derselbe Mann nicht weniger gewandt in Worten erscheint als rüstig in Thaten, eine und dieselbe Hand nicht weniger meisterlich in Führung des Griffels als des Feldherrnstabes.

Dieser Reiz verschwindet mit dem Glauben an die Echtheit. Ihn dürfen daher Xenophon's Verehrer sich für keinen Preis abstreiten lassen, sondern nur aufgeben gegen völlig einleuchtende und so zu sagen unwiderstehliche Beweise seiner Unhaltbarkeit, dergleichen niemand bisher vorgebracht hat, jemals vorbringen wird. Höchlich ist demnach zu beklagen, daß der gemüthliche Johannes Müller, dessen Seele der xenophontischen von mehr als einer Seite nahe verwandt war, den Zweifel an der Echtheit der Anabasis zwar nicht geradezu theilt, aber doch auch nicht schlechterdings abweiset. Trost hierüber findet man nur darin, daß eben derselbe den Xenophon, auch wenn die Anabasis ihm abzusprechen sey, den größesten und vortrefflichsten Geschichtschreibern aller Zeiten beyzählt, woraus hervorgeht, einen wie hohen Werth er dem Werke beygelegt habe, von welchem nunmehr die Rede seyn soll (Allgem. Gesch. I, 119.).

XI.

Hellenika.

(Griechische Geschichte in sieben Büchern.)

Richtet sich die Wichtigkeit eines geschichtlichen Ereignisses nach der Gewalt der Kräfte, welche dabey in Kampf kommen, nach dem Umfange seiner Wirkungen auf Wohl und Wehe, nach der Zahl außerordentlicher Glückswechsel und hervorragender Beyspiele im Guten und Schlimmen, die es vor Augen stellt, nach der Man-

nichfaltigkeit der zu Hause und im Felde wirksamen Triebfedern, welche die handelnden Personen im Thun und Lassen bestimmen, nach der Ergiebigkeit des Stoffes, den es gediegner Staats- und Lebens-Weisheit darbietet: so ist der peloponnesische Krieg von allen früheren Begebenheiten, deren die Geschichte Meldung thut, unstreitig die merkwürdigste und eine der merkwürdigsten aller Zeiten.

Das Glück hat es so gefügt, daß sie einen ihrer werthen Erzähler in einem der größesten Geschichtschreiber fand, für welchen nach allgemeinem Urtheile Thucydides gilt.

Bey dem Ausbruche des Krieges befand dieser sich in einem Alter von vierzig Jahren, in der Fülle seiner Kraft, und in sehr bedeutenden Verhältnissen, welche ihn die ersten sieben Jahre zur mithandelnden Person machten. Hierauf mußte er in Folge über ihn verhängter Verbannung zwanzig Jahre sein Vaterland meiden. Dieses veranlaßte ihn, den Aufenthalt in Thracien zu nehmen, wo er sich für die erzwungene Geschäftslosigkeit durch unablässiges Beobachten des Ganges der Ereignisse schadlos hielt.

Seines Berufes, wie man glaubt, durch Herodot inne geworden, faßte er gleich bey'm Anfange des Krieges, dessen Wichtigkeit und Dauer er voraussah, wie wenige, den Entschluß, ihn zu beschreiben, und zwar nicht zur Befriedigung eiteler Neugierde, sondern edler Wißbegierde solcher die von einem Werke der Geschichte nicht sowohl ergötzliche Unterhaltung, als vielmehr ernste Belehrung verlangen und daher Wahrhaftigkeit des Verfassers über alles schätzen.

Wie er zu dem Ende vor eingetretener Verbannung

keine Gelegenheit vorbeyließ, sich als Augen- und Ohren-Zeuge über Vorkommendes zu unterrichten, so sparte er in Thracien weder Geld noch Mühe, um über den Lauf der Dinge von beyden Parteyen Erkundigungen einzuziehen, und durch Vergleichung und Abwägung derselben das Probehaltige auszumitteln.

Welches Verfahren er hiebey beobachtet habe, lehren die Einleitungen zu dem ersten und sechsten seiner Bücher in welchen er zu der fernesten Vorzeit hinaufsteigend die aus dieser vorhandenen Nachrichten und Sagen mit gewissenhaftester Gründlichkeit sichtet, um das Wahre und Falsche darin zu sondern.

In der Natur der Sache lag es wohl, daß er die gewonnenen Ergebnisse im Wesentlichen sofort niederschrieb, und daß demnach sein Werk von Jahre zu Jahre dem Gange des Krieges folgte, und wie dieser fortschritt. Ihm aber durch künstlerische Gestaltung des Stoffes vom ersten bis zum letzten Buche die Form zu geben, in welcher es an das Licht treten sollte, diese Arbeit begann er erst nach völliger Beendigung des Krieges, mit welchem seine Verbannung gleichzeitig aufhörte. Ob er von der erhaltenen Befugniß zur Rückkehr nach Athen Gebrauch machte oder in Thracien verblieb, lasse ich hier unerörtert, um nur zu bemerken, daß er in erwähnter Arbeit nicht weiter als bis zum einundzwanzigsten Kriegesjahre gelangte, und an der Fortsetzung derselben durch den Tod verhindert wurde, welcher wohl nicht früher als um das Jahr v. Chr. 398, d. i. um das dreyundsiebzigste seiner Lebensjahre zu setzen seyn dürfte 20).

Welch' ein Verlangen er trug, in jenem Werke ein Denkmal seiner zu hinterlassen, erhellet daraus, daß er, was sonst bey den Alten ungewöhnlich ist, an nicht

weniger als sechs Stellen sich als den Verfasser desselben ausdrücklich nennt 21).

Sein Wunsch ist in einem Grade zur Erfüllung gekommen, wie er selber vielleicht kaum zu hoffen wagte, da sein Name einen der größesten Geschichtschreiber aller Zeiten bezeichnet. Was ihn zu so hoher Ehre gebracht hat, ist nicht allein die gründliche Genauigkeit seiner Erzählung des Geschehenen, sondern auch die Geschicklichkeit, was in diesem zur Regierung der Staaten, Lenkung der Parteyen, Ausübung der Künste des Krieges und des Friedens Unterrichtendes lag, mit majestätischer Beredsamkeit in Reden zu entwickeln, die nur dem thatsächlichen Bestandtheile nach den Personen, welchen er sie in den Mund legt, angehören, von Seiten des innern Gehaltes aber und der Darstellung, das Gepräge seines hohen, nach dem Ungemeinen strebenden Geistes an sich tragen. Durch jene beyden Tugenden ward sein Werk, wozu mit edler Zuversicht er selber es bestimmte, ein Besitzthum für immerdar.

Wohlan! Dieses köstliche Besitzthum wurde (dem Diogenes Laert. zu Folge) nach des Meisters Tode Xenophon's Händen anvertrauet, ob schon während des Aufenthalts in Asien, oder später, ist zweifelhaft; wahrscheinlich aber dieses, daß er zur Herausgabe desselben erst Muße fand, als er schon in Scillus wohnte.

In welchem Maße er das Werk zu würdigen wußte, bezeugen der Eifer, womit er es zu verbreiten sich bemühete, und der Entschluß, den er faßte, es zu ergänzen und fortzusetzen, wie er in den vorliegenden sieben Büchern gethan. Aus dem bey Abfassung dieser beobachteten Verfahren geht hervor, daß er sich durch des Thucydides Einwirkung nicht aus seiner Bahn bringen ließ,

daß er einem so gewaltigen Geiste gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten wußte, und wie in der Anabasis auch hier das Eigenthümliche seiner Persönlichkeit nicht verläugnete.

Merkwürdige Geschichtsereignisse sind, als etwas sehr Zusammengesetztes, reich an edlem Nahrungsstoffe auf der einen Seite für Herz und Einbildungskraft, und auf der andern Seite für Verstand und Gesinnung. Je nach dem nun ein Geschichtschreiber in der Auswahl der Thatsachen und in Behandlung derselben das Augenmerk mehr auf jenes Element richtet oder auf dieses, bekömmt sein Werk ein mehr dichterisches oder philosophisches Gepräge. In der Natur der Sache liegt es, daß ein echter Geschichtschreiber, welcher vorzugsweise darauf ausgeht, uns zu vergnügen, zugleich in hohem Maße zur Erweiterung unserer Einsicht beyträgt; wie der, welcher vorzugsweise darauf ausgeht, zu unterrichten, zugleich die willkommenste Unterhaltung darbieten wird. Gleichwohl, wenn zwey gleich große Meister, deren einer jene, der andere diese Richtung nimmt, einen und denselben Stoff bearbeiteten, würden ganz verschiedene Werke entstehen, welche die Dinge in verschiedenem Lichte zeigten, ohne daß von den Gemälden, welche sie aufstellen, in Ansehung des Treffenden eines dem andern vorgezogen oder nachgesetzt zu werden verdiente. Als eines der vollkommensten Muster erster Art ist anzusehen Herodot; der zweyten Thucydides. Wie jener durch dichterische Anmuth die Menge unwiderstehlich anzog, so stieß dieser durch philosophische Strenge sie zurück, absichtlich, weil er den Beyfall derer verschmähte, welche in geschichtlichen Werken etwas anderes suchen als Stoff zum Nachdenken.

Xenophon weniger dichterisch als Herodot aber mehr als Thucydides, weniger philosophisch als dieser aber mehr als jener, war von der Natur dazu bestimmt, als verbindendes Mittelglied zwischen sie zu treten. Seinen Beruf erkennend, genügte er ihm, wie in der Anabasis so in vorliegendem Werke durch das Streben, der dichterischen und philosophischen Geschichtsfreunde Theilnahme gleichmäßig zu gewinnen. Dieses erscheint überhaupt und namentlich in der Darstellung, welche sich, wie durch Lieblichkeit die herodotische, wie durch Erhabenheit die thucydideische, so durch Schlichtheit hervorthut, da sie an Süßigkeit jener nachsteht, ohne etwas von der Herbheit dieser an sich zu haben.

Die Schlacht bey Mantinea, das letzte Hauptereigniß, mit welchem er das Werk endet, fällt in das fünfundachtzigste, ein (VI, 4, 37.) beyläufig erwähntes Nebenereigniß fünf Jahre später, also in das neunzigste seiner Lebensjahre. Anzunehmen, er habe nicht früher den Plan des Werkes entworfen oder angefangen auszuführen, wird wohl nicht leicht jemand sich entschließen, der Folgendes erwägt:

Abgesehen davon, daß es nicht in der Sinnesart eines so hoch betagten Greises liegt, eine Arbeit zu unternehmen, welche nichts Geringeres zum Zwecke hatte, als einen achtundvierzigjährigen mit höchst wichtigen Begebenheiten überfüllten Zeitraum vor Augen zu stellen, entbehrte ja damals ein Geschichtschreiber seiner Zeit aller Hülfsmittel, dergleichen einem heutigen in Tageblättern und Flugschriften zu Gebote stehen. Sich über Geschehenes zu unterrichten, bedurfte es persönlicher Erkundigungen von Augenzeugen, welche nur Erfolg versprachen, wenn man sie auf frischer That einzog. Wie konnte denn

Xenophon dieses bis zum Ende des Menschenalters aus-setzen, welches er vom Anfange an beschreiben wollte?

Wenn er nun aber in sofortiger Sammlung und Prüfung der Thatsachen von Jahre zu Jahre, dem Bey-spiele des Thucydides folgte, wird er ihm auch darin gefolgt seyn, daß er die Verarbeitung des Stoffes bis zu einem gewissen Zeitpunct aufschob? Schwerlich: denn ein solches Ziel, wie diesem in dem Ende des peloponne-sischen Krieges, welches früher oder später erfolgen mußte, vor Augen stand, konnte Xenophon in dem wil-den Laufe tausendfach sich durchkreuzender Begebenheiten, womit er zu thun hatte, nirgend entdecken, am wenig-sten die mantineische Schlacht dafür erkennen, welche seiner eigenen Aussage zu Folge die Verwirrung noch größer machte, als sie vorher gewesen.

Dieß sind die Gründe, welche gegen eine so späte Abfassung des Werkes sprechen.

Nur hüte man sich auf der andern Seite, den An-fang desselben gleich nach seiner Rückkehr aus Asien, in die ersten Jahre seines scilluntischen Aufenthaltes, zu verlegen. Denn damals mochte wohl sein Geist der Begebenheiten des Rückzuges zu voll seyn, um nicht ihnen die Muße, welche er geschichtlichen Arbeiten wid-men wollte, zuerst zuzuwenden. Setzt man nun aus oben angeführten Gründen die Abfassung der Anabasis um die Zeit des antalcidischen Friedensschlusses, und nimmt hinzu, daß er um dieselbe Zeit oder kurz vorher des Thucydides Bücher herausgegeben hatte: so wird es vielleicht für eine nicht grundlose Vermuthung gelten, Xenophon habe gleich nach beendigter Anabasis Hand an diese Geschichte gelegt, und zwar so, daß er vom einundzwanzigsten Jahre des peloponnesischen Krieges

an den damals hinter ihm liegenden Zeitraum in einem Zuge bearbeitete; dann aber das Werk mit den Begebenheiten von Jahre zu Jahre fortrücken ließ.

Für den noch rückständigen Theil des peloponnesischen Krieges versahen ihn des Thucydides Entwürfe, welche ihm unstreitig ebenfalls in die Hände kamen, mit Stoffe. Von einigen der wichtigsten unter den spätern Begebenheiten als da sind: Herrschaft und Sturz der Dreyßig, persischer Bruderkrieg, des Agesilaus Eroberung Kleinasiens, Rückzug, Kriegeszug gegen Böotien, Schlacht bey Koronea war er Augenzeuge oder Theilnehmer gewesen. Wo er sich selber nicht genügte, ließ sich zur Ausfüllung der etwa vorhandenen Lücken das Nöthige damals noch erfragen. Zur Ausmittelung dessen aber, was sich seit jener Schlacht zutrug, kann es wohl kaum eine günstigere Lage geben als die seinige, da er als ein sehr angesehener, hoch berühmter, von den Besten seiner Zeit verehrter, unabhängig lebender Mann, zwischen Sparta, Athen, Korinth und Theben in der Mitte wohnte, und mit den bedeutendsten Menschen in persönlicher Verbindung stand.

Richten wir nun nach diesen Betrachtungen über das Werk im Allgemeinen unsern Blick auf das Einzelne: so ist zuerst merkwürdig, daß es, so zu sagen, keinen Anfang hat, weil sich die erste Zeile desselben an die letzte des Thucydides so genau anschließt, als wären, nach heutiger Art zu sprechen, beyde mit Einem Federzuge geschrieben. Ja! Man könnte auf die Vermuthung kommen, Xenophon habe einst nach geendeter Lesung des Thucydides den Griffel in die Hand genommen, um zunächst für sich selber und Freunde die folgenden Begebenheiten in Umrissen zu verzeichnen, in wiefern sie etwa

die von jenem aufgestellten Lehren der Staatsweisheit zur Bestätigung, zur Erläuterung, zur Ergänzung dieneten. Doch wird man, wie es hiemit auch sich verhalten möge, sagen dürfen: Durch jenes anspruchlose, bescheidene, Selbstempfehlung und feyerliche Ankündigung verschmähende Auftreten giebt sich das Werk für nichts anderes aus, als für eine Denkschrift, in deren Natur es liegt, daß der Verfasser in Auswahl und Behandlung der Thatsachen zwar nicht durch parteyische Gunst oder Ungunst (das sey ferne) sich leiten lasse, aber doch durch persönliche Verhältnisse und Gesinnungen. Wer es aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird finden, daß es weit mehr leistet, als es verheißt, und gleich der Odyssee, um mit dem Horaz zu reden,

> Nicht uns Rauch aus dem Glanze, nein Glanz aus
> dem Rauche zu geben
> Trachtet,

wogegen die, welche bey Beurtheilung desselben den Begriff eines vollendeten geschichtlichen Kunstwerkes als Maßstab anlegen, in mancher Beziehung nicht anders als sich getäuscht finden können.

Wenn nun aber solche über Mangel an planmäßiger Einheit klagen, scheinen sie zu vergessen, daß Einheit in dem Sinne, in welchem die Anabasis sie hat, wo alles sich um einen Helden wendet, wie Herodot sie hat, welcher dem Gesetze epischer Anordnung gemäß Hauptereignisse und Nebenbegebenheiten künstlich verflechtend, ein abgerundetes Ganzes bildet, daß, sage ich, Einheit in diesem Sinne, der Natur der Sache nach, nur in geschichtlichen Darstellungen vergangener und völlig abgelaufener Zeiten herrschen kann, nicht aber in der Be-

handlung gegenwärtiger, deren Begebenheiten nicht schon geworden sind, sondern vor des Verfassers Augen allmählich entstehen und im Entstehen aufgefaßt werden, wie vom Thucydides und Xenophon geschieht.

Anderen mißfällt in dem Werke Mangel an gehöriger Beleuchtung, welchem zu Folge die Figuren, wie sie sagen, nicht nach dem Verhältnisse ihrer Bedeutsamkeit in das Auge fallen, da nicht selten minder Wichtiges zu stark hervor, Wichtigeres ungebührlich zurück trete, gleich Wichtiges nicht auf gleicher Linie zu stehen komme.

Es ist wahr! Der Lacedämonier Seeniederlage bey Knidus war ein eben so folgereiches Ereigniß wie ihr Landsieg bey Koronea. Gleichwohl begnügt sich Xenophon über jene mit flüchtiger Meldung dessen, was er von Hörensagen hat, wogegen er die andere umständlich beschreibt. Wer aber darf ihm das zum Vorwurfe machen, da er ja an dieser selbst Theil nahm, über sie als Augenzeuge sprechen konnte, von dem Schauplatze jener aber fern, und außer Stande, über den Hergang desselben ohne vielleicht sehr mühselige Erkundigungen sich zu unterrichten, dergleichen in ähnlichen Fällen Thucydides einzuziehen pflegte, Xenophon aber als Verfasser einer Denkschrift nicht verpflichtet war.

Wüßten wir vom Epaminondas nichts weiter, als was von ihm Xenophon erzählt: wir würden kaum begreifen, worauf es sich gründe, daß Cicero ihn für den ersten Mann Griechenlands erklärt. Hier nun liegt wohl von der unbefriedigenden Auskunft, die er über diesen in seiner Art einzigen Mann ertheilt, die Ursache nicht in mangelhafter Kunde, sondern anderswo, und vermuthlich da, wo Johannes Müller sie suchte, in dem

Umstande nämlich, daß Epaminondas vom Gryllus die Todeswunde empfing, einer Fügung, welche dem Xenophon Zurückhaltung gebot, als heilige Pflicht gegen den Helden wie gegen den Sohn.

Zu den wichtigsten der in seinem Werke vorkommenden Ereignisse gehören unstreitig die Wiedererbauung der Mauern Athen's und der Abschluß des antalcidischen Friedens. Wer als Athener oder Freund der Athener über jenes; wer als Lacedämonier oder Freund der Lacedämonier über dieses sich freuete, mußte als Grieche über beydes sich betrüben, sofern das eine wie das andere ein Werk des Persers war, welcher abwechselnd die Hauptmächte begünstigte, nicht aus Liebe zu der einen oder andern, sondern aus Hasse gegen die Gesammtheit der Griechen.

Wenn nun Xenophon beyde Ereignisse schlicht erzählt, was er selber davon denkt, und wie er sie beurtheilt wissen will, verschweigt: so ist in diesem Falle wie in ähnlichen sein Schweigen ein beredtes, welches er sich, so weit die geschichtliche Treue es irgend verstattet, auferlegt, um die Gemüther nicht noch stärker aufzuregen als sie es in jener höchst bewegten Zeit schon waren, sondern durch die Gefaßtheit, welche er dabey zeigt, zu beruhigen.

Die sieben Bücher der Anabasis, welche die Geschichte eines achtzehnmonathlichen Feldzuges enthalten, sind mit den sieben Büchern der griechischen Geschichte, welche einen achtundvierzigjährigen Zeitraum begreifen, von ungefähr gleichem Umfange. Wie in jener Xenophon seine Geschicklichkeit bewährt, Einfaches zu entfalten, so hier die andere nicht minder ehrenwerthe, Mannichfaltiges zusammenzudrängen. In diesem Kunstbestreben

liegt außer den schon angeführten Ursachen noch eine, warum er über vieles sich kürzer faßt als man wünschen möchte. Doch darf man hiebey nicht vergessen, wie beflissen er auf der andern Seite ist, scheinbar Geringfügiges hervorzuheben, wenn es bedeutsam ist von Seiten der Gesinnung, die es offenbaret.

Wer mit Berücksichtigung aller bisher theils angeführter, theils angedeuteter Puncte das Werk einer genauen Zergliederung unterwürfe, würde vielleicht über die Weisheit der darin herrschenden Anordnung Entdeckungen machen, welche den flüchtigen Leser, der sie vermißt, beschämeten.

In solche Erörterungen einzugehen bezwecke ich nicht, da mein Vorhaben nur von mir fordert, die Vorwürfe zu entkräften, welche man aus dem Werke hergenommen hat, um den Xenophon der Parteylichkeit für Lacedämon und gegen Athen zu beschuldigen.

Was ist hievon zu halten?

Stoff zur Beantwortung dieser Frage liegt unter Anderm in dem feyerlichen Eingange zu dem vierten Abschnitte des fünften Buches, welcher so lautet: »Viele und mancherley Beyspiele, heimathliche und auswärtige, lassen sich anführen, daß wer sündiget und frevelt, der Ahndung der Götter nicht entgehe. Für jetzo stelle ich als solches den vorliegenden Fall auf. Die Lacedämonier nämlich, welche den Städten die Freyheit zu lassen beschworen hatten, und gleichwohl die Burg in Theben besetzt hielten, wurden nun von den durch sie Gekränkten gezüchtiget, da sie nie zuvor von irgend einem Menschen überwältigt worden; und was die Bürger betrifft, welche jene in die Veste geführt hatten, und ihre Stadt den Lacedämoniern dienstbar machen wollten, um selber

zu gebieten: so genügten nicht mehr als sieben Verbannte, um deren Herrschaft zu stürzen. Wie dieses sich begab, erzähle ich jetzo.«

Hiemit vergleiche man im dritten Abschnitte des sechsten Buches die Strafrede, welche er dem athenischen Gesandten Autokles in den Mund legt, um den Lacedämoniern ihren Treubruch, ihre Gewaltthätigkeiten, ihr willkührliches und eigensüchtiges Verfahren gegen die Bundesgenossen vorzuhalten. Demnächst ist merkwürdig, was in desselben Buches viertem Abschnitte vorkömmt von der Verhandlung in Sparta, ob dem eben beschwornen Frieden gemäß das Heer zu entlassen, oder gegen das widerspänstige Theben zu führen sey. Prothoos, ein verständiger, gewissenhafter und gottesfürchtiger Mann räth jenes an, wird aber von der Volksgemeine als ein Faseler verhöhnt. Es wird demnach Krieg gegen Theben beschlossen: denn, setzt Xenophon hinzu, schon offenbarte sich göttliche Waltung.

Unverkennbar haben diese gehaltvollen Worte zum Zwecke, der unmittelbar auf jene Verhandlung folgenden Niederlage das Ansehn eines göttlichen Strafgerichts zu geben. Doch wozu bedarf es der Anführung einzelner Stellen, da ja der Hauptpunct, um welchen vom fünften Buche an die Erzählung sich wendet, der ist, zu zeigen, daß die Lacedämonier, in welchem Maße sie sich von der Bahn der Gerechtigkeit entfernten, Göttern und Menschen verhaßt wurden, und hiedurch sich in das Verderben stürzten.

Was den Agesilaus betrifft: so erscheint dieser während seines Feldzuges in Asien, und nach der Rückkehr von dort bis zur Schlacht bey Koronea allerdings von jeder Seite in einem sehr glänzenden Lichte. Seitdem

aber änderte sich, wie es scheint, seine Gesinnung in Folge eines leidenschaftlichen immer tiefer wurzelnden Hasses gegen Theben, welcher ihn nicht selten zu ungerechten und unüberlegten Handlungen verleitete. Xenophon, wie nahe er ihm auch durch innige Freundschaft verbunden war, ist doch weit entfernt, dieses zu verhehlen. Hiebey habe ich vornehmlich im Sinne, was er zwar nicht geradezu heraussagt, aber doch (V, 2, 32.) deutlich genug zu verstehen giebt, des Phoebidas treulose Ueberrumpelung Thebens sey mit Vorwissen und auf Anstiften jenes Königs geschehen, wodurch denn das hieraus wie für das gesammte Griechenland so insonderheit für Lacedämon entspringende Unheil ihm zur Last fällt.

Als nach Befreyung Theben's durch den Mellon Krieg gegen jene Stadt beschlossen wurde, lehnte Agesilaus unter nichtigem Vorwande den Oberbefehl ab, welcher seinem Mitkönige Kleombrotus übertragen wurde. Dieser ließ nach geendetem Feldzuge zur Bedrängung der Thebaner in Thespiä den Sphodrias zurück.

Jene, welche einsahen, daß sie allein auf die Dauer den Lacedämoniern nicht widerstehen könnten, wünschten vor Allem den Beystand der Athener. Zu dem Ende bestachen sie den Sphodrias mit Gelde, Athen anzugreifen, und dadurch zur Feindseligkeit gegen Lacedämon aufzureizen. Wegen dieser unerhörten Verrätherey wurde Sphodrias zuruckgerufen, um vor Gericht gestellt zu werden, blieb aber aus und wurde gleichwohl nicht verdammt sondern losgesprochen durch ein Urtheil, welches, wie Xenophon sagt, unter allen in Sparta jemals gefällten für das ungerechteste galt. Er findet nöthig, die Ursachen hievon anzuzeigen, und siehe da! aus seiner Erzählung geht hervor, daß jene schmähliche Lossprechung

kein anderer bewirkt hat als Agesilaus, hiebey allerdings nicht geleitet durch Haß gegen Theben, sondern durch sträfliche Nachgiebigkeit gegen seinen Sohn Archidamus, dessen Liebling der Sohn des Sphodrias war. (V, 4, 25—33.). Auch was er von des Agesilaus Bekriegung der Phliasier sehr ausführlich erzählt, ist weit mehr geeignet, unsere Theilnahme für jene als für diesen zu gewinnen.

Ueber des Königs Bruder Teleutias läßt er sich in des fünften Buches erstem Abschnitte also vernehmen: »Teleutias nunmehr trat die höchst beseligende Heimkehr an: denn als er zum Meeresufer hinabging, um nach Hause zu segeln, war unter den Kriegesmännern keiner, der ihm nicht die Hand reichte, mancher, der ihn bekränzte mancher, der ihn bebänderte, wie denn auch die sich Verspätenden unter vielen Segenswünschen ihm Kränze in die Fluth nachwarfen. Mir entgeht nicht, daß ich hier etwas weder durch Kostbarkeit noch Gefährlichkeit noch Gewandtheit Ausgezeichnetes melde. Aber bey'm Himmel! es verdient jedermanns Aufmerksamkeit, durch welches Verhalten Teleutias seine Untergebenen so für sich stimmte: denn das ist ehrenwerther als was durch Geld und Wagniß sich ausrichten läßt«. Als nun bald darauf eben dieser Teleutias vor Olynth, von Zorn entbrannt, sich mit den Belagerten, die einen Ausfall gemacht hatten, in ein unüberlegtes Gefecht einließ, und diese Uebereilung mit dem Verluste seines Heeres und dem Tode büßte, versäumt Xenophon nicht, ihn, den von ihm hoch Gefeyerten als warnendes Beyspiel von Mangel an Selbstbeherrschung aufzustellen.

Was folgt aus diesem Allen?

Wie mir scheint, dieses, daß von der gegen den Xenophon

erhobenen Beschuldigung der Parteylichkeit für Sparta und gegen Athen die erste Hälfte ganz ungegründet ist.

In Ansehung der zweyten ist zu erwägen, daß es nach der Schlacht am Aegospotamos bey den Lacedämoniern stand, die Athener zu behandeln, wie diese die Melier, die Histiäer, die Scionäer, die Toronäer, die Aeginäten und so viele andere behandelt hatten, d. i. die Weiber und Kinder zu verslaven, die Männer nieder zu machen, den Grund und Boden mit einem fremden Pflanzvolke zu besetzen; daß die Korinther und Thebaner hierauf wirklich antrugen, jene aber in Anerkennung ehemaliger Verdienste Athen's zur Zeit gemeinsamer Gefahr diesen Antrag zurückwiesen und einen für Athen zwar demüthigenden, aber ihrer Seits großmüthigen Frieden schlossen (II, 2, 3—20.). Demnächst leidet es wohl keinen Zweifel, daß, wenn man späterhin zu Gunsten der Dreyßig gegen den Thrasybulus Ernst gebrauchte, dieser mit seinem Anhange erliegen mußte. Dann konnte Athen dem vom Lysander ihm zugedachten Loose nicht entgehen, unter die Bothmäßigkeit eines lacedämonischen Harmosten (Landvogts) zu kommen. Hievor bewahrte es der gute König Pausanias, welcher mit unumschränkter Vollmacht zum Unterhandeln versehen, jenen berühmten Vergleich stiftete, kraft dessen die streitenden Parteyen sich versöhnten, zur Herstellung der altväterlichen Verfassung zusammentraten (II, 4, 35—43.). Eben die Athener nun, welche der Großmuth Lacedämon's zweymalige Rettung verdankten, ließen sich vor Ablauf eilfjähriger Frist in einen Bund gegen dasselbe ein, und zwar mit den Thebanern, ihren Todfeinden, welche so eifrig an ihrem Untergang gearbeitet hatten. Dieses Verfahren von Seiten der Undankbarkeit, der Unüber-

legtheit und seiner für das gesammte Griechenland schlimmen Folgen in ein nachtheiliges Licht zu stellen, würde ein ihnen mißwollender Geschichtschreiber nicht unterlassen haben. Hievon aber findet sich keine Spur bey'm Xenophon, welcher vielmehr in der Rede, die er (III, 5, 8—17) den thebanischen Gesandten in den Mund legt, alles erschöpft, was der Befeindung Lacedämon's den Schein der Rechtmäßigkeit geben konnte. Den diesem gemäß gefaßten Beschluße der Gemeine ist er so weit entfernt zu mißbilligen, daß er vielmehr jenen als rechtschaffenen Mann von ihm höchlich gepriesenen Thrasybulus als den bezeichnet, welcher ihn vor allen andern bewirkte.

Unter andern Reden verdient besondere Aufmerksamkeit die, welche er den Phliasier Prokles halten läßt, um darzuthun, Griechenlands Heil könne nur gedeihen, wenn die beiden Hauptstaaten Athen und Lacedämon in die Obmacht sich dergestalt theilten, daß jenes zur See, dieses zu Lande sie behauptete, und wenn sie statt einander zu befeinden, sich standhaft befreundeten, um ihre Herrschaft gemeinschaftlich zu gebrauchen nicht zur Unterdrückung, sondern zur Beschirmung der schwächern Staaten.

In gleichem Sinne und mit gleicher Kraft läßt er schon früher den athenischen Gesandten Kallistratus sprechen. Wer darf demnach zweifeln, daß beyde Reden das Innerste seiner eigenen Gesinnung bezeugen?

Nimmt man hinzu die Lobsprüche, welche er einzelnen Athenern ertheilt, namentlich dem Thrasybulus, dem Iphikrates, und jener kühnen Reiterschaar, die bey Mantinea so heldenmüthig focht, so Herrliches vollbrachte: wie können seine Widersacher den ihm gemachten schmählichen Vorwurf wissentlicher, vorsätzlicher, unredlicher

Herabwürdigung seines Vaterstaats, ich will nicht sagen begründen, sondern nur beschönigen?

Es ist wahr! In dem, was er (II, 1, 32.) von der wohlverdienten Hinrichtung des Philokles, eines in der Schlacht bey Aegos Potamos gefangenen atheniſchen Feldherrn erzählt, imgleichen (II, 2.) von dem Eindrucke welchen die Verkündigung der erlittenen Niederlage in Athen hervorbrachte, dann von der Niederreißung der Mauern unter Sang und Klang, herrscht eine fast an Härte gränzende Strenge, welche gegen seine bereitwillige Anerkennung der lacedämonischen Maßhaltung und Rechtlichkeit in Behandlung der Ueberwundenen stark absticht. Hier nimmt er Partey, ich gestehe es, aber keine andere als welche jeder gewissenhafte Geschichtschreiber nehmen muß, die Partey der Sache der Gerechtigkeit.

Nicht weniger demnach als in allen übrigen Werken bewährt auch in dem vorliegenden Xenophon sich als einen einsichtigen, kunstverständigen, durchaus rechtschaffenen, vaterländisch gesinnten Mann 22).

Anmerkungen und Nachweisungen zum zweyten Abschnitte.

---

1) In des Rheinischen Museums für Philologie zweytem Bande befindet sich über die vorgebliche Subjectivität (Unwissenschaftlichkeit) der sokratischen Lehre eine Abhandlung, in welcher S. 87. Folgendes geschrieben steht:

»Daß aber Xenophon's Sokrates in der That hie und da das Gute, das Wissen darum und das Guthandeln, im Gegensatze gegen das Nützliche und Angenehme als Zweck an sich und Bewegungsgrund des Handelns anpreist, in weiteren Durchführungen dagegen letzteres immer wiederum zum höchsten Zwecke und Maße erhebt, sogar das an sich Gute leugnet, und Liebe und Dienst der Götter vom Vortheil abhängig macht, nicht etwa nur bey Künsten und Gewerben das Nützliche als Hauptgesichtspunct unterschiebt, wie Herr Dr. R. wähnt, selbst Lug und Trug nicht unbedingt verwirft, mithin überhaupt sich in mannichfache Widersprüche verwickelt und die wahre uneigennützige Sittlichkeit untergräbt, statt sie zu begründen, steht mir fest, so lange nicht mit Rücksicht auf Dissen's Schrift das Gegentheil gezeigt seyn wird. Auf diese Schrift mich zu berufen, begnüge ich mich auch jetzt

wiederum, weil Bewiesenes immer von neuem zu beweisen, eben so widrig als hemmend ist.«

Unter den Stellen der Denkschrift wodurch der Verfasser die vorstehend ausgesprochenen schweren Beschuldigungen unterstützt, befinden sich folgende:

a) III, 8. §. 1—3. Hier tritt Aristippus auf, in der Absicht, wie Xenophon ausdrücklich anmerkt, den Sokrates der zuvor ihn beschämt hatte, wieder zu beschämen. Er fragt ihn also εἴ τι εἰδείη ἀγαθὸν, um wenn dieser etwa Speise oder Trank oder Geld oder Gesundheit oder Leibesstärke oder Beherztheit oder anderes der Art nenne, zu zeigen, daß so etwas auch übel sey. Wer sieht nicht, daß das vieldeutige Wort ἀγαθὸν hier in des Aristippus Munde nichts anderes bedeutet als irgend ein Ding, welches in jeder Beziehung die Fähigkeit besitze, das äussere Wohl zu erhöhen daß folglich Sokrates ganz recht that, zu sagen, es gebe so etwas nicht, da der Begriff des Guten in der gangbaren Bedeutung des Wortes mit dem Begriffe des Nützlichen zusammenfalle, dieser aber ein Verhältnißbegriff sey, welcher sich im Allgemeinen nicht festsetzen lasse so wenig wie der Begriff des καλὸν in der üblichen Bedeutung des Wort für hübsch, schmuck, annehmlich, wohlgefällig, zweckmäßig. Dennoch ist es eben diese Stelle, woraus der Verfasser schließt, der xenophontische Sokrates läugne das an sich Gute, obwohl von dem αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν hier gar nicht die Rede ist, das Absehen überhaupt sich nicht darauf richtet, probehaltige Erklärungen aufzustellen, sondern einen vorwitzigen und unbescheidenen Frager abzufertigen.

b) Zu den verbreitetsten und verderblichsten Lehren damaliger Sophisten gehörte unstreitig die, daß zwischen recht und unrecht kein natürlicher Unterschied sey, da

diese Begriffe ihr Daseyn einzig den bürgerlichen Satzungen verdankten und daher wie diese bey verschiedenen Völkern verschieden wären, diese Lehre, welche auch heut zu Tage unter uns das Haupt wieder emporhebt. Große Aufmerksamkeit verdient daher die IV, 4, 19—25 enthaltene Unterredung des Sokrates mit dem Hippias. Hier führt jener den Begriff des Rechten zurück auf den Begriff des Gesetzlichen. Er unterscheidet dann ungeschriebene und geschriebene Gesetze, und leitet jene und ihre für alle Menschen verbindliche Kraft von dem göttlichen Willen her. Solcher ungeschriebenen Gesetze werden zwey angeführt, deren eines Vater und Mutter zu ehren gebietet, das andere geschlechtliche Vermischung zwischen Eltern und Kindern verbietet. Die Göttlichkeit des ersten erkennt Hippias an, des andern bezweifelt er, weil es ja von nicht wenigen übertreten werde. Allerdings, sagt Sokrates, wird es wie ähnliche übertreten. Dieses aber beweiset nichts gegen seine Göttlichkeit, weil die Uebertretung nie ungestrafet bleibt, vielmehr immer und überall ein Wehe nach sich zieht, dem der Frevler nicht entrinnen kann. Wer freuet sich nicht, hier die Vorhandenheit eines allem bürgerlichen Rechte vorgängigen ewigen, festen Gottesrechts anerkannt und faßlich dargethan zu sehen. Gleichwohl ist eben diese Stelle eine von denen, auf welche der Verfasser sich beruft, um den xenophontischen Sokrates zu beschuldigen, er habe Liebe und Dienst der Götter vom Vortheil abhängig gemacht, da doch von den Antrieben, welche uns in Befolgung der göttlichen Gebote leiten sollen, hier gar nicht die Rede ist, sondern einzig von dem nie ungeahndet bleibenden Ungehorsam gegen dieselben als einem Merkmale, wodurch sie von den menschlichen sich unterscheiden.

c) IV, 2 ist Sokrates mit dem Euthydemus einem durch eingebildetes Wissen aufgeblasenen Jünglinge in einer Unterredung begriffen, um ihm zur Selbsterkenntniß zu verhelfen, und ihm die Verworrenheit seiner Begriffe über die wichtigsten Dinge zu Gemüthe zu führen. Unter den deßwegen ihm vorgelegten Fragen ist von §. 13. an auch die, ob er, Andere durch Wort oder That zu hintergehen, zu verletzen, zu versclaven für recht oder für unrecht halte — Für unrecht, erwiedert er. Wie aber, fährt Sokrates fort, wenn ein erwählter Feldherr eine feindliche Stadt für begangenen Frevel versclavt, oder im Kriege mit ihr, sie überlistet oder bestiehlt und beraubt, handelt er dann nicht recht? — Allerdings! Ich meinte aber vorher, deine Frage bezöge sich blos auf das Verhältniß zu Freunden, und beschränkte hierauf meine Antwort — Gegen diese also, meinst du, sagt Sokrates weiter, müsse man ganz ohne Falsch seyn? — Allerdings — Wie aber, wenn ein Feldherr sein entmuthigtes Heer durch Ankündigung herbeyziehender Mitstreiter täuscht, und hiedurch ermuthigt; imgleichen wenn jemand seinem kranken Kinde eine diesem widerwärtige Arzney listig als Speise darreicht, oder einem schwermüthigen Freunde, aus Besorgniß, dieser werde sich das Leben nehmen, den Dolch entwendet, werden wir nicht auch diese Täuschungen für recht erklären müssen?«

Wohlan! diese (nicht wörtlich von mir übersetzte, sondern nur auszugsweise mitgetheilte) Stelle ist es, woraus der Verfasser folgert, der xenophontische Sokrates verwerfe selbst Lug und Trug nicht unbedingt. Lug und Trug?

Lügen und Trügen heißt in unserer Sprache, jemanden durch Wort oder That auf eine Weise hintergehen,

wodurch seine Rechte gekränkt werden. Wie lassen sich denn also diese Worte anwenden auf die dort beyspielsweise angeführten Täuschungen? Oder hat etwa ein erklärter Feind, welcher in Folge des aufgehobenen Friedensstandes, was List und Gewalt vermag, seiner Seits gegen uns aufbietet, das Recht, zu verlangen, daß wir von den Mitteln, die er benutzt um uns zu verderben, keines gebrauchen, uns gegen ihn zu wehren? Oder haben leidenschaftlich Verstimmte, haben Unmündige, haben Kranke das Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie als Besonnene, als Mündige, als Gesunde behandeln, wenn wir hiedurch außer Stand gesetzt werden, ihnen pflichtmäßige Liebesdienste zu erweisen?

Genug dieser Anmerkungen, da sie hinreichen, darzuthun, wie viel daran fehle, daß die Sittenlehre des xenophontischen Sokrates auf das Reine gebracht sey; und wie augenscheinlich auch in diesem Falle des Weisen Grundsatz sich bewähre, keine Untersuchung jemal für abgeschlossen zu halten.

Was die gerügten Widersprüche betrifft, worein er sich verwickeln soll: so sind diese meines Erachtens für den gar nicht vorhanden, welcher den Hauptgedanken, nichts Unrechtes sey begehrungswürdig, alles Löbliche wünschenswerth, festhält und dann die Personen und Umstände berücksichtigt, wodurch Sokrates sich bestimmen läßt, ihn bald von dieser bald von jener Seite zu betrachten, so oder so zu beleuchten.

2) Die hier erwähnte Unsitte rügt im Protagoras (347) Platon, hat auch Cicero im Sinne, wenn er (vom Alter 13.) den Cato sagen läßt: »Schön haben unsere Altvorderen guter Freunde Tischgenossenschaft wegen des innigen Beysammenseyns, das sie gewährt, Lebensgelage

(convivium) benannt, besser als die Griechen, welche eben dieses bald Zech, bald Schmaus-Gelage nennen, als ob ihnen, was hiebey das Geringste ist, am meisten behage.

3) Ist meinen obigen Erörterungen zu Folge Xenophon's Gastmahl nicht später geschrieben als vor Chr. 396; und kann das platonische, wie Böckh in Einstimmung mit Wolf annimmt nicht füglich früher geschrieben seyn als vor Chr. 386.: so folgt, daß nicht jener diesem nachgearbeitet habe, sondern dieser jenem. Allem Vermuthen nach liegt beyden Werken dasselbe Ereigniß zum Grunde, ein vom Kallias wirklich gegebenes Festmahl, welches Platon vermöge der ihm als Gesprächsdichter zustehenden Freyheit auf den Agathon übertrug. Wie unrecht die haben, welche das Verhältniß beyder Werke zu einander als Beweis der zwischen dem Xenophon und Platon vorhanden gewesenen Eifersucht anführen, hat, wie mir scheint, Böckh hinreichend bewiesen (de simultate, quam Plato cum Xenophonte exercuisse fertur. 1811), da Platon's Gastmahl nicht als Gegenstück des xenophontischen anzusehen ist, sondern als Seitenstück. Dennoch möchte ich die erwähnte Eifersucht nicht völlig in Abrede stellen, da das Innerste der platonischen Philosophie dem Xenophon wohl unzugänglich war, und dessen eigenthümliche Trefflichkeit nach ihrem ganzen Werthe vom Platon, wie mir scheint, erst spät anerkannt wurde, seit dieser überhaupt anfing, sich mehr herabzustimmen. Jener mochte den platonischen Sokrates nicht selten überspannt; dieser den xenophontischen meist nicht ungemein genug finden; einer in dem andern echt sokratische Art und Kunst vermissen, deren man sich nach ihrem ganzen Umfange heut zu

Tage nur bemächtigen kann, wenn man gewissenhaften Fleiß beyden gleicher Maßen zuwendet.

4) Von so vielen hieher gehörigen Stellen hebe ich hervor die II, 4. befindliche, wo im Gegensatze des Salbenduftes, die Rede ist vom Dufte der Feinundbravheit; ferner VII, 4., wo die Rede ist vom Wunderbaren in Lessing's Sinne, wenn er seinen Nathan sagen läßt:

Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste
Das Neuste nur verfolgen.

5) Wer in der Voraussetzung, eine solche Unterredung wie die hier mitgetheilte, sey, was allerdings wahrscheinlich ist, zwischen dem Sokrates und Kritobulus wirklich vorgefallen, aus IV, 17—18. schlösse, sie habe nicht früher als nach des Cyrus Tode Statt gefunden, und aus den Anfangsworten »Einst hörte ich ihn auch über Haushaltung folgender Maßen sprechen« Xenophon habe ihr persönlich beygewohnt, der würde die Natur des philosophischen Kunstgespräches völlig verkennen, welche den Verfassern wie überhaupt, so auch in den Zeitbestimmungen dichterische Freyheit verstattete. Dieses merke ich deßwegen an, damit niemand aus jenen unrichtigen Schlüssen fälschlich folgere, Xenophon sey nach Beendigung des asiatischen Feldzuges nach Athen zurückgekehrt. Wegen der erwähnten dichterischen Freyheit erinnere ich an das, was Cicero in der Zueig-

nung der akademischen Untersuchungen zum Varro sagt: »Puto fore, ut cum legeris, mirere, id nos locutos esse inter nos, quod numquam locuti sumus, sed nosti morem dialogorum.«

6) Die vernachlässigte Erziehung des weiblichen Geschlechts außer Sparta hatte ihre Quelle in einem damals bey den Griechen weit verbreiteten Vorurtheil, zu dessen Bekämpfung ganz in Uebereinstimmung mit dem platonischen Sokrates (Staat V,451-457.) der xenophontische im Gastmahl (II, 9.) sagt, daß die weibliche Natur in nichts schlechter sey, als die männliche, aber freylich der Belehrung und Kräftigung bedürfe. »Wer von euch also eine Frau hat, lehre sie getrost alles, was sie seiner Meinung nach Brauchbares wissen soll.«

7) »Durch die Neuheit eines Vortrages euch bethören, bewährten Rath unbefolgt zu lassen, hierauf verstehet ihr euch vortrefflich, da ihr dem Abenteuerlichen fröhnet, Gewöhnliches verschmähet, da ihr — — — mit einem Worte, von Hörsucht gefesselt, da sitzet nicht wie Berather des Staats, nein! wie Zuschauer eines Prunkredners.« So Meister Kleon bey'm Thucidydes III, 38.

8) Böckh Staatshaushaltung d. Athener I, 224—259.

9) Athen. Gemeinwesen I, 16.

10) Griech. Gesch. II, 2, 23.

11) Böckh I, 452.

12) Diese Zeitbestimmung gründe ich auf IV, 40, in der Ueberzeugung, der hier als so eben abgeschlossen erwähnte Friede sey kein anderer, als der nach der Schlacht bey Mantinea v. Chr. 362. erfolgte. Wenn Böckh (II, 145) hiegegen die V, 12. befindliche Stelle geltend macht: so erwog er vielleicht nicht, daß hier der

Ausdruck ὁ νῦν χρόνος als Gegensatz von τὸ παλαιόν schwerlich auf das laufende Jahr zu beschränken, sondern allem Ansehen nach auf das laufende Menschenalter auszudehnen seyn möchte, da, was Xenophon sagen will, meines Erachtens dieses ist: Geschichte vergangener und Erfahrung jetziger Zeit lehren, daß Seekriege für Athen's Einkünfte immer verderblich, Friede zur See immer wohlthätig gewesen. Hiemit würde der einzige Grund wegfallen, der jenen Gelehrten bewegt, die Schrift nicht vor den Anfang sondern gegen das Ende des Bundesgenossenkrieges zu setzen. Hiemit scheint mir auch der im ganzen Werke herrschende Ton der Ruhe zu streiten, und namentlich der Eingang, der wohl ganz anders gelautet haben würde, hätte Xenophon die Unfälle jenes Krieges vor Augen gehabt. Wie ich nun in diesem Puncte von Böckh abweiche: so stimme ich ihm völlig bey in dem, was er gegen Schulz und Schneider beybringt, welche die Abfassung des Werkes unter das Jahr v. Chr. 355 d. i. unter Xenophon's zweyundneunzigstes Lebensjahr herabrücken wollten.

13) Die unersättliche Kriegeslust der Athener hatte ihre Quelle vornehmlich darin, daß die, welche den Krieg beschlossen, mit den Beschwerden desselben nichts zu thun hatten. Um also dem Uebel die Axt an die Wurzel zu legen, bringt Xenophon darauf, den Gebrauch der Miethtruppen abzuschaffen, und den Kriegesdienst an die Ehre des Bürgerthums zu knüpfen. Weiter fand jene Kriegeslust Nahrung in der Begierde, Eroberungen zu machen, um durch Vermehrung steuerpflichtiger Unterthanen die öffentlichen Einkünfte zu vergrößern. Xenophon zeigt, dieser Zweck lasse sich auch erreichen, wenn man trachte, Athen zum Sitze des Welthandels

zu machen, und wenn man zu dem Ende durch Begünstigung der Schutzgenossen eine möglichst große Anzahl thätiger Handwerker und Künstler in das Land zöge, welche dem Gemeinwesen wie durch Entrichtung des Schutzgeldes so und noch mehr durch Belebung der Betriebsamkeit Gewinn bringen würden. — Dieses alles wohl erwogen, fragt sich, was Böckh'en berechtigte, dem Xenophon eine so spöttische Zurechtweisung zu ertheilen, wie er II, 148. thut, wo es heißt:

»Uns gemahnt dieß beynahe, als hätte einer vor der Erhebung der Israeliten zu Staatsbürgern also zu den Deutschen gesprochen: »Die Schutzjuden sind nützliche Einwohner, denn sie geben Schutzgeld, nähren sich selber und empfangen keinen Sold vom Staate; man muß sie daher vermehren und begünstigen, indem man sie von allem Ehrenrührigen und vom Kriegsdienste befreyet, da es ohnehin besser ist, daß die Deutschen allein als mit Juden untermischt zu Felde ziehen, und es den Deutschen zur Ehre gereichen würde, im Kriege mehr auf sich selbst als auf die Juden zu vertrauen; auch müssen sie zu ritterlichen Ehren zugelassen und das Recht des Grundeigenthums ihnen ertheilt werden; man setze Judenbeschützer an und überhäufe die mit Ehrenbelohnungen, welche recht viele Juden in das Land ziehen; hiedurch werden sie wohlgesinnter werden, und alle Juden sich um die deutsche Schutzgenossenschaft bemühen.« — Folgten die Athener Xenophon's Rathe, so war Athen's Wohlstand sogar von innen gefährdet. Die Bürger führten dann einen ewigen Krieg allein, und fielen in den Schlachten umher, während die Schutzgenossen ihr Leben im Sichern hatten. Wurden nicht die edlen Geschlechter, ungeachtet die Schutzgenossen Krieges-

dienste thaten, allmählich beynahe alle von den Kämpfen verschlungen?«

Zur Erläuterung des Vorstehenden sey vergönnt zu bemerken: a) Wenn Xenophon der bürgerlichen Reiterey etwa 200 Mann Schutzgenossen beygesellt sehen will: so beabsichtigt er hiebey nicht, diese zu erheben, sondern einzig, jene zu desto regerem Diensteifer anzuspornen, wie aus dem Buche für Reiterobriste IX, 3. ganz deutlich erhellet. b) Das den Schutzgenossen zu bewilligende Eigenthumsrecht soll nur in der Erlaubniß bestehen, innerhalb der Stadt leere Bauplätze mit Häusern zu besetzen, nicht aber in der Befugniß, schon vorhandene Häuser oder gar Landeigenthum zu erwerben, wovon gar nicht die Rede ist. c) Eben die Obrigkeiten, welche für jetzo dienen sollten, den Staat mit Schutzgenossen zu bereichern, würden in der Folge gedient haben, unverhältnißmäßiger Vermehrung derselben nöthigen Falls Grenzen zu setzen. d) Das ewige Kriegführen war es eben, was Xenophon durch die empfohlene Einrichtung verhüten wollte.

Und so sollte mich nicht wundern, wenn manchen gemahnete, Xenophon der Staatsweise sey nicht Schuld daran, daß seine Vorschläge über die athenischen Schutzgenossen Böckh'en den Staatsgelehrten an die weiland deutschen Schutzjuden gemahnet haben.

14) Reit. Obr. I, 19.; IX, 3.

15) Tacit. Jahrb. VI, 6.

16) Plut. Apophth. Montesq. Esprit des loix X, V.

17) A. Des Sokrates Rechtfertigung vor den Richtern.

Wenn ich in einem vor eilf Jahren erschienenen

Werkchen mich für die Echtheit dieser Schrift aussprach: so geschah es, weil die von Valkenaer und Schneider dagegen vorgebrachten Gründe mir zwar bedeutend schienen, aber doch nicht hinreichend. Was diesen für mich gegenwärtig ein entscheidendes Gewicht giebt, ist folgendes von jenen unberührt Gebliebene: §. 30. wird erzählt, der sterbende Sokrates habe geweissagt, seines Anklägers Anytus Sohn werde aus Mangel gehöriger Erziehung in Ausschweifungen und Lasterhaftigkeit verfallen. Hierin nun, fügt der Verfasser hinzu, täuschte sich Sokrates nicht, denn der junge Mensch ergab sich der Trunkenheit, that Tag und Nacht nichts als zechen, und ward zuletzt in den Augen seiner Mitbürger, Freunde und seiner selbst ein völliger Taugenichts. Den Anytus aber brachte des Sohnes schlimmer Lebenswandel und seine eigene Schlechtigkeit in Schande, die nach seinem Tode noch fortdauerte.« Aus dieser Angabe geht hervor, das Büchlein sey erst nach dem Tode des Anytus abgefaßt, und dieser habe den Sokrates geraume Zeit überlebt. Darf ich nun obigen Erörterungen zu Folge annehmen, Xenophon habe die Angedenken, die Haushaltung, das Gastmahl unmittelbar nach des Sokrates Tode hinter einander ausgearbeitet: so ist nicht abzusehen, was ihn bewegen konnte, auf jene umfassende und genügende Rechtfertigung nach wer weiß wie langer Zeit diese höchst dürftige und unbefriedigende folgen zu lassen. Die hieraus entstehende Vermuthung, daß er nicht Verfasser derselben sey, erhebt sich zur Ueberzeugung, wenn man erwägt, daß sie an manchen Stellen mit den Angedenken wörtlich übereinstimmt, als wäre sie daraus abgeschrieben, an andern von Verstößen gegen Sprachrichtigkeit und xenophontische Zier

wimmelt. Demnach wage ich jetzo mit einiger Zuversicht zu behaupten, sie sey dem Xenophon abzusprechen.

B. Athenisches Gemeinwesen.

»Die athenische Verfassung taugt nicht, so fern sie darauf berechnet ist, daß der gemeine Mann sich besser befinde als die Vornehmen; eben dieselbe verdient großes Lob, weil alle ihre Einrichtungen jenem Zwecke vollkommen gemäß sind.« Dieses ist der Hauptgedanke, um welchen vorliegendes Werk sich wendet. Nächstdem tritt darin bedeutend hervor, was es enthält von der Athener Ueberlegenheit im Kriege zu Folge ihrer Seeherrschaft, und wie klüglich sie handeln, zu deren Befestigung und Erweiterung der Flotte die Sorge für das Landheer unterzuordnen. Von dieser Seite seyen sie, wenn auch den Eyländern überlegen, doch, wie sie auch selber recht wohl wüßten, ihren Feinden nicht gewachsen. Hieraus entstehe allerdings der Nachtheil, daß ihr Grund und Boden zur Kriegeszeit der Verheerung ausgesetzt sey. Da jedoch hierunter nur die Gutsbesitzer litten, nicht aber die armen und geringen Bürger: so lege hierauf die Gemeine kein großes Gewicht.

Ein eigenthümlicher Reiz des Buches liegt darin, daß der Verfasser seinen Stoff als einen damals neuen Gegenstand behandelt, der die Aufmerksamkeit in einem hohen Grade beschäftigte, von einem Ende Griechenlandes bis zum andern leidenschaftliche Theilnahme erweckte. Dieser eine bestimmte Richtung zu geben, damit Freund und Feind wisse, wessen man sich zu versehen habe, wo die Athener Fuß faßten, und so über die großen Begebenheiten der Zeit die öffentliche Meinung zu berichtigen und zu lenken, das ist es, was der Verfasser beab-

sichtigte. Nimmt man hiezu die Kriegesvorfälle, auf welche als jedermann gegenwärtige angespielt wird: so entsteht die Vermuthung, daß die Schrift dem ersten Jahrfünft des peloponnesischen Krieges angehöre. Diese Vermuthung gewinnt nicht geringe Wahrscheinlichkeit durch die II, 18. befindliche Stelle, wo es heißt, die Gemeine sehe es zwar gerne, wenn einzelne unter den Vornehmen auf der Bühne verspottet würden, gestatte aber den Komödienschreibern nicht, sie selber lächerlich zu machen. Da nun Aristophanes dieses wirklich thut in den Rittern, deren Aufführung in das J. v. Chr. 424. fällt: so ist, wie es scheint, die Abfassung der Schrift über jenes Jahr hinaufzurücken. Dieses vorausgesetzt, wäre sie sehr merkwürdig als frühester Versuch erörternder Staatsweisheit der Art, worin später bey den Griechen Aristoteles, bey den Neuern Machiavelli und Montesquieu sich hervorgethan haben. Nach dem seit diesem unter uns gangbar gewordenen Sprachgebrauche könnte man sie Geist des athenischen Gemeinwesens benennen.

Was den Verfasser betrifft: so spricht er, von den Athenern redend, bisweilen in der ersten Person der Mehrheit, woraus man aber nicht schließen darf, er sey ein Einheimischer gewesen, da er sich offenbar jener Form nur zur Belebung des Vortrages bedient. Noch weiter, wie mir scheint, entfernen sich von der Wahrheit die, welche aus dem im Werke herrschenden Tone schließen, der Verfasser sey ein in der Verbannung lebender Athener gewesen, der sich durch Verunglimpfung seines Vaterstaats für empfangene Unbill habe rächen wollen. Ich für meinen Theil entdecke von leidenschaftlicher Parteylichkeit, von Spott und Schmähung nirgend eine Spur,

vernehme vielmehr überall die Sprache eines einsichtigen und rechtschaffenen Mannes, der als Fremder eine gewiß nicht kurze Zeit in Athen sich aufhielt, in der Absicht, von dem dortigen Staatsleben durch Beobachtung und unmittelbare Anschauung sich zu unterrichten, und durch Mittheilung des Gefundenen andere zu belehren.

Freylich gehörte er, dem Stande und der Gesinnung nach, der adeligen Bürgerschaft an, wie sich aus II, 20. ergiebt, wo er sagt: »Wer, ohne der gemeinen Bürgerclasse anzugehören, lieber in einem demokratischen als in einem oligarchischen Staate leben will, geht gewiß damit um, zu freveln, wohl wissend, daß es einem Bösewichte in einem demokratischen Staate leichter wird, sich zu verstecken als in einem oligarchischen. Doch bebezieht sich dieses harte Urtheil wohl nicht auf gemäßigte Volksherrschaft wie die solonische war, sondern nur auf zügellose wie die perikleische.

Die Darstellung des Werkes, so weit bey der Verderbtheit des Textes sich davon urtheilen läßt, ist nichts weniger als meisterlich, vielmehr nicht selten von auffallender Unbeholfenheit, daß man wohl sieht, es sey dem Verfasser nur um die Sache zu thun gewesen, aber ganz und gar nicht um Wortschmuck.

Dieß nun sind die Gründe, aus denen ich mit Schneider dafür halte, vorliegende Schrift sey dem Xenophon abzusprechen, welcher zur Zeit ihrer Erscheinung als zweyundzwanzigjähriger Jüngling in der Reiterey diente, und wohl auf das entfernteste nicht daran dachte, je als Schriftsteller auftreten zu wollen.

Was Böckh (I, 48. 344.) beybringt, um diese Meinung zwar nicht zu widerlegen, aber doch wankend zu machen, hat mich darin nur noch mehr befestigt.

Denn angenommen, was ich aber niemals zugeben werde, das Werk lasse sich unter das Jahr des antalcidischen Friedensschlusses hinabrücken: so fiele es ja in eine Zeit, wo durch Xenophon's Bemühung des Thucydides Geschichte sich bereits in Aller Händen befand. Dieser nun, wie überhaupt, so absonderlich in den Reden, welche er dem Perikles in den Mund legt, ertheilt über den Geist des athenischen Gemeinwesens so erschöpfende und umfassende Belehrung, daß es von Seiten seines Herausgebers der auffallendste Mißgriff gewesen wäre, mit einem solchen, als erster Versuch zwar sehr schätzbaren, vergleichungsweise jedoch höchst dürftigen Büchlein hinten drein zu kommen.

Angenommen ferner, was ich aber ebenfalls niemals zugeben werde, das Werk sey eine Spott- und Schmäh-Schrift auf Athen: wie konnte es in diesem Falle zum Verfasser den Xenophon haben, dessen persönlicher Denkart wohl nichts mehr widerstrebt als über so ernste Sachen anders als mit dem höchsten Ernste zu sprechen, des Unxenophontischen in Vortragsweise und Wortausdrucke zu geschweigen.

B. Lacedämonisches Gemeinwesen.

»Wie ist es geschehen, daß Sparta, obwohl von den Staaten Griechenlands einer der am wenigsten bevölkerten, unter ihnen der mächtigste und berühmteste geworden?« Das ist die Frage, deren Erörterung der Verfasser als Zweck seines Werkes ankündigt. Die Ursachen von Sparta's Wachsthum findet er in gewissen uralten lykurgischen Einrichtungen, die er nach einander aufzählt und einseitig preiset, mit Uebergehung alles dessen, was zur Lösung seiner Aufgabe nicht dienet. Gegen

das Ende bemerkt er, daß mit Ausnahme des Königthums es unter jenen Einrichtungen keine gebe, welche nicht Aenderungen erfahren habe und fortwährend erfahre, daß mit der Verfassung auch die Sitte verfallen sey, da an Stelle der altväterlichen Begnügsamkeit, Rechtlichkeit, Heimathlichkeit und Ehrliebe, Ueppigkeit, Gewaltthätigkeit, Ausländerey und Herrschsucht getreten. Wie daher die Griechen ehedem zur Bekriegung ihrer Feinde sich unaufgefodert der Leitung Lacedämon's anvertrauet hätten, so ermunterten jetzo viele einander, der Herstellung seiner Herrschaft entgegenzuarbeiten. Hierüber dürfe sich niemand wundern: denn der gegenwärtigen Lacedämonier Abtrünnigkeit von den göttlichen und lykurgischen Satzungen liege jedem vor Augen.

Aus dieser Inhaltsanzeige geht hervor, mit wie großem Unrecht das Buch in dem Rufe steht, als Gegenstück der angeblichen Schmähschrift auf Athen eine Lobrede auf Lacedämon zu enthalten. Als solche könnte es auch dann kaum gelten, wenn der die scharfe Rüge enthaltende vierzehnte Abschnitt Einschiebsel fremder Hand wäre. Selbst in diesem allerdings nicht ganz unwahrscheinlichen Falle wäre es für nichts mehr und nichts weniger anzusehen, als für einen Versuch, das wahrhaft Preiswürdige der alten lykurgischen Einrichtungen hervorzuheben, um es den Lacedämoniern zur Beachtung vorzuhalten, den übrigen Griechen zur Nachahmung zu empfehlen.

In Ansehung des Verfassers pflichte ich denen bey, welche es dem Xenophon absprechen, aus Gründen, in deren Erörterung ich nur dann glauben würde eingehen zu müssen, wenn jemand die Echtheit des Werkes mit Zuversicht behauptete, und hievon Anlaß nähme, den

Xenophon parteyischer Vorliebe für Lacedämon zu beschuldigen.

Freylich würde es solcher Erörterung weiter gar nicht bedürfen, wenn Böckh (I. S. 48) recht hätte, daß die Echtheit des lacedämonischen Gemeinwesens mit der Echtheit des athenischen stehe und falle. So aber möchte es kaum sich verhalten, da das letztgenannte Werk nicht später als sechs Jahre nach dem Anfange des peloponnesischen Krieges abgefaßt seyn kann, das andere aber mit Inbegriff des vierzehnten Abschnitts nicht früher als nach der Schlacht bey Leuctra, mit Ausschlusse jenes Abschnitts doch nicht früher als nach der Schlacht bey Aegos Potamos, woraus folgt, daß beyde Werke wenigstens zwanzig, vielleicht aber gar funfzig Jahre aus einander liegen.

Allerdings würde dieser Umstand allein gegen die Einheit des Urhebers nichts beweisen. Er empfängt aber großes Gewicht, wenn man dazu nimmt, daß der Verfasser des athenischen Gemeinwesens sich als einen Mann von viel feinerem Verstande und gediegnerer Einsicht kenntlich macht, als der Verfasser des lacedämonischen, in welchem man sich nach scharfsinnigen Bemerkungen, woran jenes so reich ist, vergebens umsieht.

D. Agesilaus.

»Ich weiß, es sey nicht leicht, den Agesilaus in einer seines Verdienstes und Ruhms würdigen Lobschrift zu schildern. Gleichwohl ist es zu versuchen: denn es wäre nicht fein, wenn er als ein vollendet guter Mann eben deßwegen ein geringeres Lob davon trüge.« — Diese Worte leiten vorliegendes Werk ein.

Es besteht aus zwey Haupttheilen. Der erste der-

selben, welcher stellenweise mit der griechischen Geschichte wörtlich übereinstimmt, preiset des Agesilaus Thaten; der andere seine Tugenden, als da sind: Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Maßhaltung, Tapferkeit, Besonnenheit, Liebe zum Vaterstaate und dem gesammten Griechenlande. Die hier vorkommenden einzelnen Züge werden im letzten Abschnitte zu einem Ganzen vereinigt, welches fast aus lauter Gegensätzen bestehet, und sich in streng abgemessenen Wortreihen bewegt nach der Weise, welche Gorgias in die Redekunst einführte, Prodikus und andere Sophisten so sehr liebten.

Nach Inhalt, Anordnung und Darstellung prägt sich dieses Werk vom Anfang bis zur Mitte, von der Mitte bis zum Ende nicht als ein geschichtliches aus, sondern als ein rednerisches, welchem man zwar wissentliche Verfälschung des Thatsächlichen nicht verstattet, wohl aber als ein Recht zugesteht, dasselbe in das günstigste Licht zu stellen, und einseitig zu würdigen. Entschiedene Vorliebe für den Helden, welchen er verherrlichen will, gereichet einem Lobredner so wenig zum Vorwurfe, wie einem gerichtlichen Anwalt Parteylichkeit für seinen Schutzbefohlenen. Für die hieraus entstehenden Täuschungen ist nicht er verantwortlich, sondern einzig die, welche das geschichtliche und rednerische Element nicht zu sondern verstehen. Da der Lobredner als solcher nicht sowohl bezweckt, eine merkwürdige Persönlichkeit vollständig zu erklären, als vielmehr für solche, die sie bereits kennen, zum Gegenstande innigster Theilnahme und höchsten Wohlgefallens zu machen: so darf er die Verschönerung derselben so weit treiben, als ohne offenbare Verletzung der Wahrheit geschehen kann. Denn gleichwie ein Maler, den Gesetzen seiner Kunst gemäß, in Abbildung wirklicher Ge-

stalten nicht allein auf treffende, sondern auch auf schmeichelnde Aehnlichkeit hinzuarbeiten hat: so liegt es in der Natur der schildernden Beredsamkeit, im Loben ihres Gegenstandes über das Verdienstliche hinauszugehen. Die von ihr zu erwartende Treue verletzt sie nur dann, wenn sie ihre Beehrung Unwürdigem zuwendet.

So viel im Allgemeinen über dieses unter Xenophon's Namen vom Cornelius Nepos, Cicero und Plutarch angeführte und auf uns gekommene Werk. Die Echtheit desselben hat, wie ich nicht anders weiß, zuerst in gelegentlichen Anmerkungen zu den Memorabilien, dem Herodot und des Euripides Bruchstücken Valckenaer angefochten aus Gründen, deren einer von der berührten wörtlichen Uebereinstimmung zwischen Stellen der beyden ersten Kapitel und der griechischen Geschichte hergenommen ist. Diesem setze ich das X, 3. Befindliche entgegen, wo es heißt: »Niemand halte deßwegen, weil der Gepriesene todt ist, diesen Vortrag für eine Trauerrede, vielmehr für eine Festrede. Denn nichts anderes als was er lebend von sich vernahm, wird jetzo über ihn gesagt. Und was liegt der Klage ferner als ein ruhmvolles Leben und ein später Tod? Was ist einer frohen Feyer würdiger, als der Siege schönste, als der Thaten ehrenwertheste?«

Hieraus glaube ich schließen zu dürfen, das Werk sey unmittelbar nach des Agesilaus Tode, da dieser noch Gegenstand innigster Rührung war, abgefaßt worden. Damals aber, wie ich oben (S. 118. f.) gezeigt zu haben glaube, war Xenophon's griechische Geschichte zwar größten Theils schon ausgearbeitet, aber noch nicht erschienen. Folglich konnte niemand etwas mit wörtlicher Genauigkeit daraus entlehnen, außer dem Xenophon

selber. Dieser aber konnte es um so getroster, weil es keinem der Leser, welche er zunächst im Auge hatte, merklich ward; und er that es vermuthlich um so lieber, weil ihm der geschichtliche Theil der Lobrede Nebensache war, dem folgenden Sittengemälde nur zur Grundlage dienen sollte. Was also dem Valckenaer die Echtheit verdächtig machte, scheint dieselbe zu verbürgen. Anlangend aber die kunstprangende Vortragsweise, welche jener Gelehrte mit der edlen Einfalt des xenophontischen Geistes unverträglich fand, so galt diese (wie unter Anderm aus Cic. Redner 12. erhellet,) als eine für die schildernde Beredsamkeit einmal feststehende Darstellungsform. In welchem Maße Xenophon derselben Meister war, zeigt seine dem Prodikus nachgebildete Erzählung vom Herkules. Warum sollte er sie dem Agesilaus zu Liebe nicht anwenden, wenn sie ihm für seinen Zweck, diesen zu verherrlichen, dienlich schien? Aber freylich! eben diese unbedingte Lobpreisung ist für Valckenaer'n der Hauptstein des Anstoßes, da seiner Meinung nach Xenophon schwerlich über sich gewinnen konnte, eben den Agesilaus, an welchem als Feldherrn und Menschen er in seiner Geschichte so manches tadelt, in einer eigenen Schrift als einen fehllosen, als einen vollendet guten Mann zu schildern. Allein dieser scheinbare Widerspruch hebt sich von selbst, wenn man erwägt, daß dort der Geschichtschreiber, hier der Redner spricht, und daß Agesilaus ungeachtet dessen, was jener an ihm rügt, des Trefflichen genug übrig behielt, um von diesem als Muster der Nachahmung aufgestellt werden zu dürfen.

Einen trifftigeren Zweifelsgrund bietet bey'm ersten Anblick der Umstand dar, daß Xenophon bey des Agesilaus Tode sich bereits in einem Alter von fünfundacht-

zig Jahren befand, und daß gegen die Empfindungsweise, welche man bey einem so hoch betagten Greise vorauszusetzen pflegt, die im Werke herrschende Jugendlichkeit stark absticht. Aber, warum sollte nicht vom Xenophon selber gelten, was am Ende der Lobschrift dem Agesilaus nachgerühmt wird, er stehe als ein seiner Art einziges Beyspiel da, daß zwar die Leibesstärke altere, die Geisteskraft herrlicher Männer aber unalternd sey. Das hierüber so schön Gesagte gewinnt nicht wenig an Reize durch den Gedanken, daß es ein fünfundachtzigjähriger Jüngling ist, der einen im achtzigsten Jahre dahingeschiedenen wegen unerschöpft gebliebener Kraftfülle glücklich preiset. Gerne theilte ich die vortreffliche Stelle in einer Uebersetzung mit, aber ich vermag es nicht: denn die Schwierigkeit, welche sie, wie die ganze Schrift, einer Verdeutschung entgegenstellt, ist von eben der Beschaffenheit und Größe wie die, welche man bey der Erzählung vom Herkules zu bekämpfen hat. Hiedurch sehe ich in dem Glauben an die Echtheit des Werkes mich bestärkt. Dieser setzt mich mit einem an Verehrung Xenophon's mir gleichen, an Gelehrsamkeit wer weiß wie hoch über mir stehenden Manne in Widerspruch. Ich trage also meine Meinung nicht ohne Schüchternheit vor, doch auf der andern Seite mit Getrostheit, weil meiner Ueberzeugung nach das Werk nichts enthält, wodurch es Xenophon's sittlichen oder künstlerischen Werth herabsetzen könnte, obgleich ich gern zugebe, daß es weder jenen noch diesen erhöhe, woraus für mich folgt, daß Xenophon in keiner von beyden Beziehungen weder gewinnt noch verliert, man mag es ihm beylegen oder absprechen.

18. »Der von Xenophon nicht mit geschichtlicher

Treue sondern als Musterbild einer gerechten Herrschaft geschilderte Cyrus vereinigt bey jenem Philosophen die höchste Ehrwürdigkeit mit ungemeiner Herablassung. Wohl that unser Africanus, dieses Werk nicht aus der Hand zu legen, weil es keine Pflicht einer gemäßigten und fürsorglichen Regierung giebt, welche es unberührt ließe.« So sagt Cicero (Briefe an Quintus I, 1, 8. Vergl. Tusc. II, 26), In Uebereinstimmung mit ihm sieht auch Dionysius in diesem Cyrus das Musterbild eines guten und glücklichen Königs (An d. Pomp S. 777. Ausg. Reiske). — Von diesen Urtheilen ausgehend zeigt Sainte-Croix in einer hinter Schneider's Ausgabe befindlichen Abhandlung, wie geflissentlich Xenophon selbst darauf ausgehe, sein Werk als ein großen Theils erdichtetes zu bezeichnen.

19) Herodot und Thucydides sind reich an Sittengemälden, der eine von Völkerschaften, der andere von Staaten und Parteyen. Die bey diesem I, 138 und VI, 15. vorkommenden Schilderungen einzelner Personen haben ein von den xenophontischen ganz verschiedenes Gepräge.

20) Die neuerdings von Dahlmann wieder aufgestellte Behauptung, Thucydides müsse das Jahr v. Chr. 396 überlebt haben, entkräftet Göller (Thuc. I, 9). Hierunter aber leidet meine Vermuthung nicht, die sich darauf stützet, daß Thucydides die Ausarbeitung des Werkes erst nach 404 v. Chr. begann, und daß diese, der man die sorgsamste Kunstbeflissenheit in jeder Sylbe anmerkt, der Natur der Sache nach nur sehr langsam fortschreiten konnte.

21) I, 1, 22. II, 103. III, 116. IV, 104. V, 135.

22) Was in den Augen alter und neuer Kunstrichter dem Xenophon die Ehre erwarb, dem Herodot und Thucydides zur Seite gestellt zu werden, war keinesweges vorzugsweise oder gar ausschließend die Anabasis, sondern nicht weniger als diese das vorliegende Werk. Um so auffallender sind die herabsetzenden Urtheile, welche dasselbe von Seiten seines künstlerischen und sittlichen Werths in den vier letzten Jahrzehenden unter uns erfahren hat. Die Bahn hierin brach Wolf in seinem an Schneider gerichteten und in dessen erster Ausgabe der Hell. von 1791 befindlichem Sendschreiben, wo es heißt: «Mich hat, die Wahrheit zu sagen, was ich freylich nicht ohne Gram und Scham thue, dieses xenophontischen Werkes Trockenheit nach einmaliger Verschlingung des Inhalts wegen, von sorgfältiger Lesung immer abgeschreckt.« (Me, ut verum fatear, quamquam pudet pigetque, huius libri Xenophontei siccitas, quum semel eam historiae causa devorassem, semper postea a diligentiore lectione absterruit. S. 126).

Hiedurch, wie er selber sagt, beherzt gemacht, ließ eilf Jahre später Manso sich folgender Maßen vernehmen: Er (Xenophon) hat endlich, so gut wie der erste (Thucydides) die Achtung des Alterthums für sich. Der einzige Verdacht, der ihn trifft ist, daß er eine Vorliebe für Sparta hege. Indeß scheint diese sich mehr auf den wirklich edlen Agesilaus, seinen innigen Freund und Gefährten auf der Bahn der Ehre, einzuschränken, als auf Sparta überhaupt auszudehnen. Möchte er nur seinem großen Vorgänger Thucydides in der historischen Kunst und Ausführlichkeit nicht weiter nachstehen als in dem Streben nach Wahrheit. Allein jenem viel umfassenden kräftigen und tief eindringenden Schriftsteller

gegenüber, ist er nicht viel mehr als ein trockener Annalist, an dessen von Fehlern vielleicht freyere aber dafür auch an Schönheit ärmere Schreibart ich mich nur mit Mühe gewöhnt habe.« (»Ich weiß, daß ich hier ein dreistes Wort sage, indeß bin ich nicht der einzige, der so empfindet. Ein weit größerer Kenner des Alterthums Hr. Wolf urtheilt nicht anders«). (Sparta II, 393—394). Drey Jahre später äußerte sich derselbe Manso theils günstiger theils ungünstiger wie folget: »Das Lob, das die beyden ersten Bücher seiner griechischen Geschichte, von Seiten der richtigen Anordnung und sorgfältigen Darlegung und Entwickelung der Begebenheiten verdienen, gebührt den fünf letzteren in gleichem Maße und es fehlt so viel, daß ich ihm einen von den griechischen und römischen Historikern, die den Zeitraum, in welchem Agesilaus lebte und wirkte, entweder ganz oder theilweise umfassen, vorziehen sollte, daß ich nicht einmal einen neben ihn zu stellen weiß. Diese Ueberzeugung hat mich indeß nicht abgehalten, die beyden übrigen Drittel seines Werkes mit vorsichtiger Prüfung und steter Rücksicht auf seinen berufenen — soll ich sagen, Lakonismus oder Agesilaismus durchzulesen, und wirklich bin ich, ohne finden zu wollen, auf mehrere und bedeutendere Spuren von Parteylichkeit gestoßen, als ich nach den unbestimmten Aeußerungen und sparsamen Hinweisungen seiner Erklärer und Ausleger vermuthete.«

Nachdem er besagte Spuren der Parteylichkeit in einer Reihe sechs Seiten füllender Anführungen nachgewiesen hat, fügt er hinzu: »Zum Glücke sind die Irrthümer, die hieraus für uns erwachsen, nicht sehr gefährlich. Das Wahre kann theils, wenn man aufmerksam genug lieset, und vergleicht, aus dem Xenophon

selbst errathen, theils aus den Zeugnissen anderer Schrift- steller gefunden werden.« (Sparta. III, 2, 5 — 12).

Das mansoische zwischen Laconismus und Agesi- laismus in der Mitte schwebende Zwittergeschöpf ver- wandelt sich unter Letronne's Augen in Lakonomanie (La- konersucht), welche Xenophon durch sein Verhalten an den Tag gelegt haben soll.

Creuzer, welcher diese Seite unberührt läßt, rich- tet seine Ausstellungen gegen die getroffene Auswahl der Begebenheiten und gegen die Anordnung, womit er keinesweges zufrieden ist. (Histor. Kunst d. Gr. S. 294 — 296).

Schlosser hält dafür, dem Zwecke der ganzen Ge- schichte gemäß, und eben so in der feinen modernen Manier nehme bald darauf (etwa von der Mitte des dritten Buches ab) die ganze Erzählung den Karakter einer Privatgeschichte des Agesilaus an, so daß man weder die Veränderungen in Athen noch den Druck, welchen Lysander und seine oligarchischen Genossen über ganz Griechenland ausübten, erfahre. So weit wolle er nicht gehen, zu behaupten, Xenophon habe absicht- lich, um die beyden großen Thebaner in Schatten zu stellen, bey der Befreyung von Theben die Rolle des Pelopidas dem Mellon gegeben; deutlich sey aber, daß er den Antheil des Agesilaus an der schlechten Hand- lung des Phöbidas mit dem Mantel der Liebe zudecke, und sich sehr in Acht nehme, die Angelegenheiten des wachsenden Thebens zum eigentlichen Mittelpunkte seiner Erzählung zu machen. Zu der ruhigen, leicht und an- genehm erzählenden Manier, die immer oben hinstreife, nie tief eindringe, gehöre auch der Mangel des Dra- matischen. Dieser Mangel sey indeß nicht überall sicht-

bar, vielmehr enthalte diese Geschichte ungeachtet ihres milden und modernen Tons, nicht selten Stellen, in denen sich die ganze Größe der Zeit offenbare. Vorstehendes befindet sich in Univ. Uebersicht der Gesch. der alten Welt I, 2. S. 153 und 154 als Theil eines umfassenden Kunsturtheiles über den gesammten Xenophon, welches nicht weniger als funfzehn Seiten füllt. — Vergönnt sey, von mehreren Merkwürdigkeiten, die es enthält, nur zwey hervorzuheben, zuerst die, daß jener Gelehrte die Apologie und die beyden Schriften über das athenische und lacedämonische Gemeinwesen unbedenklich als xenophontisch anführt, ohne von den gegen die Echtheit derselben erhobenen Zweifeln Kenntniß zu nehmen, ohne von ihrer Unechtheit die leiseste Ahnung zu haben, zweytens die, daß er sagt, Xenophon verhalte sich zum Thucydides, ungefähr wie Euripides zum Sophokles. Ein hartes Wort nach den Satzungen, die zu einer gewissen Zeit in einer gewissen Kunstschule gäng und gebe waren. Nun aber hat sich neuerdings von eben daher eine sehr bedeutende Stimme zu Gunsten des Euripides vernehmen lassen als dessen, welcher das Gebiet der Tragödie zeitgemäß erweitert habe. — Bey dem steten Flusse, und dem unaufhörlichen Ebben und Fluthen der Tagesmeinungen wäre möglich, daß Euripides aus seiner Erniedrigung, ich will nicht sagen, allmählich emporstiege, sondern sich über den Aeschylus und Sophokles plötzlich hinaufschwänge. In diesem Falle würde Schlosser's Urtheil dem Xenophon trefflich zu Statten kommen, vergleichbar jenem Zauberspeere,

Der eine Wunde, die er selbst geschlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte,

wofern nicht etwa die dem Unglücklichen jüngst beygebrachte tödtlich gewesen.

Was nun aber das pudet pigetque betrifft, welches noch im J. 1791 Wolf'en anwandelte in Erwägung, daß er in seinem Urtheile über vorliegendes Werk mit dem ganzen denkenden Alterthume und mit den feinsten Kunstrichtern und Sprachgelehrten der späteren Jahrhunderte sich im Widerspruch befinde: so ist hievon bey den jetzigen Widersachern Xenophon's keine Spur vorhanden. Vielmehr ist im laufenden Jahre 1829 die Reihe, sich zu schämen und zu grämen, an seine Verehrer gekommen, welche ihre Herzensmeinung nur leise andeuten dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, Modernische, d. i. Heutigstägische genannt zu werden, wohl zu merken, von denen, die sich über das Unwürdige im Geiste der gegenwärtigen Zeit so erhaben dünken, als Xenophon ihrer Meinung nach unter das Würdige im Geiste seiner Zeit hinabgesunken war.

Diese letzte Bemerkung ist Ergebniß folgender Begriffsverknüpfung: Wenn moderne, d. i. heutige Schriftsteller einem alten nachsagen, er sey modern (heutig): so scheinen sie bey'm ersten Anblick ihn für ihres gleichen erklären, also höchlich loben, nicht aber, was sie wirklich beabsichtigen, ihn heruntersetzen zu wollen. Vorgeben, jene strengen Kunst- und Sitten-Richter besäßen ein solches Uebermaß der Demuth, daß sie es jemanden zum Vorwurf machten, der Ihrigen einer zu seyn, hieße die Verläugnung der Menschenkenntniß auf die Spitze treiben. Offenbar hat also in ihrem Munde das Wort modern (heutig) zwey Bedeutungen, eine, vermöge deren es etwas Ehrenwerthes, eine, vermöge deren es etwas in der Empfindungsweise und Sinnesart Tadelhaftes

ausdrückt. Sollte nicht der Sprachgebrauch verstatten, das erste dieser beyden Elemente der Heutigkeit, heutigstägig, das andere heutigstägisch zu benennen? Und wäre nicht heilsam, diesen Unterschied geltend zu machen, da es ja wohl keinen Zweifel leidet, daß nicht alles, wodurch die neuere Empfindungsweise und Sinnesart sich von der altgriechischen unterscheidet, verwerflich, nicht alles, was diese auszeichnet, löblich ist? Demnach könnte ein alter Meister ein ansehnliches Maß der Heutigkeit haben, ohne deßwegen heutigstägisch zu seyn, wie gegentheils eine Alterthümlichkeit sich denken ließe, welche nicht sowohl alterthümig wäre als vielmehr alterthümisch.

(»Isch, eine alte Ableitungssylbe, Bey- und Neben-Wörter aus Haupt- und Zeit-Wörtern zu bilden, welche die Bedeutungen der Ableitungsylben ig und icht oder lich in sich vereinigt.«

»Viele (auf diese Sylbe ausgehende) Wörter bezeichnen nur eine nachtheilige Eigenschaft im verächtlichen Verstande, da man denn in manchen Fällen doppelte Wörter dieser Art hat, eines, welches diese verächtliche Eigenschaft ausdrückt, und ein anderes gleichgültiges. Kindisch und kindlich, weibisch und weiblich, herrisch und herrlich, papistisch und päpstlich, richterisch und richterlich.«

»Es erhellet zugleich, das die Sylbe nichts anderes ist als die Ableitungssylben ig und icht, welche in einer zischenden Mundart in isch übergegangen sind. Da diese Aussprache manchen gröbern Mundarten vorzüglich eigen ist: so erhellet daraus zugleich, warum die damit gebildeten Beywörter, die eigenthümlichen Namen ausgenommen, in so vielen Fällen etwas Gemeines und Niedriges haben, daher man viele Wörter dieser Art in der anständigen Schreibart lieber auf andere Art bildet:

abergläubig, argwöhnig, angreifig, anhängig, haushältig, auffahrend, tändelhaft, für abergläubisch u. s. f.«

(Adelung's Wörterbuch II. S. 1399. 1401. 1402.) Diesem gemäß und auch des Wohlklanges wegen möchte mancher vielleicht vorziehen, die beyden Bestandtheile des Heutigen nicht heutigstägig und heutigstägisch zu benennen, sondern kürzer: heutlich und heutisch. (Vergleiche Campe's Wörterbuch zur Verdeutschung fremder Ausdrücke S. 424.)

Dritter Abschnitt.

Ueber Xenophon's Sinnesart und Darstellungsweise.

Ueber Xenophon's Sinnesart könnte ich vielleicht mich begnügen, auf das in der Einleitung entworfene Bild eines feinen und braven Mannes zu verweisen, welches Zug für Zug auf ihn paßt, wenn nicht seine Feinundbravheit eigenthümliche Form und Farbe erhielte durch jene in so hohem Maße ihm inwohnende Frömmigkeit, welche allerdings in den vorigen Abschnitten hie und da hervortritt, aber nicht so bedeutend wie sie sollte, und daher besonders zu betrachten ist.

Mit welchem Rechte sie den Namen eigennütziger Gottesdienstlichkeit, womit seine Widersacher, oder veredelnder Gottseligkeit, womit seine Verehrer sie belegen, verdiene, ergiebt sich vielleicht aus Folgendem:

Ein ewiges, wie der Raum allgegenwärtiges, geistiges Urwesen von höchster Macht, Weisheit und Güte durchdringt, beseelt, regiert die Welt. Von ihm sind die menschlichen Seelen Ausflüsse, durch seine Gnade mit der Kraft zu denken und zu wollen begabt, und hie-

durch fähig, ihm sich zu verähnlichen und zu befreunden, versehen zu dem Ende mit höchst künstlich eingerichteten Leibern, welche bestimmt sind, ihnen als Werkzeuge zu dienen. Für die immerwährenden Wohlthaten, welche die Gottheit uns erweiset, verlangt sie zur Vergeltung nur, daß jeder strebe, nach Vermögen zu thun, was ihr wohlgefällig ist. Nichts aber ist ihr wohlgefällig als was mit den Gesetzen stimmt, welche die Ordnung der Natur regeln und mit dem, welches als Richtschnur für unser Verhalten im Herzen geschrieben steht. Und da ihr geliebet hat, nach Verschiedenheit der Orte, Zeiten und Sitten, sich den Menschenkindern verschiedentlich zu offenbaren: so will sie von jedem verehrt werden gemäß den anerkannten väterlichen Satzungen seines Staates, sofern dieselben nichts enthalten, worüber des Gewissens Stimme Zeugniß der Verwerfung ablegt. Außer der allgemeinen Vorsehung, womit die Gottheit über die menschlichen Angelegenheiten überhaupt waltet, giebt es eine besondere, kraft deren sie durch unmittelbare Eingebung, durch Zeichen und Wunder um Einzelne vorzugsweise in dem Maße sich bekümmert, in welchem diese sich um sie bekümmern 1).

Diese Gedanken enthalten die Hauptstücke des Glaubens, zu welchem Sokrates sich bekannte. Wie nun Platon, sie bis zu ihren ersten Gründen durchforschend, und nach ihrem ganzen Umfange entwickelnd, einen der vollkommensten, an Gediegenheit und Folgerichtigkeit noch unerreicht gebliebenen wissenschaftlichen Lehrbegriff über Gott und Welt bildete: so begnügte sich Xenophon, sie in ihrer Einfachheit von Seiten der Erbaulichkeit sich anzueignen, und für sein Thun und Lassen fruchtbar zu machen.

Da sie von dem herrschenden Volksglauben bedeutend abweichen: so haben wohl die nicht unrecht, welche wie den Sokrates so auch den Xenophon den Freygeistern damaliger Zeit beygesellen. Am Tage liegt ja, daß er unter den Namen Zeus, Apollon, Artemis andere Wesen anbetete als der große Haufe, nicht, wie Homer sie schildert, lüsterne, rachgierige, schadenfrohe Wesen, sondern vielmehr in Personen umgebildete Kräfte und Eigenschaften jenes Urgeistes, dessen unerreichbar hohe Vollkommenheit sich nicht fassen, sondern nur ahnen läßt, und auch ahnen nur, wenn man sie in Gedanken spaltet und theilweise vor die Seele bringt. Natürlich bekam hiedurch auch das Weissagerische in ihm ein edleres Gepräge.

Um in diesem Puncte ihn richtig zu beurtheilen, ist zu erwägen, daß seinem Glauben gemäß die Gottheit besondere Aufschlüsse nicht über alles ertheilt, sondern nur über solches, was außer dem Bereiche menschlicher Einsicht liegt, und nicht allen sondern nur solchen, die sich ihrer Begnadigung werth machen nicht etwa durch Gaben und Opfer, sondern durch Dienstbeflissenheit und unsträflichen Wandel 2).

Während nun wir Aufgeklärten, wenn wir etwas von ungewissem Ausgange unternehmen zweifelnd hin und her schwanken, und erst nach langwieriger und peinlicher Abwägung des Für und Wider einen Entschluß fassen, dessen Vollziehung unsere Erwartung gar oft täuschet, in solchem Falle bedachte Xenophon, daß des Menschen Klugheit nichts ist, wenn sie nicht auf jener Willen droben achtend lauscht, wendete sich getrost an seine unsichtbaren ihn stets umschwebenden Freunde, die Götter, begehrte und empfing ermunternde oder abmahnende

Zeichen und Winke, deren Nichtbeachtung er immer, Befolgung nie zu bereuen Ursache fand 3).

Unmittelbarer Eingebung, wie Sokrates durch begeisternde Aufregung des innern Sinnes so reichlich empfing, hatte Xenophon sich nicht zu erfreuen, aber anderweitiger Offenbarungen durch Träume, Vogelflug, Wahrzeichen in den Eingeweiden der Opferthiere.

Viele nun, wenn sie lesen, Xenophon, der erleuchtete Weise, der große Feldherr sey in den bedeutendsten Angelegenheiten des Lebens zum Thun und Lassen bestimmt worden durch ein Nachtgesicht, durch einen rechts- oder links-hin fliegenden Adler, durch die so oder so gespaltene Leber eines Rindes, erblicken hierin nichts als kindischen Aberglauben. Andere möchten vielleicht vorziehen, eben dasselbe kindlichen Ahnungsglauben zu nennen, wenn sie bedächten, wie viel es beytrug, ihn beherzt zu machen in der Gefahr, bescheiden im Glücke, getrost bey Widerwärtigkeiten, sorgsam in Beachtung aller seiner Beurtheilung vorliegenden Umstände, welchen gemäß er zu sprechen und zu handeln hatte, wie viel es beytrug, ihn je länger je mehr mit der Natur zu befreunden, und seinen Blick zu schärfen für jenen verborgenen Zusammenhang dessen, was ist, was war, was bald zum Werden herannaht.

Ja wohl! läßt unser großer Dichter jenen frommen Mönch ausrufen:

> Ja wohl! Das ewig Wirkende bewegt,
> Uns unbegreiflich dieses oder jenes
> Als wie von Ungefähr zu unserm Wohl,
> Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
> Und wie getragen werden wir ans' Ziel.
> Dieß zu empfinden ist das höchste Glück.

Wenige Menschen sind dieses Glückes in dem Maße theilhaftig geworden wie Xenophon.

Damit aber seine Religion in Vergleichung mit der platonischen niemand zu hoch anschlage, darf ich nicht verschweigen, daß sie eines dieser wesentlichen Bestandtheils ermangelte, des Glaubens nämlich an Fortdauer nach dem Tode. Ihrer so viel ich weiß, erwähnt er nur Ein Mal, und zwar in den Worten, die er dem sterbenden Cyrus hierüber als über etwas Mögliches in den Mund legt. Hieraus läßt sich auf seine persönliche Ueberzeugung um so weniger schließen, da er dort nicht in seinem Namen redet. Nein! jene Sehnsucht, von Stufe zu Stufe in der Natur Geheimnisse tiefer eindringend, mit je länger je mehr wachsender Kraft in die Weltordnung selbstthätig eingreifend, in stets sich erweiternden Schranken dem Wesen der Wesen näher zu kommen — diese Sehnsucht, und die daraus entspringende Erwartung eines jenseit des Grabes neu aufblühenden ewigen Lebens, sie, welche Platon's Frömmigkeit durchdrang, fehlte der seinigen. Bey den starken Geistern unserer Tage gereicht dieses ihm unstreitig zur Empfehlung; bey uns andern aber wohl nicht zum Schaden, da wir nicht darüber zürnen, sondern vielmehr klagen werden, daß eine so vortreffliche Seele des Trostes unendlicher Hoffnung entbehrte.

Aber vielleicht lag gerade hierin der stärkste Antrieb für ihn, nach unvergänglicher Dauer auf Erden zu trachten, und seinen Namen bey'm Menschengeschlechte unsterblich zu machen.

Ruhmliebe ist eine Leidenschaft, welcher verhältnißmäßig nur wenige Menschen Raum geben, und bey den meisten unter diesen trägt sie verderbliche Früchte, da

sie der Selbsterkenntniß vorauszugehen und daher auf Abwege zu leiten pflegt.

Im Xenophon erwachte sie erst, als er schon in des Lebens Reife sich befand, zur richtigen Schätzung seiner Kräfte und zur Erkenntniß seines Berufes gelangt war. Seit dem ward sie in ihm herrschend, und hatte einen gewiß nicht geringen Antheil an dem, was er als Heerführer Herrliches verrichtete, wie auch an dem Vorhaben, durch Stiftung einer Pflanzstadt sich als Gesetzgeber hervorzuthun.

Hätte er dieses ausgeführt: so wäre allem Ansehen nach heut zu Tage wie von einer lykurgischen und solonischen Gesetzgebung so auch häufig unter uns die Rede von einer xenophontischen, als deren Hauptzüge man würde auszuzeichnen haben: eine das Ganze durchdringende in echte Frömmigkeit einweihende Gottesdienstlichkeit, eine auf sokratische Feinundbravheit abzweckende gemeinsame Jugenderziehung, eine demokratische die Volksfreyheit durch Ordnung sichernde Verfassung, innige Verschmelzung der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft durch Veredlung des weiblichen Geschlechtes, damit die Frauen würden, was zu seyn ihnen gebührt, keusche Hüterinnen der Sitte und sanfte Bande des Friedens, sich beeiferend, die Rechte der Natur und des Herzens zu Gunsten des öffentlichen Heils geltend zu machen; nächstdem Einrichtungen, den kriegerischen Geist zu nähren und zu üben, aber vor Ausartung in Eroberungssucht zu bewahren durch Begünstigung der Friedenskünste mit Hülfe einer zahlreichen und gewerbsamen Schutzgenossenschaft, welche den Bürgern das Kleinliche und Lästige des Gewinnbetriebes abnähme, und doch gleichmäßige Verbreitung

des Wohlstandes unter ihnen förderte; endlich Sorge für Feste und Spiele nicht zum Zeitvertreibe sondern zur Erheiterung des Lebens, zur Versittigung und Verschwisterung der Gemüther.

Wohlan! Durch Gründung eines solchen nicht der Willkühr sondern dem Gesetze unterthänigen, freyen, von Gottesfurcht, Ehrbarkeit, Freundschaft und Liebe beseelten Gemeinwesens, welches den Namen Sokratepolis verdient und vielleicht geführt hätte, wollte Xenophon ein immerwährendes Gedächtniß seines Namens stiften. Dieses Glück wurde ihm versagt, und zwar, wenn auch nicht zu seinem Besten doch vielleicht zu unserem, da er an der Spitze eines von ihm in das Leben gerufenen Staates schwerlich darauf gekommen wäre, andere Denkmale seines Geistes zu hinterlassen, wie jene Werke sind, welche durch des Wortes Kraft in so hohem Maße dem Wahren und Guten den Reiz des Schönen beygesellen.

Bilder und Gleichnisse, Spiele des Witzes und der Laune, unerwartete Uebergänge in der Verknüpfung der Gedanken, leuchtende Formen in ihren Wendungen, scharfe und schneidende Gegensätze, tiefgeschöpfte Weisheitssprüche, mannichfaltige Anregung der Aufmerksamkeit bald durch anstrengende Kürze bald durch liebliche Fülle; Prächtigkeit in der Auswahl der Worte, Kühnheit in ihrer Fügung, ergreifende Kraft in ihrer rhythmischen Bewegung — von diesen und ähnlichen Mitteln, deren die Wohlredenheit, die geschichtliche wie die philosophische und diese wie die rednerische, jede freylich auf ihre Weise und innerhalb gesetzter Schranken, sich bedient, um die höchste Wirkung hervorzubrin-

gen, macht die xenophontische keinen Gebrauch, und dennoch weiß sie zu fesseln.

Dieses gelingt ihr zuerst durch die Beschaffenheit des Wortausdrucks, welcher immer und überall edel, schlicht, zart, knapp; nirgend und niemal eng, weichlich, gemein, vornehm, sich dem Inhalte so genau anschmiegt, daß er nicht mehr und nicht weniger sagt als vonnöthen ist, um den Gedanken mit seinen Nebenbegriffen in bestimmten Umrissen sichtbar zu machen, wie Zeichnung eine Gestalt. Welche Kunstweisheit hier wirksam sey, erhellet aus der Schwierigkeit, welche ein Verdeutscher Xenophon's zu bekämpfen hat, ich für meinen Theil unüberwindlich nennen würde, sähe ich sie nicht von Einem besiegt, aber freylich von keinem geringeren als Klopstock. Hätte es diesem gefallen, die ganze Anabasis überzutragen, wie das in den grammatischen Gesprächen enthaltene Bruchstück: wahrlich! er hätte unsere Sprache mit einem Werke feinartiger Wohlredenheit bereichert, an welchem die Meister nie aufhören würden zu lernen.

Der Absicht, welche Xenophon's Darstellung stets vor Augen hat, uns in eine nur so weit erhöhete Gemüthsstimmung zu versetzen, wie wir bedürfen, um den vorgehaltenen Gegenstand klar in das Auge zu fassen, und mit zwar inniger aber ruhiger Theilnahme zu betrachten, ist es gemäß, daß sie in der Gedankenfolge alles meidet, was die Seele mit Heftigkeit und in vielwärts gewendeten Richtungen bewegen könnte.

Daher gleichet sie weder einem in mannichfaltigsten Windungen majestätisch und segenspendend dahin rauschenden Goldflusse, wie die platonische, noch einem to-

senden Bergstrome, dem nichts widersteht, wie die thucydideische, sondern einer in sanften Beugungen zwischen blumigen Ufern dahin rieselnden, lautern, hellen, durchsichtigen Quelle, welche zum Baden und Trinken einladet, und wenn etwa eine kühlende Luft von ihrem Rande her den Wanderer anwehet, diesen in die leiseste und lindeste Berührung mit dem Naturgeiste bringt.

Was den größeren philosophischen Werken so hohen Reiz giebt, ist die gesprächliche Gestaltung und die daraus entspringende Mannichfaltigkeit von Zuständen, Verhältnissen, Schauplätzen, die uns so vor Augen gestellt werden, daß wir nicht allein erfahren, was Sokrates gesagt hat, sondern auch wem, wo, warum; und wie er seine Weisheit, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, nach Zeit und Ort den Umständen anzubequemen wußte. Die in den Unterredungen auftretenden Personen sind nicht, wie die platonischen, künstlerisch umgebildete, sondern nach dem Leben gezeichnete, mit geschichtlicher Treue geschilderte, und doch dabey von so umfassender Eigenthümlichkeit, daß wir unter veränderten Namen sie Tag für Tag um uns her zu sehen glauben, mit Ausnahme freylich der Hauptperson, welche auf die Erde nicht zurückgekehrt ist, den Weisen meine ich, den wir desto froher als einen guten Genius dort walten sehen, je schmerzlicher wir seines gleichen in der Gegenwart vermissen.

Dieser nun redet freylich bey'm Xenophon nicht wie so oft bey'm Platon jene hohe Sprache, welche Göttern geziemen würde, wenn sie eigenmündig uns sich offenbaren wollten, sondern stets, was doch auch nicht zu verachten ist, jene herablassende, allgemein faßliche, wie sie dem wohl ansteht, der sich bestimmt glaubte, die

Philosophie vom Himmel herabzurufen, daß sie in den Wohnungen der Menschen einkehrte, und unter ihnen einherwandelte in Magdgestalt, als Dienerin des allgemeinen Bedürfnisses.

Unter den Reden, welche die geschichtlichen Werke schmücken, rühmt Dio Chrysostomus vorzugsweise die in der Anabasis befindlichen, Dionysius eine aus der Cyropädie 4).

Doch stehen die der griechischen Geschichte eingeflochtenen jenen gewiß nicht an Gehalte nach, wenn auch vielleicht an Lieblichkeit der Darstellung, wogegen sie den Vorzug der Viellautigkeit haben. Denn statt, daß wir in jenen fast nur einen und denselben vernehmen, lassen in diesen sich sehr verschiedene Sprecher hören, jeder in seiner Weise, doch alle ohne Ausnahme in Formen, welche den Meister kenntlich machen, der ihnen die Worte in den Mund legt. Fällt des Thucydides Beredsamkeit wie eine Kriegesdrommete in das Ohr; so schmeichelt die xenophontische wie vermuthlich jene Flöte that, deren Getön die Spartaner auf das Schlachtfeld begleitete, nicht, um ihren Muth zu entflammen, sondern zu mäßigen, daß er nicht ungestüm werde, daß er Fassung behalte.

Xenophon's Darstellung könnte die ihr angerühmten Tugenden sämmtlich besitzen, ohne zu ergreifen wie sie thut, würde sie nicht von einem sittlichen Zartgefühl beseelt, welches dem künstlerischen, das sie belebt, den Liebreiz schöner Natürlichkeit verleihet. Hieraus entspringt jene unnachahmliche Anmuth, welche von denen, die sie zu empfinden vermögen, einstimmig als der unterscheidende Zug der xenophontischen Wohlredenheit gepriesen wird. Da dieselbe so bescheiden ist, daß sie

lieber sich birgt als hervordrängt, daß sie sich nicht anbietet, sondern gesucht seyn will, daß sie nicht gewaltsam anzieht sondern sanft lockt: so läßt sie den gleichgültig, welcher den Werth eines Redewerkes abmißt nach der ihm inwohnenden Kraft, hinzureißen, zu erheben, zu entflammen, die Seele in ihrer innersten Tiefe zu bewegen. Ein solcher kann kaum anders als den Xenophon bald trocken bald wässerig, und in jenem Falle wie in diesem, fade und langweilig finden. Hieraus erklärt sich, warum derer, die ihn lieben, überhaupt und besonders heut zu Tage nur wenige sind, dieser wenigen aber keiner, der ihn nicht innig, treu und zärtlich liebe 5).

Sollte gegründet seyn, was theils ausdrücklich gemeldet, theils angedeutet wird, Platon's und des Thucydides Gesichtsbildung, Wuchs und Gebehrde hätten ihrer Darstellungsweise geglichen; so müßte jener in seiner persönlichen Erscheinungsart etwas unerreichbar Hohes, um nicht zu sagen, Uebermenschliches gezeigt haben, dieser dagegen etwas Medusenhaftes, eine furchtbare, schreckende Grazie. Den Xenophon haben wir uns vorzustellen als den schönsten Mann seiner Zeit, der, wenn er bey'm Becher unter Freunden sokratisch scherzte, nicht weniger lieblich anzuschauen war als stattlich, wenn er in Feldherrnrüstung zum Heere sprach, oder auf seinem Prachtrosse einhertrabte, und als ehrwürdig, wenn er im Priesterschmucke am Altare betend opferte.

Anmerkungen und Nachweisungen zum dritten Abschnitte.

---

1) Anged. I, 3. (§. 3) 4; IV, 3. Vielleicht waren es diese oder ähnliche Stellen, welche dem Johannes Müller vorschwebten, als er einst im Jahre 1795 in einer Anwandlung von Unmuth über die damaligen Glaubensneuerer seinem Bruder schrieb: »Da will ich bey weitem lieber ein Athenienser oder ein alter Römer als so ein Christ seyn. Sokrates hatte weit mehr Christussinn als diese seynsollenden Verkündiger seines Namens (VI, S. 42). Sehr sokratisch-xenophontisch ist auch das Bekenntniß, welches eben derselbe von seinem Glauben an die Vorsehung ablegt, wenn er sagt: »Ich habe nicht von dem Papiere, das vor mir liegt, eine festere ausharrlichere Kenntniß als von der allerspeciellsten Leitung meiner Sachen durch Gott.« — — »Ich finde, daß dieser Glaube das Salz des Lebens, der Anker der edelsten Hoffnung ist, so wie überhaupt Erfahrung und Gefühl den wahresten Grund der Religion ausmachen« (Ebend. S. 84). Ueber den in den Anged. I, 4. §. 8. ausgesprochenen Lichtgedanken sind zu vergleichen Cic. v. Wesen der Götter II, 6.; III, 11. u. M. Aurel. IV, 4.

2) Anged. I, 1.

3) Siehe im Gastmahl (IV, 46—49.) des Hermo-

genes Rede, welche unstreitig Xenophon's persönliche Ueberzeugung ausspricht.

4) Dio Chrys. XVIII, S. 257—258. Dionys. Rhet. S. 302. u. 358. — Ausg. v. Reiske.

5) Wenn Dionysius im zehnten Abschnitte von der Wortstellung sagt, in Beziehung hierauf sey Herodot's Darstellung lieblich und schön zugleich, des Thucydides schön aber nicht gar lieblich, Xenophon's im höchsten Grade lieblich, im Allgemeinen aber nicht hinreichend schön: so würde man irren, hieraus zu schließen, jener Kunstrichter wolle dem Xenophon nur anmuthige Hübschheit zuerkennen, eigentliche Kunstschönheit absprechen, da er, wie aus dem Anfange des folgenden Abschnitts ganz deutlich erhellet, in diesem Zusammenhange unter *κάλλος* die hohe Schönheit versteht, unter *ἡδονὴ* die gefällige. Und so stimmt er vollkommen mit dem, was Cicero meint, wenn er vom Xenophon sagt, er sey zwar süßer als Honig aber für das Gelärme des Marktplatzes gar nicht geeignet, er stehe in dem Rufe, daß durch seinen Mund die Musen geredet haben; wenn er ihn, mit dem Kallisthenes vergleichend, den milderen und süßeren nennt; wenn er seine Vortragsweise mit dem Namen der zarten bezeichnet (Redner 9. 19. vom Redner II, 14.; Brutus 35.

Feiner als beyde schildert ihn Quintilian in den bekannten Worten: Quid ego commemorem Xenophontis jucunditatem inaffectatam, sed quam nulla consequi affectatio possit? ut ipsae sermonem finxisse Gratiae videantur, et quod de Pericle veteris comoediae testimonium est, in hunc transferri justissime possit, in labris ejus sedisse quandam persuadendi Deam (Inst. X, 1, 82.).

In dem, was ich mit Rücksicht auf diese Worte

oben (S. 2) sagte, die dem Xenophon eigene Lieblichkeit sey unnachahmlich, weil sie aus dem Innersten seiner wohlgeordneten Seele quelle, meine ich auf Beystimmung des Urtheilsfähigen rechnen zu dürfen, wenn ich jetzt hinzu füge, wie weit ich entfernt bin, den von Xenophon's Meisterschaft der Kunst gebührenden Antheil zu verkennen, da ja die bey aller Ungezwungenheit nirgend sich verläugnende gemessene Haltung seiner Darstellungsweise genugsam zeigt, daß er wie in den Künsten der Jagd, des Reitens und des Krieges, so auch in der Wohlredenheit regelkundig und regelfest war, und sich des lernbaren Bestandtheils derselben, so weit dieß damals geschehen konnte, bemächtigt hatte. Ob er hierin außer dem Sokrates nur sich selber zum Lehrer gehabt habe oder noch andere, etwa den Prodikus, wie Philostratus, oder den Isokrates, wie Photius meldet, läßt sich wohl nicht bestimmen.

Schluß.

»Noch lebt und wirkt (oft mehr als anfangs), und so lang die Welt steht, wird wirken, was große Seelen, ohne andere Macht als die Sympathie der Guten, zu Emporhaltung, Führung und Begeisterung der Gemüther in unsterbliche Werke niedergelegt.« So sagt Johannes Müller. Nachdem er hierauf einige der alten Meister gerühmt hat, unter diesen auch den Xenophon, fügt er hinzu:

»Es giebt unempfängliche Zeiten; aber was ewig ist, erlebt immer seine Zeit« (Schw. Gesch. (V, S. 167).

Unstreitig würde, der diese Worte schrieb, urtheilen, daß in einer Zeit, wie die, welche ihm vorschwebte und noch nicht vorüber ist, für alterthümliche Feinund-bravheit nur bey wenigen Empfänglichkeit anzutreffen seyn würde. Hierin lag für mich ein Antrieb, von derselben im Xenophon ein hellleuchtendes Beyspiel aufzustellen, nicht allein zur Schau, sondern zu gerechter Würdigung des Mannes, mit dessen Ehre des Sokrates

Ehre, wie mit dieser die Ehre der Philosophie steht und fällt.

In welchem Maße mein Streben Billigung verdiene, und seinen Zweck erreicht habe, hierüber unterwerfe ich mich dem Richterspruche des einsichtigen und unparteyischen Lesers, vor dem kein Ansehen der Person gilt.

Anhang,

enthaltend mit Anmerkungen begleitete Hauptstücke und Nebensätze aus der unter B. G. Niebuhr's kleinen historischen und philologischen Schriften befindlichen Abhandlung über Xenophon's Hellenika, nebst Erörterungen einiger Puncte der dazu gehörigen Nachschrift.

Vorwort.

Hätte der berühmte Verfasser die genannte Abhandlung von der gewiß nicht allein für die Mitwelt bestimmten Sammlung tiefgelehrter Forschungen ausgeschlossen: so konnte das für einen stillschweigenden Widerruf derselben gelten, wogegen er sie durch die Aufnahme den Nachkommen als dauerndes Besitzthum übergeben zu wollen scheint. Dieses bewegt mich, meinem anfänglichen Vorsatze zuwider, den vorstehenden Mittheilungen über den

Xenophon diesen Anhang beyzufügen, mit dem Wunsche, den ich aber kaum in Hoffnung zu verwandeln wage, mein edler Gegner möge nicht verschmähen, in die zur Sprache gebrachten Streitfragen mit gewissenhafter Gründlichkeit einzugehen. Denn mit dem gegenwärtigen Kampfe über den Xenophon verhält es sich anders als mit dem früheren über den Platon. Dieser läßt sich auf eine für beyde Theile ehrenhafte Weise abbrechen, wogegen jener ohne mein Zuthun eine Wendung genommen hat, daß er ausgefochten werden muß, bis er auf der einen Seite mit Sieg, auf der andern mit Niederlage endet.

Erster Abschnitt.

I.

Erstes Hauptstück.

Xenophon's griechische Geschichte ist zu betrachten als bestehend aus zwey ganz verschiedenen und zu sehr verschiedenen Zeiten geschriebenen Werken, der Beendigung des Thucydides und den Hellenicis (S. 464.). Es ist gewiß nicht zu zweifeln, daß er die beyden ersten Bücher (welche jene enthalten,) in der Zeit schrieb, welche zwischen der Rückkehr der Zehntausend und des Agesilaus Zurückberufung aus Asien verfloß (S. 467.); die fünf folgenden nach dem Anfange der Ol. 106. (S. 465.). »Wer dieses beherzigt hat, dem wird nun die Verschiedenheit der Gesinnung bestimmter klar werden, die in den beyden Theilen des Werks obwaltet. In den beyden ersten Büchern herrscht gerechte Beurtheilung Athen's, der oligarchischen Tyranney, des Muths und der Klugheit, womit Thrasybulus und die Ausgewanderten die rechtmäßige Verfassung herstellten, der ehrwürdigen Mäßigung und Gewissenhaftigkeit, womit der Demos seinen Sieg anwendete. Thrasybulus Rede an die vorgeblichen Aristokraten sagt Alles, was der herzlichste Freund des athenischen Volks fordern kann, und offenbar als des Schriftstellers Ueberzeugung. Hingegen in den fünf letzten begegnet allenthalben die hassenswürdige Tücke des Renegaten, der

in seiner ärgerlichen Vergötterung des spartanischen Mumienwesens ergraut, und seiner Mutterstadt nur dann nicht feindselig ist, wenn sie sich für Sparta hingiebt, — mit einem Edelmuthe, welchen anzuerkennen ihm auch nicht einfällt« (S. 466. 467.).

Anmerkungen.

1) Ich schmeichle mir, oben (S. 51—57.) bewiesen zu haben, daß über den Xenophon das Verbannungsurtheil gleich nach beendigtem Feldzuge einige Wochen vor Uebergabe des Heeres an den Lacedämonier Thibron ausgesprochen, und jedermann weiß, daß es vor der Schlacht bey Mantinea wieder aufgehoben wurde, folglich höchstens siebenunddreyßig Jahre in Kraft blieb.

Verfaßte er nun der aufgestellten Behauptung zu Folge die ersten beyden Bücher in der Zeit, welche zwischen der Rückkehr der Zehntausend und des Agesilaus Zurückberufung aus Asien verfloß, die fünf folgenden aber nicht früher als seit dem sechsten Jahre nach der Schlacht bey Mantinea: so fiele die Abfassung jener in die Zeit der Verbannung, die Abfassung dieser in die Zeit seiner bürgerlichen Herstellung. Wenn nun in Absicht seiner vaterländischen Gesinnung zwischen den beyden Haupttheilen des Werkes der gerügte Unterschied vorhanden wäre: so gewönne es ja das Ansehen, als hätte die Verbannung ihn gegen Athen gerecht und liebreich, die Aufhebung derselben feindselig und tückisch gemacht. So etwas anzunehmen wäre doch beynahe ungereimt. Demnach müßte besagte Gesinnungsverschiedenheit einen andern Grund haben. Ein solcher aber läßt sich nicht ausfindig machen. Dieses führt auf die Ver-

muthung, sie sey gar nicht vorhanden. Diese Vermuthung erhebt sich zur Ueberzeugung, wenn man sich dem oben (S.124-130.) Gesagten zu Folge erinnert, daß seine strengsten Urtheile über Athen sich in dem zweyten Buche befinden, die strengsten über Lacedämon in den drey letzten. Hiezu kömmt, daß nach der aufgestellten Behauptung jene angeblich heimtückischen Bücher ungefähr gleichzeitig wären mit den Werken über die Einkünfte und über die Reiterey, welche in jeder Zeile die lauterste und innigste Vaterlandsliebe athmen, woraus folgen würde, er habe nach Lust und Laune bald den Freund bald den Feind seines Volks zur Schau getragen, ohne Scheu, sich als Zweyzüngler an den Pranger zu stellen.

Die Wahrheit ist, daß er obigen (S. 118—120.) Erörterungen zu Folge von den sieben Büchern der Geschichte die ersten beyden gewiß, die folgenden vier höchst wahrscheinlich während der Verbannung schrieb, das letzte aber zuverlässig nach Aufhebung derselben; daß aber dieser Wechsel seiner bürgerlichen Verhältnisse keinen Einfluß auf die in dem Werke sich aussprechende Gesinnung gehabt hat. Demnach wäre die den fünf letzten Büchern vorgeworfene Parteylichkeit für Lacedämon und gegen Athen nichts als ein aus irriger Voraussetzung von der Zeit und der Ursache seiner Verbannung entsprungenes Blendwerk.

In diesem nun hätten wir ein merkwürdiges Beyspiel vor uns, daß es Zustände und Gemüthsstimmungen giebt, in denen der hervorragendste Geist gerade ist wie unser einer, ich meine mich und meines gleichen, die Mittelmäßigen, die wir ja wohl aus vielfältiger Erfahrung wissen, wie oft es uns begegnet, daß, wenn unser Kopf

eben wärmer ist als hell, wir nicht Vorhandenes sehen, wirklich Vorhandenes nicht sehen.

2) Es thue, um die Gebrechen der Zeit zu heilen, noth, die heillose Kriegeslust zu bändigen, die unglückselige staatsbürgerliche Vielgeschäftigkeit zu beschränken, zu dem Ende Kunstfleiß, Handel und Gewerbe zu beleben, hiedurch möglichst Vielen zur Gründung eines tüchtigen Hausstandes behülflich zu werden, und so der Sorge für die öffentliche Angelegenheit in gehöriger Pflege der eigenen persönlichen eine feste Unterlage zu geben — dieses ist in Xenophon's Staatsweisheit einer der leitenden Hauptgedanken, der überall hervortritt und mit ganz besonderer Stärke in dem Hieron und den Geldquellen. Mit welchem Scheine des Rechtes darf man ihm denn vorwerfen, in ärgerlicher Vergötterung des spartanischen Mumienwesens ergrauet zu seyn, da ja von diesem die Richtung, welche er der Thätigkeit der Menschen geben wollte, den schärfsten Gegensatz bildet?

3) Die erwähnten Beweise edelmüthiger Hingebung Athen's für Sparta müßten in den eilfjährigen Zeitraum zwischen dem Frieden und der Verbündung mit Theben fallen. Was damals die Athener für die Lacedämonier thaten, bestand unter andern darin, daß sie ihnen in dem Kriege gegen die persischen Statthalter dreyhundert Reiter stellten. Dieses aber thaten sie nicht aus Edelmuth sondern aus Schuldigkeit, da sie ja im Frieden Heeresfolge angelobt hatten. Die Gemeine erfüllte ihre Pflicht in Entsendung jener Dreyhundert, welche unter den Dreyßigen gedient hatten, froh, derselben sich zu entledigen, in Hoffnung, sie nicht wiederkehren zu sehen. Wo steckt hier etwas Verdienstliches, dessen

Nichtanerkennung irgendwem zur Last fallen könnte? Hieraus schließe ich, daß der vom Verfasser dem Xenophon gemachte Vorwurf sich auf dessen Bericht über diese Truppenstellung nicht beziehen könne 1).

Sollte er etwa auf die berühmte Rückzahlung der hundert Talente zielen? Mit dieser hat es folgende Bewandniß. —

Während Thrasybulus mit den Ausgewanderten den Piräus besetzt hielt, wurden die Dreyßig, welche nach Eleusis entwichen waren und ihr aus dreytausend der angesehensten Bürger bestehender Anhang auf Lysander's Vorschlag von Lacedämon zur Bestreitung der Kriegeskosten durch ein Darlehn von hundert Talenten (135,000 Thlrn.) unterstützt. Als nun unter Vermittelung des Königs Pausanias jener Vergleich geschlossen wurde, in dessen Folge beyde Parteyen ewiges Nichtgedenken des Geschehenen beschworen, verlangten nach hergestellter Ordnung die Lacedämonier ihr Geld zurück. Die Rechtmäßigkeit der Foderung bestritt niemand. Es entstand nur die Frage, wer Zahlung zu leisten habe, ob die Minderheit, welche die Summe entlehnt hatte oder die Gesammtheit, zu deren Unterjochung sie verwendet werden sollte. Die Gemeine nach Anhörung ihrer Redner, welche theils für das eine theils für das andere stimmten, erklärte die lacedämonische Foderung für eine Staatsschuld, welche aus der öffentlichen Kasse zu tilgen sey. Isokrates und Demosthenes ermangeln bey Gelegenheit nicht, diesen Beschluß nach Verdienste zu preisen, aber nicht als eine Handlung der Großmuth gegen Lacedämon sondern als Zeugniß der bürgerlichen Einmüthigkeit, deren Störung zu befürchten war, falls man jene Last der Minderheit aufbürdete 2).

Wenn nun Xenophon des Darlehns als eines wichtigen Ereignisses gedenkt, die Rückzahlung als ein für die gesammte Griechengeschichte bedeutungsloses unerwähnt läßt: so könnte wohl niemand ihm diese Verschweigung als Lieblosigkeit gegen Athen auslegen, ohne sich selber dem Verdachte der Lieblosigkeit gegen ihn auszusetzen.

Hievon war der Verfasser gewiß weit entfernt, woraus ich schließe, daß er bey Niederschreibung der Schlußzeilen des ersten Hauptstücks an die Geldzahlung eben so wenig gedacht wissen will, wie an die berührte Truppenstellung, sondern daß er etwas anderes im Sinne gehabt hat. Aber was denn? Ich weiß es nicht.

II.

Nebensatz.

»Es hat die höchste Wahrscheinlichkeit, daß er (Xenophon) sich vor dem Seetreffen bey Knidus eine Zeit lang zu Athen aufhielt, und vor den Augen seiner Mitbürger wandelte, als er jene zwey Bücher der Ergänzung bekannt machte; daß er sie als solche gleich Anfangs an die thucydideischen fügte« (S. 467. u. 468.).

Anmerkungen.

Wurde meinen obigen Erörterungen zu Folge Xenophon bereits fünf Jahre vor der Schlacht bey Knidus verbannt: so konnte er sich um diese Zeit nicht in Athen aufhalten. Abgesehen hievon, wäre es nicht mit seiner

Besonnenheit unvereinbar, daß er damals, unter den Mitbürgern einherwandelnd, mit einem Buche seiner Hand hervorgetreten wäre, welches in Erzählungen von der Wuthherrschaft und der Befreyung die herbesten Erinnerungen schmerzlichst aufregen mußte? Abgesehen auch hievon, wie konnte er jenes Werk als Ergänzung des Thucydides schon damals an das Licht stellen, da dieser zur Zeit der Schlacht bey Knidus vermuthlich noch lebte oder erst kurz vorher gestorben war? Doch, abgesehen selbst von diesem Umstande, wie konnte er als Ergänzung des Thucydides ein Werk herausgeben, welches über das von diesem sich gesteckte Ziel weit hinaus reichte?

Hiebey habe ich in Gedanken, daß Thucydides (V, 26.) ausdrücklich sagt, seine Geschichte nur fortgeführt zu haben bis zur Niederreißung der langen Mauer Athen's und bis zur lacedämonischen Besetzung des Piräus. Folglich ist von dem xenophontischen Werke als Ergänzung des Thucydides nur das erste Buch anzusehen nebst etwa der Hälfte des zweyten. Alles, was von diesem der größte Theil des dritten und der vierte Abschnitt enthalten, behandelt Ereignisse, die Thucydides von seinem Plane ausgeschlossen hatte.

Was nun mit Nichtbeachtung so einleuchtender Gründe der Verfasser zur Unterstützung seiner Meinung aus der bibliotheca graeca und aus dem Marcellinus beybringt, ist so schwankend und unbestimmt, daß ich dafür halte, hierauf nicht eingehen zu dürfen.

Statt dessen sey vergönnt, über sein Verfahren in den Zeitbestimmungen einiges zu sagen.

Xenophon nämlich erwähnt in dem vorletzten Abschnitte des sechsten Buches einschaltungsweise eines Ereignisses, welches in das neunzigste seiner Lebensjahre

fällt. Hieraus folgt doch wohl nur, daß der Geschichtschreiber bereits sich in so hohem Greisesalter befand, da er jene Einschaltung niederschrieb. Der Verfasser aber schließt daraus, er habe das damals schon geendete Werk damals erst angefangen. Hiemit nun will der Schluß des zweyten Buches nicht stimmen, wo von einem in Xenophon's vierundvierzigstes Lebensjahr fallenden Ereignisse die Rede ist in einer Ausdrucksweise, welche nach Ablaufe von anderthalb Menschenaltern nicht passend gewesen wäre. Der Verfasser nun, statt anzunehmen, was sich als das Natürlichste darbietet, Xenophon habe sein Werk, wie Thucydides, und wie Er, der Verfasser selber seine römische Geschichte, allgemachlich entworfen und ausgeführt, mit Vorbehalt höchstens vollendender Ueberarbeitung bis zuletzt, zieht vor, dasselbe in zwey Stücke zu zerreißen, und das mit dem zweyten innigst zusammenhangende dritte Buch von jenem durch eine vierzigjährige Kluft zu trennen.

III.

Zweytes Hauptstück.

»Die Notiz, daß die Verbannung gegen ihn ausgesprochen sey, während er mit dem Agesilaus war, gehört doch wohl zu den sichreren unter den über ihn erhaltenen; nur nicht, wie Diogenes Laertius sagt, so lange sie in Asien waren, sondern nachdem er den spartanischen König auf dem Zuge gegen die Verbündeten der Athenienser, also Athen selbst begleitet hatte (Vergl.

Anabasis V, 3, 6. 7.).« »Wahrlich einen ausgearteteren Sohn hat kein Staat jemals ausgestoßen als diesen Xenophon! Plato war auch kein guter Bürger — — — — — aber doch wie ganz anders als dieser alte Thor! Wie widerlich ist der mit seinen στωμύλμασι, und der lispelnden Naivetät eines kleinen Mädchens! (S. 467.)«

Anmerkungen.

Der Verfasser, wie man sieht, theilt das oben (S. 56.) von mir beseitigte Mißverständniß der angeführten Stelle der Anabasis mit den früheren Auslegern und folgert daraus, Xenophon's Theilnahme an des Agesilaus Kriegeszuge gegen die Verbündeten sey seiner Verbannung vorangegangen. In diesem Falle wäre der Name eines grundschlechten Bürgers, womit er ihn belegt, vielleicht noch zu gelinde. Da aber, wie ich bündigst bewiesen zu haben glaube, das Gegentheil Statt findet, indem die Verbannung schon vor des Agesilaus Ankunft in Asien über ihn verhängt worden: so that er, sich diesem anschließend nichts, wozu er nicht als ein des athenischen Bürgerrechts Beraubter äußerlich berechtigt, ja, als ein fortdauernd athenisch Gesinnter in seinem Gewissen verpflichtet war, so lange er die lacedämonische Sache für die gute Sache des gesammten Griechenlandes hielt (Siehe oben S. 43.).

Das Einzige demnach, was man seinem staatsbürgerlichen Verhalten mit einigem Scheine zur Last legen kann, ist dieses, daß er zur Befriedigung einer nicht nur erlaubten sondern sogar höchst löblichen Wißbegierde, und aus Verlangen, einen der merkwürdigsten Männer der Zeit persönlich kennen zu lernen, sich auf kurze Zeit in das Gefolge eines gegen Athen nicht freundlich gesinn-

ten auswärtigen Prinzen begab, auf die Gefahr, hiedurch seinen Mitbürgern verdächtig zu werden. Mit diesem Vergehen nun, wofern es eins war, stand offenbar die Strafe, womit er es büßen sollte, in ganz ungebührlichem Verhältnisse. Er aber weit entfernt, durch die erlittene Unbill sich gegen den Vaterstaat verstimmen zu lassen, blieb diesem auch in der Verbannung mit inniger Liebe zugethan. Zeugniß hievon geben der Ton und Zug seines ganzen Lebens, und unter seinen Werken außer der griechischen Geschichte vornehmlich die beyden, womit er nach erfolgter Aussöhnung ihn beschenkte. Von der Kräftigkeit jener Zeugnisse liegt ein starker Beweis darin, daß selbst unter denen, welche sich über Ursache und Zeitpunct seiner Verbannung täuschten, nur wenige sich hiedurch an der Lauterkeit seiner vaterländischen Gesinnung irre machen ließen. Er selber fand für seine Bürgertreue schönen Lohn darin, daß seiner Söhne einer gewürdigt wurde, in jenem großen Kampfe der Entscheidung für Athen's Heil den Heldentod zu sterben und hiedurch einen Ruhm davon zu tragen, der von dem väterlichen Glanz empfing und auf ihn zurückstrahlte.

Wohlan! So verhält es sich mit der Behauptung, Xenophon sey ein grundschlechter Bürger gewesen. Wie mag es um die andere stehen von den στωμύλμασι (zu deutsch Gackeleyen), und dem kindischen Gelispel, wodurch die fünf letzten Bücher eines seiner schönsten Werke so widrig werden sollen?

Ihr weiß ich nichts entgegenzusetzen als jene bekannte Erzählung vom Sophokles. Dieser nemlich dichtete bis zum höchsten Greisesalter Tragödien, und wurde, weil er über der Kunst das Hauswesen zu vernachlässigen schien, von seinen Söhnen gerichtlich belangt, um als

schwachsinnig der Vermögenspflege enthoben zu werden. Da soll der Greis ein jüngst geschriebenes Stück, den Oedipus in Kolonus, mitgebracht, den Richtern vorgelesen und sie gefragt haben, ob ihnen dieses Gedicht wie das Werk eines Schwachsinnigen vorkäme. Nach geendeter Vorlesung stimmten die Richter und sprachen ihn frey 3).

Diesem Beyspiele zu Folge würde ich dem Anwalt Xenophon's rathen, bey den Häuptern unserer Gelehrtenrepublik oder, sollte das Wort Republik anstößig seyn, unsers wissenschaftlichen Gemeinwesens auf Anberaumung eines Gerichtstages anzutragen, mit dem gehorsamsten Ersuchen, jedermänniglich vorzuladen, wer etwa gewillet wäre, obgedachtes Kunsturtheil zu vertreten. Vielleicht stellte sich keiner. In diesem Falle könnte der Anwalt freudiges Trotzes von dannen gehen, staublos mit der Palme zu prangen (dulcis sine pulvere palmae). Im entgegengesetzten dürfte er nur aus diesen Büchern irgend einen Abschnitt, etwa die am Anfange des sechsten Buches befindliche Rede des Polydamas den Richtern vorlesen und sie fragen, ob sie darin Gackeleyen eines altersschwachen Thoren, das kindische Gelispel eines kleinen Mädchens vernähmen. Säßen nun Männer zu Gericht wie Valckenaer, Klopstock, Johannes Müller, dann könnte er den Ausspruch getrost erwarten, Männer, sage ich, wie Valckenaer, der den Xenophon einen Geist des ersten Ranges (ingenium capitale) nennt, wie Klopstock, der sich rühmte, ihn auswendig zu wissen, wie Johannes Müller, dem er als unübertreffliches Muster vor Augen stand.

Wie aber, wenn statt solcher X. Y. Z. sich auf die Richterstühle pflanzten? — Mit diesen Buchstaben be-

zeichne ich hier nicht, wie die Mathematiker zu thun pflegen, unbekannte Größen, sondern allbekannte, nämlich jene allfachen, ausbündigen Kenner und Beurtheiler des Schönen und Guten, welche nicht klüglich weise sind, sondern weiser als sich ziemt, überweise. Wie also, wenn X. Y. Z. sich auf die Beine machten und in hellen Haufen (wie weiland in Athen bey hunderten und tausenden) herbeyeilten, um in dieser großen Sache Recht und Gerechtigkeit handhaben zu helfen? — In diesem Falle würde der edle Gegner selber das Gericht mit Abscheu verwerfen, eingedenk des uralten löblichen Herkommens, vermöge dessen niemand anders als von seines Gleichen gerichtet werden darf, also Xenophon, ein Mensch, nicht von Dämonischen.

»Xenophon (als Verfasser der griechischen Geschichte) bleibt ein großes, in seiner Art unerreichbares Muster. Wenige fassen das ganze Verdienst seiner bewundernswürdigen Einfalt. Ihre eigene Zierde ist der sie durchdringende Geist feinen Sittengefühls«.

Diese gehaltreichen Worte Johannes Müller's füge ich bey, um den Leser für obige Witzeleyen schadlos zu halten, deren wegen ich um Verzeihung mit einiger Zuversicht bitte, da es selbst bey'm Xenophon hie und da nicht an frostigen Späßchen fehlt, wie an der Stelle der Cyropädie, wo er es darauf anlegt, eine von Platon's Lieblingssatzungen durchzuhecheln.

IV.

Nebensätze.

»Harmonie der Zahlenverhältnisse bey Eintheilungen galt den Alten, wie alles Ebenmaß, so viel, daß die Vermuthung gewagt werden kann, die Paralipomena dürften nur ein Buch ausgemacht haben, also mit ihnen die ganze Geschichte des peloponnesischen Krieges neun, wie die herodoteische. — Als ein Buch wären sie nicht stärker als ein thucydideisches — Doch auch zehn ist eine angemessene Zahl, zumal für Athen — wogegen sieben eine ganz zufällige und unbegründete. Die fünf der Hellenika wären davon die Hälfte, und verbunden mit der Anabasis zwölf«.

»Gesondert von den Paralipomenen gewinnen die Hellenika eine weit schönere Gestalt. Sie werden episch, und Alles bezieht sich auf Agesilaus: die Feldzüge des Thimbron und Derkyllidas sind nur Proömium; ja sogar der eleische Krieg, der zur Erzählung von Agis Tod und Agesilaus Erhebung führt.«

»Wäre eine zusammenhangende griechische Geschichte beabsichtigt gewesen, fortlaufend mit der des Thucydides so würde die Anlage im dritten Buche eben so schlecht seyn als die Gesinnung.« S. 468.

Anmerkungen.

Gleich bey'm Ausbruche des peloponnesischen Krieges trug man sich, wie Thucydides (V. 26.) meldet, mit Orakelsprüchen, er werde dreymal neun Jahre dauern. Dem-

nach ist alles zu verwetten, (In Fällen, wo man sicher ist, die dargebotene Wette von niemanden angenommen zu sehen, pflegt man, wie ich hier, jene Redensart zu gebrauchen, wenn man sich den Schein geben will, von der Wahrheit seiner Behauptung stärker überzeugt zu seyn als man wirklich ist). Es ist demnach, sage ich, alles zu verwetten, Thucydides habe jenen Orakelsprüchen zu Liebe gleich anfangs den Plan seines Werkes entweder auf drey Bücher angelegt, deren jedes neun, oder auf neun, deren jedes im Durchschnitte drey Kriegesjahre umfassen sollte. Aus dieser Ursache würde es mir gar nicht gefallen, die Bücherzahl des peloponnesischen Krieges auf zehn gebracht zu sehen, um so weniger, da ja, wie gezeigt worden, von Xenophon's Werke als Ergänzung des Thucydides außer dem ersten Buche nur etwa die Hälfte des zweyten angesehen werden kann, welche sich jenem sehr bequem als ein Kapitel anfügen läßt. Nach erfolgter Ablösung dieser Ergänzungstheile verblieben uns für die griechische Geschichte fünf ganze Bücher und ein halbes, d. i. sechstehalb. Um diesen häßlichen Bruch los zu werden, wäre kein anderer Rath, als den erwähnten Ueberrest des zweyten Buches auf das dritte überzutragen, welches hiedurch um 91. Paragraphen bereichert würde, sich also, um nicht ungebührlich anzuschwellen, der geometrischen Harmonie zu Liebe, müßte gefallen lassen, von dem erhaltenen Zuwachse 4/5 abzugeben zur verhältnißmäßigen Vertheilung unter die übrigen Bücher. Diesemnach hätten wir zwey zusammenhangende Werke vor uns, eines über den siebenundzwanzigjährigen peloponnesischen Krieg, welches aus neun, eines über die Begebenheiten der nächsten zweyundvierzig Jahre, welches aus fünf Büchern bestünde.

Nun würde, es läßt sich nicht läugnen, gegen das erste, welches in der heiligen Musenzahl einherprangte, das andere, wenn es jenem in der gemeinen Fingerzahl nachhumpelte, eine gar klägliche Figur machen. Um diesen Uebelstand zu entfernen, muthet uns der Verfasser zu, dasselbe in Gedanken mit den sieben Büchern der Anabasis zu verbinden. Für die Theile des hieraus erwachsenden Ganzen erhielten wir nun freylich die prächtige Götterzahl zwölf; müßten aber dafür leider unsern Glauben an Xenophon's Sinn für Schicklichkeit aufgeben, wenn wir es für möglich hielten, ihm könne gefallen, zwey so verschiedenartige Werke, deren jedes für sich Ebenmaß hat, zu einem unförmlichen verkittet zu sehen, von welchem die größere Hälfte einen anderthalbjährigen, die kleinere einen zweyundvierzigjährigen Zeitraum umfaßte, jene vorzugsweise seine Thaten, diese die allgemeine Geschichte der Griechen erzählte.

In Erwägung aller dieser Umstände möchte ich bescheidentlich darauf antragen, die ganze Sache in dem bisherigen Zustande zu belassen, dergestalt, daß des Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges ferner wie bis jetzo aus nicht mehr als acht, Xenophon's griechische aus nicht weniger als sieben Büchern bestehe.

Was die Zahl Acht betrifft: so hat ja diese an sich schlechterdings nichts Anstößiges, vielmehr etwas sehr Ehrenhaftes als die, welche, wie Lichtenberg sagt, an Würde, Hoheit, Majestät der einzigen Nulle weicht.

Mißlicher stünde es um die Bücherzahl des xenophontischen Werkes, wäre in diesem, wenn man es als ein Ganzes auffaßte, die Anordnung so schlecht wie die Gesinnung. Aber wer sieht nicht, daß hier der losgeschossene Pfeil abprallt und kraftlos zu Boden sinkt.

Gleicht nämlich in Xenophon's griechischer Geschichte nach der bisherigen Gestaltung die Anordnung der Gesinnung: so ist sie so vortrefflich, daß sie nicht besser seyn kann, und daß sie uns für die epische Einheit reichlich schadlos hält, welche in den fünf letzten Büchern, wenn man sie als etwas für sich Bestehendes von den früheren ablöset, zum Vorschein kommen soll, eine Einheit, welche obigen Erörterungen zu Folge dem Xenophon allem Vermuthen nach niemals in den Sinn gekommen ist.

Was aber mag den unvergleichlichen Mann bewogen haben, für die Bücherzahl eines jeden seiner beyden Geschichtswerke die apokalyptische Sieben zu wählen? — Mein Leser! Wisse: diese Frage ergriff mich einst in mitternächtlicher Stunde mit solcher Gewalt, daß ich in die wundersamsten Grübeleyen versank, worüber ich endlich einschlief. Da erblickte ich ein Gesicht, in welchem der Meister selbst, Xenophon, leibhaftig mir erschien, um die Zweifelsknoten, die meine Seele umstrickten, eigenhändig zu lösen. Das Wort des Räthsels würde ich dir sogleich anvertrauen, wüßte ich nur mit Zuverlässigkeit, daß mir das Traumbild durch die hornene Pforte zugekommen wäre, und nicht durch die elfenbeinerne.

V.

Drittes Hauptstück.

»Eine andere (Angabe), welche mir ebenfalls sehr beachtenswerth däucht, ist, daß Xenophon Thucydides Bücher herausgegeben habe. Das wäre denn die beste Handlung seines ganzen Lebens gewesen.« (S. 467.)

Anmerkungen.

Diogenes Laertius begnügt sich keinesweges, den Xenophon Herausgeber der Bücher des Thucydides zu nennen. Er rühmt ihn vielmehr als den, welcher das Werk, statt es, wie er konnte, zu unterdrücken, aus der Verborgenheit hervorgezogen, und weit und breit in Ruf gebracht habe (II, 57.).

Nach dieser Berichtigung des Thatsächlichen sey vergönnt, auf eine Zweydeutigkeit aufmerksam zu machen, welche in den Worten: »Das wäre denn die beste Handlung seines Lebens gewesen« liegt, je nach dem hier unter der besten Handlung die nützlichste oder die sittlichste zu verstehen ist. In jenem Falle kann der Ausspruch seinen Zweck, den Thucydides zu ehren, nur erreichen, wenn Xenophon außerdem vieles andere höchst Nützliche vollbracht hat, und darf in diesem Sinne unangefochten bleiben.

Geht aber, wie es leider das Ansehen gewinnt, die Meinung dahin, es sey die Herausgabe der Bücher des Thucydides unter den von Diogenes Laertius angezeig-

ten Umständen aller Handlungen Xenophon's sittlichste gewesen: so sage ich, daß für einen Ehrenmann nichts kränkender ist, als ihn um etwas zu loben, dessen Unterlassung niederträchtig gewesen. Gegen die Anerkennung eines so schmählichen Lobes lege ich demnach im Namen meines hohen Freundes hiedurch feyerlichst Verwahrung ein — im Namen meines hohen Freundes, sage ich: denn so den Xenophon zu nennen, wird mir ja wohl vergönnt seyn, gleich wie den Platon meinen hohen Meister.

VI.

Nebensätze.

»Wer da annimmt, ein Syrakusaner, Themistogenes, habe wirklich die Geschichte der Anabasis geschrieben, es sey aber diese nicht die, welche Xenophon's Namen trägt, der muß auch annehmen, daß dieser die seinige später als die Hellenika verfaßt habe, also in sehr hohem Alter. Es hat aber die Anabasis nicht allein den Charakter eines greisen Verfassers nicht, sondern einen weit jugendlicheren als die Hellenika.«

»Spielt der Name Themistogenes hin auf Dionysius den Fürstensohn?« (S. 470.)

Anmerkungen.

Ist Xenophon Verfasser der Anabasis: so erhalten seine Widersacher willkommene Gelegenheit, ihn zu ver-

unglimpfen, indem sie, was dieselbe Rühmliches für ihn enthält, auf Rechnung seiner Eigenliebigkeit bringen, zugleich aber können sie dem großen Ruhme des Werkes zu Folge nicht umhin, ihn unter den Geschichtschreibern des ersten Ranges eine Stelle anzuweisen. Ist er nicht der Verfasser: so muß es sie betrüben, daß sie ihm von Seiten seiner sittlichen Größe nicht so leicht beykommen können, da ja im Munde eines dritten sein Lob viel unverdächtiger wird; dagegen muß es sie freuen, eines der vortrefflichsten Werke von dem verhaßten Namen, den es bisher trug, befreyet zu sehen. Je nach dem ihnen nun mehr daran liegt, seinen sittlichen oder seinen künstlerischen Werth zu verkleinern, werden sie sich für oder gegen die Echtheit der Anabasis erklären.

Aber, wie sie auch sich wenden mögen: obigen Erörterungen zu Folge behaupte ich mit Zuversicht, daß die Echtheit der Anabasis unerschütterlich fest steht, und den Xenophon als Menschen und als Geschichtschreiber gleicher Maßen verherrlicht.

Was die am Schlusse aufgeworfene Frage betrifft: so ist mir bisher nicht gelungen, den Sinn derselben zu fassen. Ein Freund, dessen Beystand ich mir hiezu erbat, antwortete nach einmaliger Ueberlesung obiger Stelle ganz trocken: Der diese Zeilen geschrieben hat, klopft auf den Busch, ob nicht wer geneigt seyn möchte, die Anabasis dem Syrakuser Dionysius dem Jüngeren beyzulegen, der sich unter dem Namen Themistogenes verborgen haben möge — Wie? rief ich aus, der Fragende sollte irgend wem zumuthen, für den Verfasser eines so netten, sauberen, reinlichen, hellfarbigen Werkes Dionysius den Jüngeren zu halten, eben den,

welchen er S. 479. der Nachschrift einen Mohren nennt, einen heillosen, bösen, im Pfuhle syrakusischer Lasterhaftigkeit und Ueppigkeit versunkenen Buben? — Das ist nicht wahrscheinlich — Der Freund darauf: Es ist manches wahr, ohne wahrscheinlich zu seyn.

Zweyter Abschnitt.

Erörterungen einiger Puncte der Nachschrift.

I.

Die athenische Volksgemeine *).

Seit dem Perikles und großen Theils durch ihn war Athen im Besitze einer Verfassung, welche darauf abzweckte, daß der gemeine Mann es besser hätte als die Vornehmen, daß die, welche im Einzelnen dem Gemeinwesen am wenigsten leisteten, in Gesammtheit am meisten vermögten 4). Träte eine solche Verfassung im heutigen Europa irgendwo in das Leben: sie würde sich allem Anschein nach kein Jahrzehend halten. Bey den Athenern

*) Gegen den seit einiger Zeit aufkommenden Gebrauch, die athenische Volksgemeine Demos zu benennen, sehe ich in meinem Gewissen mich verbunden, Namens der hochlöblichen Minervenstadt und ihrer ehrsamen Bürgerschaft förmlich Einspruch zu thun, weil Demos dem Klange nach zu nahe verwandt ist mit dämisch.

blieb sie über ein volles Jahrhundert in voller Kraft, und nicht nur das, sie hielt auch Stand gegen die heftigsten Erschütterungen von innen und außen; ja sie hinderte nicht, daß Athen aus der allertiefsten Erniedrigung sich mit beyspielloser Schnelligkeit zu einer Macht des ersten Ranges von neuem emporhob. Hierin liegt meines Erachtens ein starker Beweis von der den Athenern angebornen Trefflichkeit, welche selbst die verkehrtesten Einrichtungen nicht zu ersticken vermogten. Freylich wirkten diese, man darf es nicht läugnen, verderblich auch auf die Sitten; besonders durch die Leidenschaftlichkeit, welche sie in die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten brachten. Wen wandelt nicht ein Schauder an, wenn er sieht, daß eben die Athener, welche an Witze und Geschmack es allen Griechen zuvorthaten und wegen ihres zarten Kunstgefühles für das Schöne bey Anhörung einer falsch betonten Sylbe laut aufzuschreyen pflegten, daß eben diese unter ihren Stammgenossen die grausamsten und blutdürstigsten waren, daß sie namentlich in Behandlung der überwundenen Feinde ein Verfahren beobachteten, welches die in ihren Augen rohen Lacedämonier mit Abscheu und Entsetzen erfüllte 5).

Aus eben jener Leidenschaftlichkeit entsprang der Undank, dessen die Athener sich mehr als ein anderes Volk gegen ihre Wohlthäter schuldig gemacht haben. Man durchgehe in Gedanken die Reihe ihrer großen Feldherren und Staatsmänner vom Themistokles an bis auf den Phocion. Wie viele unter ihnen giebt es denn, die nicht ihre Verdienste um das Gemeinwesen mit schimpflichen Anklagen, mit Einkerkerung, Verbannung, Hinrichtung vergolten sahen? Um so bewunderungswürdiger ist es, daß die sultanische Willkühr, womit die Volksgemeine

die früheren behandelt hatte, die späteren nicht abschreckte, jenen nachzueifern.

Das alles führe ich nur an, um darzuthun, wie sehr ich meinem edlen Gegner darin beystimme, daß, eines in das andere gerechnet, die Athener in der Geschichte gewiß eine der glänzendsten Rollen spielen, und daß es namentlich zur Preisung des perikleisch-demosthenischen Jahrhunderts einem geschickten Redner an Stoffe nicht gebrechen könnte. Nur dürfte ein solcher meines Erachtens keinen Gebrauch machen von Zügen, deren einen, wie mir scheint, die Nachschrift viel zu stark hervorhebt.

Als nämlich König Philipp von Macedonien durch vertragwidrige Besetzung der Stadt Elatea unverholen zeigte, was er gegen Athen im Schilde führe, hatte man die Wahl, wehrlos bleibend ihn beliebig walten zu lassen, oder gegen ihn die Waffen zu ergreifen. In jenem Falle schien menschlichem Ermessen nach Untergang unvermeidlich, in diesem Rettung wenigstens möglich. Auf des Demosthenes Antrag beschloß man also, ungerüstet wie man war, den Krieg. Der hiezu nöthige Kostenaufwand ließ sich nicht bestreiten ohne einstweilige Einstellung der Geldspenden. Hätte nun aus Lüsternheit nach diesen die Volksgemeine den schon gefaßten Beschluß zurückgenommen: würde sie nicht den athenischen Namen mit ewiger Schande gebrandmarkt haben? — Es hat daher, meinem Gefühle nach etwas Anstößiges, wenn mein edler Gegner, nachdem er S. 479. eine Reihe wahrhaft löblicher Handlungen der athenischen Bürgerschaft aufgezählt hat, hinzufügt: — »Das Volk, dessen Dürftige, überwiegend in der Versammlung, der Spende entsagten, die allein ihnen an einigen Festtagen den Luxus von

Fleischspeisen schenkte, da sie sonst das Jahr rund nur Oliven, Kräuter und Zwiebeln, mit trockenem Brod und gesalzenem Fische aßen; die dieß Opfer brachten, damit für die Ehre des Vaterlandes gerüstet werde: das Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht.« —

Wahrlich! Wer sich der Opfer erinnert, welche im jüngsten Befreyungskriege die Niedrigsten im deutschen und namentlich im preußischen Volke dem Gemeinwohl darbrachten, wird sich kaum des Lächelns enthalten können, es hier den Athenern so hoch angerechnet zu sehen, daß sie sich willig fanden, zur Rettung des Vaterlandes für einige Monathe auf Schauspiel und Festbraten Verzicht zu leisten. Oder sollte der Schlußtheil der Lobspende sich auf eine andere Thatsache als die von mir erwähnte beziehen? Doch wohl schwerlich, da sie ja mit dem Heldentode der bey Chäronea Gebliebenen anhebt.

Auf der andern Seite tritt in Athen's Geschichte als höchst ehrwürdig etwas hervor, dem mein edler Gegner, wie mir scheint, nicht die gebührende Huldigung leistet. Ich meine jene weltberühmte Bill, welche nach dem Sturze der Dreyßig den verfeindeten Parteyen ewiges Nichtgedenken ihrer Mißhelligkeiten auferlegte. Das Beyspiel, welches diese Bill aufstellt, ist das erste seiner Art, ist aber nicht das einzige geblieben. Zuerst erneuerte es sich in Rom, als durch Cäsar's Ermordung die Welt aus ihren Fugen gerissen war, und alle, denen das öffentliche Heil am Herzen lag, rathlos hin und her schwankten, wie sie wieder einzurichten sey. Da trat Cicero auf, empfahl die Weisheit der atheniſchen Volksgemeine unter diesen großen Umständen zur Nachahmung, indem er darauf antrug, durch einen Senatsschluß das Ge-

dächtniß aller Bürgerzwiste zu verlöschen. Welches Unheil wurde verhindert, wäre der allgemeinen Billigung des Antrages die förmliche Genehmigung, und dieser, wie in Athen, gewissenhafte Vollziehung gefolgt 6).

Cicero, welcher in seiner Versöhnungsrede zur Bezeichnung der Sache, um die es ihm zu thun war, das von der athenischen Volksgemeine selbst gebrauchte und vielleicht erst damals für sie ausgeprägte Wort wählte, sey uns ein Vorbild, wie groß auch unser Eifer für Bewahrung der Reinheit unserer Sprache sey, dennoch dem Worte Amnestie förmlich das deutsche Bürgerrecht zu ertheilen, um hiedurch der Weisheit und Mäßigung, welche die Athener in jenen großen Tagen der Entscheidung bewiesen, ein immerwährendes Denkmal unter uns zu stiften, welches unter ähnlichen Umständen Großen wie Kleinen zum Muster diene.

Von dieser Abschweifung kehre ich zurück, um über meinen edlen Gegner Beschwerde zu führen, daß er das Verdienstliche jener Amnestieverordnung ganz und gar zu verkennen scheint, indem er sie übertritt.

Ohne nämlich zu bedenken, wie zur Zeit bürgerlicher Unruhen die Verhältnisse sich zu verwirren pflegen, wie viele und mannichfaltige Beziehungen zusammenwirken, des Einzelnen Thun und Lassen zu bestimmen, wie mißlich es daher ist, aus diesem Thun und Lassen auf die Gesinnung zu schließen, woraus es geflossen, nimmt er keinen Anstand, den Lysias wegen seiner eifrigen Theilnahme an der Befreyung zu preisen, andere Ehrenmänner gegen ihn herabzuwürdigen, weil sie sich unter den Ausgewanderten nicht befanden und dem Thrasybulus nicht angeschlossen haben. Ich aber halte mich aus Ehrfurcht für die schönste That der athenischen Volksgemeine

in meinem Gewissen für verbunden, gegen alles, was mein edler Gegner mit Verletzung der Amnestieverordnung geltend macht, um irgendwessen Bürgertugend zu verdächtigen oder in den Schatten zu stellen, als gegen etwas Ungesetzliches förmliche Verwahrung einzulegen.

Wer etwa wähnete, jene Amnestieverordnung habe durch Länge der Zeit ihre verpflichtende Kraft verloren, der wisse, daß sie im dreyundzwanzigsten Jahrhunderte nach ihrer Erlassung von einem Ende der europäischen Gelehrtenwelt bis zum andern um so heiliger zu achten ist als zur Zeit ihrer Verkündigung in Athen, je mehr heut zu Tage als damals die Betheiligten für ihres Namens Ehre des Schutzes derselben bedürfen.

II.

Die athenischen Vaterlandesfreunde.

Solon brachte, dem Aristoteles zu Folge, in die athenische Verfassung eine weise Mischung aristokratischer und demokratischer Bestandtheile 7). Zu jenen gehörte die ausgedehnte Wirksamkeit des Areopagus nicht nur als obersten Gerichtshofes sondern auch als einer mit sittenrichterlicher Gewalt angethanenen Behörde; demnächst die Einrichtung, kraft deren nur vermögende Bürger zu obrigkeitlichen Aemtern gelangen konnten. Demokratisch dagegen war, daß sämmtliche Bürger ohne Unterschied der Abkunft und Habe gleicher Maßen Sitz und Stimme hatten in der Gemeine, welche sich versammelte, um Beamte, Feldherren, Rathmänner zu wählen, und

zur Rechenschaft zu ziehen, ihr vorgelegte Anträge zu genehmigen oder zu verwerfen; ferner, daß kein Bürger von der Theilnahme an der Rechtspflege ausgeschlossen war.

Seitdem aber die Aermsten und Niedrigsten im Volke Zutritt zu den höchsten Würden bekamen, seitdem die jedesmaligen Rathmänner und Richter alljährlich durch das Loos bestimmt wurden; seitdem jene und diese, wie auch die in der Gemeineversammelung Erscheinenden Besoldung oder Tagelohn empfingen, worin für die Geringen Antriebe lagen, sich der Geschäfte anzunehmen, für die Edelen, sich davon zurückzuziehen; seitdem gelungen war, das sittenrichterliche Ansehen des Areopagus zu stürzen, das gerichtshofliche zu mindern — seitdem verlor die alte solonische Verfassung den aristokratischen Bestandtheil und verwandelte sich in eine unbeschränkte Demokratie.

In dieser befand sich am besten der, welcher es verstand, als Sachwalter vor Gericht oder als Rathgeber in der Gemeine die Menge seiner Absicht gemäß zu bearbeiten. In dieser Beziehung verdienen besondere Aufmerksamkeit die zehn gewählten und ebenfalls besoldeten Staatsredner, unter denen es an wackern und einsichtigen Männern sehr oft fehlte, an Kleoniden niemals.

So wuchs in Perikles Zeit und großen Theils unter seiner Pflege und Wartung die von ihm so hoch gepriesene und bis auf den heutigen Tag weltberühmt gewordene athenische Freyheit empor, welche sich nicht allein auf die Bürger, sondern auch auf die Schutzgenossen und Sclaven, ja, wenn erlaubt ist, es herauszusagen, selbst auf die Ochsen und Pferde ausdehnte. Um sie vor gänzlicher Verwilderung zu bewahren, mußten die

Musenkünste sich bequemen, sie durch Scherz und Spiel bey guter Laune zu erhalten. Es drängten sich Feste auf Feste, zu deren Feyer es nicht an Spenden fehlte, weder an ordentlichen noch an außerordentlichen, weder an regelmäßigen noch an unregelmäßigen 8).

Vorstehendes wohl erwogen, wage ich mit Zuversicht zu behaupten, daß es unter Platon's und Demosthenes Zeitgenossen der einsichtigen und rechtschaffenen Männer nur wenige gab, welche nicht in jenen perikleischen Neuerungen eine beklagenswürdige Entartung der alten solonischen Verfassung erblickten, und derselben, so weit es ohne Gewaltthätigkeit geschehen konnte, nach Kräften entgegenzuwirken sich verpflichtet glaubten. Dieses thaten einige so, daß sie mit Leibes- und Lebens-Gefahr sich hervordrängten, um als echte Volksleiter den Volksverführern die Spitze zu bieten; andere so, daß sie edele Jünglinge mit Beredsamkeit und Tugend ausrüsteten, um dereinst jenen mit Erfolg nachzueifern; andere so, daß sie in reizenden Darstellungen das Andenken an die alte Zucht und Ordnung auffrischten, um das Verlangen nach Rückkehr derselben lebendig zu erhalten; andere so, daß sie Muster wohl eingerichteter Hauswesen aufstellten, um der Thätigkeit ihrer Mitbürger eine Richtung nach innen zu geben; andere so, daß sie durch umfassende Erforschung der göttlichen und menschlichen Dinge von dem ewig Wahren, Guten, Schönen Abbilder ausprägten, um für die Herrschaft der Gerechtigkeit in den Besseren ihrer Zeitgenossen Begeisterung zu erwecken, und hiedurch die herrschende Denk- und Empfindungs-Weise allmählich umzugestalten.

Aus dem, was S. 473. der Nachschrift von dem Jacobitismus gelegentlich vorkömmt, könnte mancher

schließen, nach meines edlen Gegners Meinung sey die perikleische Staatsveränderung nicht als eine Entartung der solonischen anzusehen, sondern als eine wesentliche Entwickelung derselben, wie die im Jahre 1688 in England erfolgte Umwälzung die brittische Verfassung zur Reife und Vollendung gebracht habe. — Mir entgeht nicht, was auch für diese Vorstellungsart sich sagen läßt zumal nach der heutigen Lehre von dem pflanzenartigen Ursprunge aller gesellschaftlichen Rechtsverhältnisse bey'm Menschengeschlechte. Wie ich nun weit entfernt bin, jene Vorstellungsart irgend wem zum Vorwurfe zu machen, so kann ich dagegen niemanden die Befugniß zugestehen, denen, welche damals die entgegengesetzte Ueberzeugung hatten, und derselben innerhalb gesetzlicher Schranken gemäß sprachen und handelten, Bürgertugend abzusprechen. Sollen aber Isokrates und Platon diesen ihren wirklichen oder angeblichen Irrthum damit büßen, daß sie ihre Namen auf dem Verzeichnisse der Vaterlandesfreunde gestrichen sehen: so wird noch mancher andere diesem Schicksale nicht entgehen können, namentlich Sokrates nicht, und Nicias und Phocion nicht, am allerwenigsten aber Thucydides, der Heilige (wozu mein Gegner ihn erhoben hat), Er, dessen Abneigung gegen das demokratische Unwesen dem Johannes Müller so auffiel, daß er die Verehrer desselben ausdrücklich ermahnen zu müssen glaubte, bey Lesung seines Werkes stets eingedenk zu bleiben, er sey ein Verwandter des vertriebenen Fürstengeschlechts der Pisistratiden gewesen, habe die Volksherrschaft überhaupt nicht geliebt, und persönliche Ursache gehabt, sich über das athenische Volk zu beklagen 9).

Wenn nun aber jene erlauchten Männer alle, deß-

wegen, weil sie die damalige Pöbelherrschaft haßten, entweder nicht gute oder schlechte oder gar schlimme, oder grundschlechte Bürger waren, welches waren denn die guten?

Ich begnüge mich, diese Frage hier aufzuwerfen, in Hoffnung weiter unten auf diesen Punct zurückzukommen.

III.

Isokrates.

Sokrates entdeckte in einem seiner jungen Freunde Namens Isokrates eine so glückliche Mischung natürlicher Gaben, sittlicher und wissenschaftlicher Bestrebungen, daß er von ihm weissagte, er werde einst die Beredsamkeit zu einer noch nicht gekannten Höhe bringen. Obgleich derselbe durch Schüchternheit und Brustschwäche gehindert wurde, als öffentlicher Redner vor Gericht und in der Gemeine zu wirken: so hat er doch jene Weissagung reichlich erfüllt, zuerst dadurch daß er, wie Cicero sagt, dem gesammten Griechenlande eine Schule eröffnete, aus welcher unzählige Redekünstler hervorgingen, und unter ihnen nicht wenige des ersten Ranges, die sich theils als Geschichtschreiber theils als öffentliche Redner hervorthaten. Bey großer Verschiedenheit hatten diese sämmtlich etwas mit einander gemein, welches sie als des Isokrates Schüler kenntlich machte, und so lang es für musterhaft galt, echte Beredsamkeit emporhielt, da diese erst zu verfallen an-

fing, als der Sinn für isokratische Art und Kunst sich abstumpfte 10).

Wie Isokrates in seiner Schule sich als vortrefflichen Lehrer der Wohlredenheit bewährte, so auch als großen Meister in Ausübung derselben durch schriftlich verfaßte Reden über die wichtigsten Angelegenheiten. Die berühmteste derselben ist die panegyrische, welche beabsichtigt, die griechischen Gemeinwesen zur Eintracht zu ermahnen, für einen gemeinsamen Kriegeszug gegen die Perser zu begeistern, und darzuthun, daß auf den Oberbefehl bey solchem Zuge niemand gerechtere Ansprüche habe, als die Athener, deren Tugenden, Verdienste und Großthaten von den frühesten Zeiten an zu verherrlichen er alle Reize seiner Beredsamkeit aufbietet. Da er durch jene Rede seinen Zweck nicht erreichte, vielmehr die innerlichen Mißhelligkeiten, Zwiste, Befeindungen, Kriege sich vermehren sah, wagte er einen außerordentlichen Schritt, den er bey größerer Menschenkenntniß und geringerem Vertrauen auf die Kraft seiner Worte nicht würde gethan haben. Er richtete nämlich an den König Philipp von Macedonien ein Sendschreiben, um ihm zu Gemüthe zu führen, es gebe keinen anderen Weg zum Ruhme für ihn, als den, von seinem Unternehmen gegen die Griechen abzustehen, diesen Zutrauen zu sich einzuflößen, Frieden unter ihnen zu stiften, Freundschaft mit ihnen zu halten, und seine Heeresmacht mit der ihrigen verbindend, nach Asien hinüberzuziehen, um das Perserreich umzustürzen.

Einer zwölf Jahre früheren Zeit gehört die schönste seiner Reden an, die schon oben erwähnte über den Bundesgenossenkrieg, welche nur mit athenischen Angelegenheiten zu thun hat. Es sey, sagt er darin, um das

Gemeinwesen wieder aufzurichten, das öffentliche Heil zu sichern und fortschreitend zu erhöhen, dreyerley vonnöthen,

erstlich, zu öffentlichen Rathgebern nur Männer zu wählen, wie jeder sich für die eigenen Angelegenheiten wünsche; die Ohrenbläser nicht für Freunde, die Feinen und Braven nicht für Gegner der Volksherrschaft zu halten, in Betrachtung, daß weder das eine noch das andere irgend wer von Natur sey, sondern alle und jede die Verfassung lieben, die ihnen Ansehen gebe;

zweytens, die Bundesgenossen wie Freunde zu behandeln, sie nicht dem Worte nach für selbständig zu erklären, in der That aber der Willkühr der Kriegesobristen preiß zu geben, sie nicht zwingherrisch sondern bundesgenössisch zu regieren, in Erwägung, daß Athen zwar jeder dieser Städte für sich überlegen sey, ihrer Gesammtheit aber nicht gewachsen;

drittens, nächst Gottesfurcht nichts höher zu achten als Wohlberufenheit bey den Griechen, da so Gesinnten Alle die Obergewalt und sich selber gern anvertrauen 11).

Das sind die Hauptgedanken, um welche sich diese Friedensrede wendet. Zum Lobe derselben sey vergönnt, nur dieses zu sagen, daß ich überzeugt bin, Xenophon, Platon, Demosthenes haben sie mit Beyfall und Zustimmung gelesen; auch heut zu Tage werde nicht leicht der Feinen und Braven einer sie lesen, ohne den Mann zu ehren und zu lieben, der die süße Gewalt seiner Beredsamkeit so großen und edlen Zwecken dienstbar machte.

Noch kühner als in der Friedensrede tritt er in der areopagischen auf an der Stelle, wo er um seinen Mitbürgern über ihren Zustand die Augen zu öffnen, die vom Solon gegründete und vom Klisthenes hergestellte Freyheit mit der gegenwärtigen Ausgelassenheit vergleicht.

Doch ist er weit entfernt, Erneuerung veralteter Einrichtungen zu empfehlen, welche der seit Aristides bestehenden Gleichheit zu nahe treten könnten. Was er verlangt, ist nur Herstellung der sittenrichterlichen Macht des Areopagus und Abstellung jener mißbräuchlichen Verwendung öffentlicher Gelder, welche den gemeinen Mann zum Müßigange gewöhnte, und die wichtigsten Geschäfte der Verwaltung zum Lohndienste herabwürdigte. Ohne Scheu vor Verunglimpfungen, welche ihm in vollem Maße zu Theil wurden, redet er über diese Dinge der Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit anständigem Freymuthe das Wort 12).

Schon hoch betagt nahm er seine letzten Kräfte zusammen, um in einer panathenäischen Festrede den vielhundertjährigen Ruhm seines geliebten Athen zu preisen, und den Nachkommen nicht allein zur Bewunderung, sondern auch zur Pflege, Obhut, steten Verjüngung anzuvertrauen.

Einst gefragt, wie es ihm gehe, antwortete er: Nicht anders als es einem gehen kann, der über neunzig Jahre alt, den Tod für der Uebel größestes hält. Gleichwohl wurde er durch die Nachricht von dem Unglücke bey Chäronea so betroffen, daß er von Stund' an das ihm so süße Leben unerträglich fand, ja, daß er es freywillig abkürzte, zum Beweise, wie viel mächtiger in ihm die Vaterlandesliebe war als die Liebe zu sich selbst 13).

Wohlan! So strebte und endete Isokrates, von welchem in der Nachschrift S. 474. geschrieben steht, er sey denn doch wenigstens im Alter ein recht schlimmer Bürger, wie ein unsäglicher Thor gewesen, und habe nicht durch die Verzweiflung abgebüßet, die ihn ergriffen, als er auf einmal den Abgrund offen erblicket.

Was mich betrifft: so finde ich des Isokrates Bürgertugend in Vergleichung mit Xenophon's, Platon's und des Thucydides in dem einen Puncte mangelhaft, daß er von seiner Liebe für Athen sich bisweilen zur Ungerechtigkeit gegen Lacedämon verleiten läßt, und nicht selten dem Lobe des Vaterstaats Schmähungen auf dieses einflicht. Hiebey bedachte der vortreffliche Mann wohl nicht, wie sehr er seinem eigenen Zwecke entgegen arbeitete, da ja jener beyden Gemeinwesen ja des gesammten Griechenlandes Heil von ihrer gegenseitigen Eintracht, von gegenseitiger Anerkennung ihrer gerechten Ansprüche abhing. Hierauf nicht nach Kräften hingewirkt zu haben, wie großgesinnt und einsichtsvoll die drey andern thaten, gereicht meines Erachtens dem Isokrates zum Vorwurfe. Leider habe ich Ursache, zu besorgen, daß eben dieses, was am Isokrates mir höchlich mißfällt, das einzige ist, was mein Gegner an ihm billigt. Statt mit ihm hierüber zu rechten, ziehe ich vor, mit ihm auszurufen:

»Warum fragt nicht jeder sein Bewußtseyn, ob er denn auch über das Vorliegende urtheilen könne? Auch hier wird der Dämon des Sokrates den Redlichen nicht verlassen« (S. 478.).

Ich flehe diesen Dämon aus Herzensgrunde an, mir immerdar gnädiglich beyzustehen, und mich besonders vor Lieblosigkeit zu bewahren, wie überhaupt, so in der folgenden Mittheilung.

IV.

Platon.

Wer an den Angelegenheiten des Staates, welchem er angehört, nur in so fern Theil nimmt, als sie sein persönliches Wohl und Wehe berühren, ihnen daher Dienstbeflissenheit entzieht, oder nur eigennützige zuwendet, wer das Gute seines bürgerlichen Zustandes verkennt, das Schlimme hervorhebt, und es zum Gegenstande des Unmuths, nicht eines tugendhaften Eifers macht, um es im Wege des Berufes nach Kräften zu bekämpfen, der ist nach meiner Vorstellung ein nicht guter Bürger, sollte er sich auch aller gesetzwidrigen Handlungen auf das strengste enthalten.

Ob ein Mensch von solcher Gesinnung, wenn er in einem beherrschten Staate lebt, und in Verhältnissen, wo er von öffentlicher Thätigkeit ausgeschlossen, mit den Gesetzen nichts zu thun hat als ihnen zu gehorchen, und daher des Gemeinwesens nur durch den Druck inne wird, den er von demselben empfindet, den Namen eines rechtschaffenen Mannes verwirke oder nicht, das will ich jetzo nicht untersuchen. Aber, von dem Genossen eines Freystaates, wie damals der athenische war, sagen, er sey zwar ein rechtschaffener Mann gewesen aber ein nicht guter Bürger, kömmt mir nicht anders vor, als wenn man von einem Fürsten sagen wollte, er sey zwar ein rechtschaffener Mann aber ein nicht wohlgesinnter Regent, als ob eines Fürsten Rechtschaffenheit sich irgendwie kenntlicher ausprägen könnte als in gewissenhaftem Streben, seinem Regentenberufe zu genügen.

Was ich also in meiner Vertheidigungsrede S. 1. sage: »War Platon kein guter Bürger, so war er kein rechtschaffener Mann« beruhet auf einer wohl erwogenen und probehaltig erfundenen Begriffsverknüpfung. — Diese erklärt mein Gegner für falsch. Kein Wunder, da nach dem Begriffe, welchen er sich von einem nicht guten Bürger des damaligen Athen gebildet hat, diesen Namen jedweder verdiente, welcher die oben berührte perikleische Staatsveränderung nicht für eine wesentliche Entwickelung der altväterlichen hielt, sondern für eine heillose Entartung derselben. Hiemit konnte allerdings der höchste Grad der Rechtschaffenheit bestehen; und daß mein edler Gegner billig genug denkt, sie dem Platon nicht abzusprechen, ungeachtet er selber nach seiner persönlichen Denkart es damals mit der Gegenpartey gehalten haben würde, gereichet demselben meines Erachtens zu großer Ehre. Um sich über diesen Punct mit mir zu verständigen, hätte er der angeführten Beyspiele Hippel's und Rousseau's und Mirabeau's und des Kanzlers Bacon, und des Bischoffs Belsunce und des Erzbischoffs Bossuet nicht bedurft, um so weniger, da hieraus höchstens hervorgeht, was kein Mensch bezweifelt, daß in einer und derselben Seele neben sehr Gutem auch Schlimmes seyn könne.

Doch darf ich nicht verhehlen, daß es unter den erhobenen Beschuldigungen nicht an solchen fehlt, die Platon's Bürgertugend auch in unserem Sinne verdächtigen sollen, in unserem Sinne sage ich, die wir unter Bürgertugend verstehen reinen, uneigennützigen, aufopferungsfähigen Eifer, innerhalb der gesetzlichen Schranken auf dem Wege des Berufes, des inneren oder äußeren, dem Gemeinwesen nach bester Ueberzeugung, mit voller Kraft, möglichst ersprießliche Dienste zu leisten.

Von dem hieher Gehörigen sey vergönnt, eines und anderes zur Sprache zu bringen.

1) Großes Gewicht legt der Ankläger auf das Verhältniß, in welchem seiner Meinung nach Platon zum Kritias gestanden haben soll.

Wer war dieser Kritias?

Von Seiten der Geburt, des Vermögens und der Geistesgaben gehörte er zu den Vornehmsten und Angesehensten seiner Mitbürger. So lange er Umgang mit dem Sokrates pflog, erregte er die besten Erwartungen. Diese aber wurden getäuscht, da sich bald zeigte, daß er sich wie auch Alcibiades zu jenem nur gehalten hatte, um ihm die Geheimnisse der Beredsamkeit abzulernen. Nachdem er diesen Zweck erreicht zu haben glaubte, sagte er sich vom Sokrates los, und nicht nur das, er nährte auch unversöhnlichen Haß gegen ihn wegen der Bitterkeit, womit dieser ihm einst buhlerische Lüsternheit vorwarf. In Folge über ihn verhängter Verbannung entwich er um das Jahr v. Chr. 406. nach Thessalien, wo er es sich zum Geschäfte machte, die hörigen Leute gegen ihre Herren aufzuwiegeln, und überall Volksherrschaft einzuführen. Bey diesen Bestrebungen gerieth er mit Menschen in Verbindung, welche seine Sitten völlig verderbten, wodurch denn alles Schlechte in ihm zum Vorschein und zum Ausbruche kam. Nach dem Unglücke bey Aegos Potamos kehrte er, dem Friedensschlusse zu Folge, welcher die Zurückberufung der Verbannten gebot, nach Athen zurück, und wurde zu einem der Dreyßig gewählt, welche statt wie sie sollten, die zerrüttete Ordnung herzustellen, die Verfassung von Grund aus umstürzten, und eine der abscheulichsten Zwingherrschaften stifteten, die gegen Schuldige und Unschuldige, gegen Menschen von ganz entgegengesetzten

Parteyen ohne Unterschied wüthete. Nach einstimmigem Zeugnisse zeigte sich unter jenen Wuthherrschern als den verruchtesten Kritias, da er es war, welcher die Lacedämonier bewog, den Alcibiades aus dem Wege räumen zu lassen, und jede Griechenstadt mit Krieg zu bedrohen, die einen athenischen Flüchtling aufnehmen würde; Er, welcher einen seiner Amtsgenossen, den Theramenes, weil dieser zur Mäßigung rieth, hinrichten ließ; Er, welcher dem Sokrates die gewohnten Unterredungen mit den Jünglingen bey Todesstrafe verbot; Er, welcher mit dem Muthe der Verzweiflung den Widerstand gegen die Befreyer auf das Aeußerste trieb, bis er nebst seinen Helfershelfern unter dem Fluche des Volkes fiel. Wie verhaßt sein Andenken blieb, erhellet daraus, daß die, welche den Sokrates als Verderber der Jugend anzuklagen die Bosheit hatten, sich unter den angeblichen Zöglingen seiner Schule vornehmlich auf ihn und den Alcibiades beriefen.

Ein solcher Mann war Kritias 14).

Was nun sein Verhältniß zum Platon betrifft: so wußte bisher jedermann, daß sie Blutsverwandte gewesen. Hieraus aber in Ansehung der sittlichen und staatsbürgerlichen Grundsätze irgend welche Gesinnungsverwandtschaft herzuleiten, ist so viel ich weiß bisher noch niemanden eingefallen. Und wie könnte ein solcher Einfall bey irgendwem sich Beyfall versprechen, der Platon's glühenden Haß der Zwingherrschaft und des Mißbrauchs der Gewalt kennt? Hiezu kömmt, daß als er sich dem Sokrates anschloß, Kritias mit diesem bereits gebrochen und des Lasters Bahn schon betreten hatte, folglich die Verehrung für den Meister in des Jünglings Seele Anhänglichkeit für jenen Abtrünnigen entweder ersticken mußte oder gar nicht konnte aufkommen lassen.

Doch wie groß auch der Abscheu seyn mochte, den Platon zur Schreckenszeit gegen den Kritias empfand, so verleitete er ihn doch nicht, das Gute, welches dieser Mann früher an den Tag gelegt hatte, auf immer zu verkennen. Hievon das Andenken zu erhalten, gebot ihm die Pflicht der Blutsfreundschaft, welche beyde verknüpfte. Wir dürfen uns daher über die ehrenhafte Rolle, welche er in mehr als einem seiner Werke den Kritias spielen läßt, um so weniger wundern, da er durch Einflechtung seiner Person Gelegenheit erhielt, der Welt vor Augen zu stellen, von welcher Beschaffenheit des Sokrates Unterredungen mit ihm gewesen, und wie ungerecht es sey, diesem von seinen nachmaligen Missethaten irgend eine Schuld aufzubürden.

In Erwägung aller hier berührten Umstände wird sich beurtheilen lassen, was von der in der Nachschrift S. 474 — 476. vorkommenden Begriffsverknüpfung zu halten sey, die auf Folgendes hinausgeht:

Kritias war Platon's Großoheim; vermuthlich also stand er diesem schon in früher Kindheit sehr nahe.

Kritias war oligarchisch gesinnt; und vor vielen mit der Macht begabt, die Gemüther zu beherrschen; ohne Zweifel hat er daher des Großneffen Seele frühzeitig gefesselt, und mit Vorurtheil gegen die demokratische Verfassung angefüllt.

Als ausgemacht ist anzunehmen, daß Platon zur Zeit des Befreyungskampfes nicht unter des Thrasybulus Fahnen stand, sondern neben dem Kritias; und daß er, ohne Mitschuldiger der Dreyßig zu seyn, doch im Herzen es mit ihnen hielt. Hieraus erklärt sich seine Parteylichkeit gegen den edlen Patrioten Lysias zu Gunsten jenes als Bürger recht schlimmen Isokrates, wie auch

der Umstand, daß er nach Megara auswanderte, wozu er sich ohne sehr zwingende Gründe nicht würde entschlossen haben, wie sie für die Freunde der Dreyßig, auch wenn sie an deren Missethaten ganz unschuldig waren, allerdings vorhanden gewesen sind.

Ueber die Bündigkeit dieser merkwürdigen geschichtlichen Beweisführung und ähnlicher dem Urtheile des Lesers vorzugreifen, wäre von meiner Seite anmaßend. Ich beschränke mich daher auf Berichtigung des Thatsächlichen.

a) Im Charmides (154. A.) nennt Kritias Platon's Großvater von mütterlicher Seite, den Glaukon, seinen Oheim, woraus folgt, daß Platon's Mutter Periktione nicht seine Nichte war, wie die Nachschrift dem Diogenes Laertius fälschlich nachschreibt, sondern seine Muhme, er also nicht Platon's Großoheim, sondern Vetter. Die Altersverschiedenheit zwischen beyden mag etwa sechzehn Jahre betragen haben 15).

Hiedurch wird, was die Nachschrift von des Kritias Einflusse auf den Platon mit solcher Zuversicht aussagt, gar sehr geschwächt, um nicht zu sagen, völlig entkräftet, wenn man zumal erwägt, daß dieser zur Schreckenszeit sich bereits in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren befand, und gegen den einige und vierzig Jahre alten Vetter die Selbständigkeit seines Urtheils unstreitig zu behaupten wußte.

b) Die Auswanderung nach Megara erfolgte erst nach des Sokrates Hinrichtung, d. i. fünf Jahre nach dem Sturze der Dreyßig; sie erfolgte, weil er nebst andern seine Sicherheit gefährdet glaubte, nicht als wirklicher oder vermeintlicher Anhänger der Dreyßig, (als solcher hätte er unter dem Schutze der Amnestieverord-

nung gestanden) sondern als einer von des Sokrates Freunden und Zöglingen, aus deren Mitte gerade ihn, den vielleicht verrufensten vor Gericht zu schleppen, so wackern Patrioten, wie Anytus, Melitus und Lykon waren, wohl zugetrauet werden konnte 16).

c) Aus Plutarch's Meldung, Kritias habe des Alcibiades Zurückberufung, welche v. Chr. 407. erfolgte, bewirkt, geht hervor, er sey damals noch nicht verbannt gewesen. Hiermit stimmt des Theramenes Aussage bey'm Xenophon (Griech. Geschichte II, 3. 36.), sein Aufenthalt in Thessalien falle in die Zeit der Schlacht bey Lesbos d. i. in das folgende Jahr. Worauf stützt sich also die in der Nachschrift S. 476. enthaltene Angabe: »Als er (Kritias) in's Elend gieng, war Platon auch noch sehr jung; und sah ihn erst wieder, da er als Tyrann zurückkehrte.«

Platon noch sehr jung? Er war damals in einem Alter von zweyundzwanzig Jahren. Er sah ihn erst wieder?« Kritias Verbannung hat nicht länger als etwa drittehalb Jahre gedauert. »Da er als Tyrann zurückkehrte?« Erst nach seiner Rückkehr wurde er zu einem der Dreyßig gewählt.

2) Wer die Grundeinrichtungen des Staates, welchem er durch Geburt oder Wahl angehört, mit seinen persönlichen Ueberzeugungen von dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft unvereinbar findet, und dennoch freywillig Genosse desselben bleibt, legt Zeugniß seiner Unwürdigkeit ab als einer, dem es entweder an Einsicht fehlt, seine bürgerlichen Verhältnisse zu würdigen, oder an Kraft, sie zu bessern, oder an Geduld, sie zu tragen, oder an Muth, sie aufzugeben, oder an allem diesen zugleich. Einen Menschen von so pöbelhafter Denkart er-

blicken im Platon, der als Athener lebte und starb, die, welche ihn für einen Feind der Volksherrschaft ausgeben.

Mit dem Worte Demokratie im Sinne der Alten ist der Begriff einer Verfassung zu verbinden, welcher zu Folge die höchste Gewalt in den Händen der Bürgergemeine dergestalt ruhet, daß alle Beamte als derselben Diener erscheinen, welche von ihr mittelbar oder unmittelbar bestellt werden, und von ihrem Verhalten ihr mittelbar oder unmittelbar Rechenschaft zu geben schuldig sind, keine andere Macht besitzend als welche von ihr ausfließt. Sind bey dieser Verfassung alle Bürger an öffentlichen Rechten einander gleich: so ist die Volksherrschaft eine reine. Je nach dem sie aber an öffentlichen Rechten einander mehr oder weniger ungleich sind, bekömmt die Verfassung einen stärkeren oder schwächeren Beysatz aristokratischer Elemente, ohne dadurch ihre Natur zu verändern.

Nach dieser Begriffsbestimmung betrachte man den Staat, welchen Platon in den Büchern von den Gesetzen aufrichtet, um darzuthun, welche unter den für die damaligen Griechen im wirklichen Leben ausführbaren Verfassungen seiner Ueberzeugung nach die beste sey.

Von welcher Beschaffenheit ist diese Verfassung? Sie ist eine durch aristokratische Elemente gemäßigte Demokratie, welche in ihren Grundzügen der alten solonischen so ähnlich ist, daß man meinen möchte, er sey nur darauf ausgegangen, das Vortreffliche dieser nach seinem ganzen Umfange zu entwickeln, und Einrichtungen zu treffen, die derselben Bestand und Dauer geben könnten.

Was ihm also in dem athenischen Staatsleben, wie es damals sich bewegte, mißfiel, war nicht die althergebrachte Volksherrschaft, auch nicht die seit Aristides beliebte

Gleichstellung der Bürger an öffenlichen Rechten; es waren vielmehr die seit Perikles aufgekommenen Neuerungen, welche mit der altväterlichen Verfassung in offenbarem Widerspruche standen, sofern sie den gemeinen Mann zur Beeinträchtigung der Edlen und zum Schaden der Gesammtheit übergebührlich emporhoben.

Hienach wird sich beurtheilen lassen, was in der Nachschrift S. 474. geschrieben steht:

»Ich nenne Plato einen nicht guten Bürger, weil er für Athen nicht die mindeste Anerkennung und Liebe äußert, sondern hingegen der Hohn und die Verächtlichkeit, womit er sich gegen die Demokratie ergeht, ihre Heftigkeit und Lebendigkeit daher erhalten, daß er die Mutterstadt dabey in Gedanken hatte.«

Schon früher S. 472. heißt es:

»Erstlich; einen schlechten Bürger habe ich Plato nicht einmal genannt: dieses unterzuschieben ist — dialektische Schlauheit. Einen nicht guten nannte ich ihn, weil Factionsgeist und eingewurzelte Persönlichkeiten ihn gegen die ererbte und gesetzmäßige Verfassung gehässig, und einer Partey gewogen machten, deren heuchlerische Vorspiegelungen überführt waren, als sie die Macht besaß: die in der Wirklichkeit nicht mehr Daseyn hatte, und den, der sich an sie hing, für das Vaterland eben so vernichtete, als Jacobitismus nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gethan haben würde.«

Wegen des hier vorkommenden Factionsgeistes erinnere ich an die oben angeführte Stelle des Isokrates, welcher zu Folge bey den damals so genannten Volksfreunden alle feine und brave Männer für oligarchisch gesinnt galten, d. i. nach heutiger Sprechweise für unfreysinnig. Mit dieser Maßbestimmung dürfen Platon's Verehrer

über den hier ihm aufgebürdeten Factionsgeist nicht zürnen, wiewohl dieses Wort an sich etwas sehr Gehässiges bezeichnet.

Was den in der angezogenen Stelle der Nachschrift gegen mich gerichteten Ausfall anlangt: so sey vergönnt, zur Abwehrung desselben die beyden hiebey in Betrachtung kommenden Aeußerungen meiner Vertheidigungsrede herzusetzen:

»Gleichwohl fehlt es nicht an Einzelnen, welche seines (Platon's) Namens Ehre in ihrem edelsten Lebenstheile verletzen, indem sie ihm vorwerfen, kein guter Bürger gewesen zu seyn, sich seines Vaterstaats Athen unwerth bewiesen zu haben« (S. 1.).

Wie? der Mann, der seine geliebte Cecropsstadt lebend und sterbend im Herzen trug, soll ein schlechter Bürger gewesen seyn?« (S. 35.).

Auf die erste dieser beyden Stellen, wo ich meines Gegners Ausdruck — kein guter Bürger — unverändert beybehalten habe, kann der mir gemachte Vorwurf der Wortverdrehung sich nicht beziehen, sondern nur auf die andere. In dieser habe ich allerdings der Benennung — nicht guter Bürger — den Begriff — schlechter Bürger — nicht etwa heimlich untergeschoben, sondern unverholen untergelegt, nicht aus dialektischer Schlauheit, sondern im Gefühl gerechtester Entrüstung darüber, daß mein edler Gegner sich erkühnt hatte, den Platon in Vergleichung mit dem Thucydides und Demosthenes einen Sünder zu nennen.

3) Als Platon Rath mit sich selber pflog, wie er seinem Bürgerberufe genügen sollte, ob durch Ergreifung des geschäftigen oder beschaulichen Lebens, erwog er unstreitig, daß er es auf jene Art zu thun nur vermögte,

wenn er sich unter die öffentlichen Rathgeber aufnehmen ließe, und denen, welche unter diesen ihm widerstrebten, den Rang abzulaufen trachtete, um in Verbindung mit lauter gleich Gesinnten unter unaufhörlicher Bekämpfung der Ohrenbläser und Volksverführer die Lenkung der Bürgerschaft in seine Gewalt zu bringen. Daß mit solchen Bestrebungen, welche, wenn sie fruchten sollten, ihn ganz in Anspruch nahmen, seine wissenschaftlichen unvereinbar waren, liegt am Tage. Gesetzt, er hätte diese aus Liebe zum gemeinen Besten aufgeben wollen, welchen Erfolg durfte er sich von Darbringung eines so großen Opfers versprechen? Bescheid darauf gaben ihm des Sokrates bekannte Worte. Wisset, lauten sie, wisset, Männer von Athen! Hätte ich vorlängst mit Staatsgeschäften mich befaßt: so wäre ich vorlängst umgekommen, weder euch noch mir zu Nutze und Frommen. Zürnet mir nicht, daß ich die Wahrheit rede: denn es kann keiner sich halten, der euch oder einer andern Volksgemeine redlich widerstrebt, um so vielem Ungerechten und Gesetzwidrigen, was im Staate vorgeht, zu wehren. Nein! Wer die Sache der Gerechtigkeit wahrhaft verfechten will, muß, um sich auch nur auf kurze Zeit zu halten, nothgedrungen öffentlicher Thätigkeit entsagen, und sich auf sonderliche beschränken 17).

Hienach nun, und dem über diesen Punct in meiner Vertheidigungsrede (S. 6—11.) Gesagten zu Folge wird sich beurtheilen lassen, was S. 480. der Nachschrift steht und so lautet:

»So wie der Staat Athen geführt ward, wäre Plato auch nicht gezwungen gewesen, wenn er für sein Volk als Freund und Vormund erschienen wäre, zwischen der Ausbildung seiner Speculationen und einem Antheil an

der Leitung der Nation zu wählen, wie etwa in unserer Zeit.

4) Zu Platon's angelegentlichsten Wünschen im höheren Alter gehörte der, die Echtheit seiner Staatsweisheit theils zu prüfen theils zu bewähren durch Einführung derselben in das wirkliche Leben und Anwendung auf bestehende Verhältnisse. Daß von allem, was die Erfüllung dieses Wunsches verheißen konnte, in dem damaligen Athen nichts vorhanden war, ergiebt sich aus obigen Mittheilungen von selbst. Wie vieles dagegen nach des älteren Dionysius Tode in Syrakus sich vereinigte, was ihn reizen konnte, versuchsweise dort Hand an das Werk zu legen, und welche Ursachen den Erfolg dieses Unternehmens vereitelten, habe ich in meiner Vertheidigungsrede dargethan, und ich scheue nicht, auf das dort Gesagte mich zu berufen, so unbefriedigend es mein edler Gegner auch gefunden zu haben scheint, wie aus folgenden Worten der Nachschrift (S. 479.) erhellet.

»Und wenn ein großer Mann sich von diesem edlen und lenksamen Volke (dem athenischen), welches freylich auch nicht alltäglich in Feyerkleidern einherging, noch frey von Sünde und Schwäche war, abwandte, so traf ihn die gerechteste Strafe durch die Verirrung, den Versuch zu machen, einen Mohren zu waschen, einen heillosen bösen Buben wie Dionysius zu bekehren, und durch ihn im Pfuhle der syrakusanischen Lasterhaftigkeit die Philosophie auf den Thron zu setzen; und die kaum geringere Thorheit, in einem von der Tyranney so tief angesteckten Verwegenen wie Dion einen Helden und ein Ideal zu sehen.«

Die Nachschrift fügt hinzu:

»Wer hier Erfolg möglich glaubte, und an einem

Volke wie das attische verzweifelte, der hatte es weit gebracht im Mückensaugen und Elephantenverschlingen.« —

Das kann dem Zusammenhange gemäß kaum etwas anderes sagen wollen, als »der hatte es weit gebracht in der Verkehrtheit, Unthuliches für thulich und Thuliches für unthulich zu halten.« Sagt es denn aber dieses wirklich?

Da Saugen so viel heißt als einem Körper mit dem Munde allmählich Saft entziehen: so ist ja offenbar Mückensaugen etwas eben so Unthuliches wie Elephantenverschlingen. Wo bleibt also im Bilde der in der Begriffsverknüpfung vorhandene Gegensatz, welcher zur Anschauung kommen soll?

Der schon oben erwähnte Freund, welchem ich diese Bedenklichkeit äußerte, rieth, die Leseart zu ändern, Saugen zu verwandeln in Seigen, den Elephanten in ein Kamehl und Verschlingen in Verschlucken, damit der biblische Kernspruch, welcher dem Redekünstler unstreitig vorgeschwebt habe, unversehrt bleibe.

Wie kann denn, entgegnete ich, jener Bibelspruch hier Anwendung finden, da der Fehler, vor welchem er warnet, ein ganz anderer ist als der am Platon gerügte, dem ja keinesweges pharisäische Ueberpünctlichkeit im Kleinlichen bey Leichtfertigkeit im Wesentlichen vorgeworfen wird, sondern vielmehr Verkehrtheit des Urtheils, vermöge deren er Dionysius den unverbesserlichen für verbesserlich hielt; die athenische Volksgemeine aber die verbesserliche für unverbesserlich?

Was hierauf der Freund erwiederte, würde ich mittheilen, wäre ich, wofür mich die Nachschrift S. 470. ausgiebt, wäre ich wirklich ein götzendienerischer Anbeter Platon's.

Aber ferne sey von mir, einem Manne, wie mein edler Gegner ist, Fehler des Wortausdrucks aufzumutzen, dergleichen sich von jedem Stümper vermeiden lassen, und eben deßwegen an einem Meister aufhören, Fehler zu seyn, vielmehr den Reiz gefälliger Nachlässigkeit (grata negligentia) annehmen.

Schließlich sey vergönnt, an dieser Stelle nachzuholen, was ich in der Vertheidigungsrede zu meinem Leidwesen übergangen habe durch Nichterwähnung eines der Werke Platon's, welches von seiner innigen und reinen Vaterlandesliebe unmittelbarer Ausfluß zu seyn scheint. Ich meine die Festrede zur Verherrlichung der auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden.

Was er bey Abfassung derselben unstreitig beabsichtigte, ein Muster aufzustellen, wie dieser Stoff zu behandeln sey, um für Weckung und Pflegung echter Bürgertugend ergiebig zu werden, hat er in einem Umfange erreicht, wie er selber wohl kaum ahnete. Denn als nach völligem Untergange der Freyheit Athen auf immer dienstbar ward, und mit dem Heldenruhme die heldische Beredsamkeit erstarb, man gleichwohl das Andenken altväterlicher Tugend lebendig erhalten wollte, wurde verordnet, daß jährlich an dem bestimmten Tage Platon's Bestattungsrede von einem dazu erwählten Manne öffentlich vorgelesen werde — zum Beweise, wie sehr an Gesinnung und Kunstwerth sie vor den unzähligen hervorragte, welche Jahrhunderte hindurch bey Wiederkehr des Todtenfestes waren gehört worden, und ohne Zweifel großen Theils sich schriftlich erhalten hatten 18).

So geschah, daß Platon nach seinem Tode viele Menschenalter hindurch alljährlich an einem der feyerlichsten Tage in der Volksversammlung, die er lebend nur

selten besucht hatte, so zu sagen persönlich auftrat, um, was nur den athenischen Namen trug, für die Ehre desselben zu begeistern, und die heilige Flamme der Vaterlandesliebe im Stillen zu hegen und zu pflegen, bis einst der Tag erschiene, der sie aus der Verborgenheit hervorlockte, der Tag, dessen Morgenröthe aufdämmern zu sehen, uns jetzo Lebenden beschieden worden.

Was die spaßhafte Einfassung, (ich sage, die spaßhafte, weil der darin angebrachte Scherz nicht von der feinsten Art ist.) — Was also die gesprächliche Einfassung betrifft, womit es dem Meister gefallen hat, vorn und hinten die Rede zu behängen: so ist wohl unter den Lesern besserer Art keiner, der sie nicht wegwünsche, aber auch wohl keiner, der sie nicht entschuldige durch die unverkennbare Bestimmung derselben, die Würde jenes hohen Festes an den Elenden zu rächen, welche es durch fade Rednerey so oft entweiheten.

Aber gleichwie die Liebe alle Dinge zum Besten wendet, so ist der Bosheit eigen, aus allem Gift zu saugen. Und so mögen wir uns nur gefaßt darauf halten, es werde unter des Menexenus Auslegern nächstens einer aufstehen, welcher, was darin die Hauptsache ist, für Nebensache erklärend, und was Nebensache für die Hauptsache, gründlich darthue, des Werkes Zweck sey kein anderer, als die altväterliche Heldentugend auf Spott zu ziehen, und uneigennützige, der Aufopferung des Lebens fähige, bis zum Tode getreue Vaterlandesliebe dem Gelächter preiß zu geben — Zum Aergernisse selbst derer unter uns, welche billig genug denken, eine solche Vaterlandesliebe unter dem glimpflichen Namen verzeihlicher Schwäche wenigstens zu entschuldigen.

V.

Demosthenes.

»Waren Männer, wie Sokrates, Thucydides, Platon, Xenophon, Isokrates entweder nicht gute oder schlechte oder gar schlimme oder grundschlechte Bürger: welches waren denn die guten?«

Diese oben (S. 208.) von mir aufgeworfene Frage ist, wie mir scheint, in meines edlen Gegners Sinne so zu beantworten:

Athenische Bürger von echtem Schrot und Korn waren damals die, welche, ohne ihr Absehen auf Grundverbesserungen zu richten, dem Zustande der Dinge, wie er nun einmal war, gemäß handelnd, in die öffentlichen Angelegenheiten eingriffen, um, geleitet von reinem Eifer und den Foderungen des Augenblicks gehorchend, nach bester Ueberzeugung und dem Maße ihrer Kraft, des Schlimmen so vieles wie möglich zu verhüten, des Guten so vieles wie möglich zu stiften. Wohlan! Ein solcher Mann war, wenn irgend einer, Demosthenes nach der Schilderung, die er von sich selber entwirft, unter anderem da, wo er dem Aeschines zuruft:

»Du fragst mich, welches Verdienstes wegen ich einer Beehrung mich würdig erkenne? Ich will dir es sagen: Als bey den Griechen die Staatsverwalter alle, und du an ihrer Spitze, erst von Philipp, dann von Alexander sich bestechen ließen, da vermogten weder Glückswechsel, noch Schmeichelworte noch große Verheißungen noch Hoffnung noch Furcht noch Gunst noch sonst etwas mich fortzureißen, da brachte mich nichts dahin, dessen,

was ich für gerecht und dem Vaterstaate für ersprießlich achtete, etwas aufzugeben. Auch machte ich es nicht wie ihr, daß ich meinen Rath der Gemeine nach dem Gewichte empfangenen Goldes zuwog. Nein! was ich that, kam aus einem lauteren, rechtschaffenen, unverderblichen Herzen. Und wie ich unter meinen Zeitgenossen den wichtigsten Geschäften vorstand, habe ich diese tüchtig, redlich, sonder Falsch verwaltet. Darum erachte ich einer Beehrung mich werth.«

»Zweyerley, Männer von Athen, sagt er an einer andern Stelle, gehört dazu, ein wackerer Bürger zu seyn: denn so mich zu nennen, ist mir wohl am wenigsten zu verargen, nämlich, daß man seine Amtsgewalt brauche, das Streben nach Edelsinn und Obmacht in der Bürgerschaft zu pflegen, und daß man gegen diese unter allen Umständen, im gesammten Thun und Lassen Wohlgesinntheit hege. Das allein hängt von unserm Willen ab, Können und Vollbringen von etwas anderem. Daß nun jene mir stets beygewohnet habe, werdet ihr nicht verkennen, wenn ihr bedenket: Keine an euch gerichtete Auffoderung, mich auszuliefern, keine gegen mich erhobene amphiktionische Anklage, keine Drohung, keine Verheißung, kein Versuch, diese Ruchlosen wie wilde Thiere auf mich zu hetzen, haben mich jemals vermogt, meiner Wohlgesinntheit gegen euch zu entsagen. Von Anbeginn schlug ich in der Staatsverwaltung den geraden Weg der Redlichkeit ein, bestrebt, des Staates Macht und Wohlberufenheit zu pflegen, zu erhöhen, mit der Gemeine zu seyn.« 19).

Daß Demosthenes, wie er sich hier schildert, und seines Gleichen gute Bürger waren, wer wird es läugnen? — Gewiß bin ich es nicht, der es läugnet, da ich

ja oben den so Gesinnten unter den echten Vaterlandesfreunden die erste Stelle angewiesen habe.

Was ich aber läugne ist, daß sie die einzigen gewesen, daß alle feine und brave, von gleichem Eifer beseelte, nach demselben Ziele strebende Männer an Wohlgesinntheit gegen das Gemeinwesen hinter jenen mit Beschämung zurückgesetzt zu werden verdienen, weil sie ihnen an unmittelbarer Wirksamkeit für dasselbe nachstanden; was ich läugne ist, daß namentlich Platon's Bürgertugend, man möge nun auf die Lauterkeit ihres Gehalts oder auf den Umfang ihrer Erfolge sehen, wegen der verschiedenen Richtung, die sie nahm, eine Vergleichung mit der demosthenischen zu scheuen habe. Dieses läugne ich, eingedenk jenes Kernspruches: Pulchrum est bene facere reipublicae, etiam bene dicere haud absurdum est.

Nichts scheint in der Vertheidigungsrede meinem edlen Gegner empfindlicher gewesen zu seyn als die S. 47. vorkommende Anmerkung, welche zum Zwecke hat, seine überspannte Lobpreisung des Demosthenes zu mäßigen. Eine der dort aus bewährten Schriftstellern geschöpften Angaben erklärt er für verläumderisch, und zwar auf den Grund gewisser durch besondere Fügung göttlicher Vorsicht aufbehaltener Umstände über den eigentlichen Zusammenhang der in Rede stehenden Thatsache (S. 481.). Warum, erlaube ich mir bescheidentlich zu fragen, theilt er die ihm zugekommenen Aufschlüsse jetzo nicht mit? Warum deutete er früher mit keinem Worte darauf hin? Dennoch bekenne ich, an dem entstandenen Aergernisse nicht ganz schuldlos zu seyn, da sich bey'm Pausanias ein Zeugniß befindet, welches die Glaubwürdigkeit jener Angabe wenn auch leider! nicht ganz entkräftet, aber doch zu meiner großen Freude gar sehr schwächt 20).

Wäre mir dieses damals gegenwärtig gewesen: so würde ich meine Einrede gegen die Heiligsprechung zwar nicht unterdrückt, aber anders gewendet haben 21).

Denn ganz abgesehen von jener ärgerlichen Geschichte bleibt in des Demosthenes Staatsleben des Gebrechlichen genug übrig, und er selber war sich ohne Zweifel desselben hinreichend bewußt, als daß er nicht hätte eine Zusammenstellung seiner als eines Heiligen mit dem Platon als einem Sünder unleidlich, um nicht zu sagen, unausstehlich finden sollen — und zwar mit desto größerem Unmuthe, je inniger ohne Zweifel er es anerkannte, was er wie von seiner sittlichen so auch von seiner künstlerischen Ausbildung dem Platon verdankte.

Ueber diesen Punct läßt sich die Nachschrift (S. 481.) also vernehmen:

»Die Mittelmäßigkeit findet einen Trost darin, auszumachen, daß große Männer nicht durch ihr eigenes Wesen und ihren Genius, sondern durch äußere Vortheile und Belehrung emporgehoben seyen.«

Ich entgegne: In des Demosthenes innerster Eigenthümlichkeit lag etwas, wodurch es immer zweifelhaft bleiben wird, welches von beyden an seiner Meisterschaft größeren Antheil gehabt habe, ob die Vortrefflichkeit seiner Natur oder die Anstrengung seines Fleißes. In welchem Maße er diesen dem Thucydides zuwendete, ist bekannt. Der aber konnte ihm nur für das eine Element seiner Kunst genügen; für das andere bedurfte er eines anderen Führers, welcher in der philosophischen Wohlredenheit nicht weniger hervorragte als jener in der geschichtlichen.

Ich gehe weiter und sage: Da die Beredsamkeit zu jenen beyden Gattungen der Wohlredenheit in demselben Verhältnisse steht, wie zur epischen und lyrischen Dichtkunst die tragische, in welcher die beyden sich verschmelzen und durchdringen: so konnte jene im Demosthenes ohne Beyhülfe des Thucydides und Platon ihre Vollendung eben so wenig erreichen, wie diese im Sophokles ohne Beyhülfe Homer's und der lyrischen Sänger.

Ganz abgesehen also von dem Umstande, ob, wann, wie lange Demosthenes Platon's Zuhörer gewesen, sey nur vergönnt, zu fragen, ob es sich denken lasse, daß er ihn nicht, wie Cicero ausdrücklich bezeugt, sein ganzes Leben hindurch eifrigst gelesen, nicht an ihm und durch ihn sich gebildet habe?

Was die Nachschrift anlangt: so läugnet sie Platon's persönlichen Einfluß auf den Demosthenes aus einem Grunde, welcher, wenn er haltbar wäre, auch seinen schriftstellerischen aufheben würde.

»Es könnte, sagt sie (S. 482.), nicht an Spuren eines Einflusses des großen Lehrers auf Ausdruck und Gedanken fehlen, zumal in den frühesten Reden; aber auch schon hier ist ganz und gar keine zu finden. Vollkommener ohne die geringste Aehnlichkeit können zwey große Schriftsteller der nämlichen Stadt, wovon der jüngere noch über dreyßig Jahre neben dem älteren lebte, nicht seyn.«

Ohne die geringste Aehnlichkeit? Ueber diesen Punct waren Dionysius, Cicero und Quintilian anderer Meinung 22). Aber auch angenommen, es besitze heut zu Tage jemand hinreichende Sprachgelehrsamkeit und Kunsteinsicht, um ein solches Urtheil mit solcher Entschieden-

heit aussprechen zu dürfen: wie ließe denn hieraus sich folgern, Demosthenes habe von Platon's Geiste keinen Einfluß empfangen? Das ja eben unterscheidet Seelen seines Ranges, daß sie nichts Fremdes in sich aufnehmen, ohne es mit ihrem innersten Wesen zu verschmelzen, wie eine Flamme, welche, was ihr nur Entzündliches begegnet, verzehrend ergreift und in Nahrungsstoff für sich verwandelt, der ihrer Kraft, zu leuchten und zu wärmen, Wachsthum und Gedeihen gebe.

Schluß.

Die einzig der Vertheidigung Platon's von mir geweihete Rede bezeichnet mein edler Gegner S. IV. des Vorberichts als eine kränkende gegen ihn persönlich gerichtete litterarische Streitschrift, welche, nicht als Abwehr entstanden, scharfe Rüge verdiene, auf Verzeihung kaum Anspruch machen dürfe. Wie sehr es mich auch schmerzte, für diese nachträglichen Erörterungen ähnliche Mißdeutungen fürchten zu müssen, so hielt ich dennoch nicht dafür, dieser Besorgniß auf Inhalt oder Form meiner Mittheilungen irgend einen Einfluß gestatten zu dürfen, unter welchem die Gerechtigkeit der Sache, deren Führung ich übernommen habe, leiden könne.

Was die Polemik betrifft, welche nach S. 471. meinem edlen Gegner zuwider ist als Störung des geraden Ganges der eigenen Untersuchungen: so scheint nicht undienlich, zu bemerken, daß hierüber einer unserer ersten Männer ganz anders dachte.

»Es sey, sagt Lessing, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bey jedem Streite gewonnen. Der Streit hat

den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen« 23).

So verhält es sich in der That, da der Streit, selbst wenn er an Stelle des verdrängten Falschen anderes Falsches bringt, dennoch, was von unschätzbarem Werthe ist, wenigstens bewirkt, daß die Irrthümer im Flusse bleiben, daß der eine, wie Welle die Welle, den andern wegtreibt, keiner zum dauernden Bestande gelangt.

Nachweisungen und Erläuterungen zum Anhange.

1) Griech. Gesch. II, 2, 20.; III, 1, 4.

2) Griech. Gesch. II, 4, 28. Dem. Lept. S. 16. n. Wolf's Ausgabe; Isokrates Areop. §. 68. n. Bek. Ausg.

3) Cic. vom Alter. 7.

4) Siehe oben S. 80. und 143.

5) Griech. Gesch. II, 2, 3. 10.

6) Nec vero usquam discedebam, nec a republica dejiciebam oculos, ex eo die, quo in aedem Telluris convocati sumus. In quo templo, quantum in me fuit, jeci fundamenta pacis, Atheniensiumque renovavi vetus exemplum, graecum etiam verbum usurpavi, quo tum in sedandis discordiis erat usa civitas illa, atque omnem memoriam discordiarum oblivione sempiterna delendam censui« (Phil. I, 1.)

7) Arist. Pol. II, 9.

8) Siehe oben S. 80.

9) Allgem. Gesch. I, 118.

10) Plat. Phädrus 279. Cic. v. Redner II, 22. Brutus 8; Redner 12.

11) Friedensrede §. 133—135. n. Bek. Ausg.

12) Areopag. §. 16. ff. Der vom Aristides eingeführten Gleichheit erwähnt Isokrates nicht ausdrücklich, weder billigend noch mißbilligend. Dennoch glaube ich behaupten zu dürfen, daß sie ihm nicht anstößig war, da sie erst schädlich ward, seitdem an Verwaltung öffentlicher Geschäfte Geldlohn geknüpft wurde.

13) Plutarch. vom Ruhm der Ath. und Leben der Redner.

14) Xen. Angeb. I, 1, §. 12. folg. Griech. Gesch. II, 3, 4. Philostratus Leben der Sophisten XVI.

15) Dieses sage ich in der wohl nicht ungegründeten Voraussetzüng, daß Kritias Altersgenosse des Alcibiades war, und daß dieser v. Chr. 403. in einem Alter von einigen und vierzig Jahren starb.

16) Diog. Laert. II, 106.; III, 6.

17) Apol. 32. A.

18) Cic. Redner 44.

19) Rede für den Ktesiphon §. 297. u. 321. nach Bekker's Ausgabe.

20) Die II, 33. befindliche Stelle des Pausanias lautet so:

»Innerhalb des Bezirks ist auch das Denkmal des Demosthenes. An diesem wie schon früher am Homer scheint mir die Gottheit bewiesen zu haben, daß sie mißgünstig sey, da sie, nicht sich begnügend, den Homer der Augen zu berauben, so großem Wehe ein anderes hinzufügte, indem sie in drückender Armuth ihn als Bettler durch alle Lande umhertrieb. Eben so erfuhr Demosthenes im Alter das Unglück der Verbannung, und starb eines höchst gewaltsamen Todes. Gegen die Beschuldigung, er habe von den Schätzen, welche Harpalus aus Asien brachte, etwas empfangen, haben andere und er selber sich umständlich ausgelassen. Was man von der Sache Bewandniß sich später sagte, will ich anführen. Harpalus entwich aus Athen und gieng zu Schiffe nach Kreta, wo er bald durch Hausdiener starb (wiewohl nach andern ein Macedonier Namens Pausanias ihn ermordet haben soll). Seinen Rechnungsführer,

der nach Rhodus entfloh, ergriff der Macedonier Philoxenus, (derselbe, welcher die Auslieferung des Harpalus von den Athenern begehrt hatte) und verhörte hierauf jenen Menschen, bis er auf das genaueste erfuhr, wer von des Harpalus Schätzen etwas bekommen hätte. Ueber das Herausgebrachte sendete er ein Schreiben nach Athen. In diesem zählt er die vom Harpalus Beschenkten auf mit Bezeichnung der jedem zu Theil gewordenen Summe, ohne des Demosthenes mit einer Sylbe zu erwähnen, obgleich Alexander gegen diesen sehr aufgebracht und er selber ihm persönlich feind war.«

Dieses spätere Man sagt war unstreitig auch dem Plutarch zu Ohren gekommen, ohne doch bey ihm in gleichem Maße wie bey'm Pausanias Glauben zu finden. (Siehe dessen Vergleichung des Demosthenes mit dem Cicero. S. 887. E. n. der Frankf. Ausg.)

21) Dieses sage ich in Folge des Eindrucks, den des Demosthenes Rede über die veruntreuete Gesandtschaft jedes Mal auf mich macht. Er zeigt sich in der That bey diesem Handel in einem zweydeutigen Lichte; in einem günstigeren Aeschines, welcher in seiner Gegenrede als der ehrlichere Mann erscheint.

22) Dionysius Rhet. S. 376, 381. in Reisk. Ausgabe. Cic. Redn. 5.; Brutus 31.; Quint. Inst. XII, 2, 22.; 10, 23.

23) In der Vorrede zur Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet haben Th. X. S. 107.

Gedruckt bey C. F. Thormann in Bonn.

In der Verlagshandlung sind folgende Schriften des Verfassers der gegenwärtigen erschienen:

Christenthum. Betrachtungen und Untersuchungen. Erstes und zweites Buch. gr. 8. 1822. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48. kr.

— — Dessen zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Philipp Melanchthon der Glaubenslehrer. Eine Streitschrift. gr. 8. 1826. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48. kr.

— — Dessen dritter Theil. Auch unter dem Titel: Erörterungen einiger Hauptstücke in Dr. Friedrich Schleiermachers christlicher Glaubenslehre. Nebst einem Anhange über verwandte Gegenstände. gr. 8. 1827. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48. kr.

Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend. Zum Gebrauche bey seinen akademischen Vorträgen über Pädagogik 8. 1823. 12 Ggr. od. 54. kr.

Magdeburg. Eine Rede zur Beehrung seiner Vaterstadt verfasset. gr. 8. 1823. geh. 12 Ggr. od. 54 kr.

Platon. Eine Rede gehalten zu Bonn den 22. April 1819, bey Eröffnung seiner Vorträge über Platons Lehre von den göttlichen und menschlichen Dingen. 8. 1819. geh. 4 Ggr. od. 18 kr.

Vertheidigung Platons gegen einen Angriff Niebuhrs auf dessen Bürgertugend. gr. 8. 1828. geh. 8 Ggr. od. 36 kr.

Ueber die Mittel den staatsverderblichen Richtungen der Zeit bey der Schuljugend entgegenzuwirken. 8. 1825. geh. 3 Ggr. od. 12 kr.

